Das

belletristische Ausland.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

1823stes bis 1826stes Bändchen.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Vierte Abtheilung.

Die Gräfin von Charny.

Drittes bis sechstes Bändchen.

Jeder Band kostet **6** Kreuzer oder **2** Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.
1852.

Digitized by Google

Schnellpressendruck der J. G. Spandel'schen Buchdruckerei.

Digitized by Google

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. **August Zoller.**

Stuttgart.
Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.
1852.

Digitized by Google

Digitized by Google

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

Alexandre Dumas.

Vierte Abtheilung:

Die Gräfin von Charny.

Drittes bis sechstes Bändchen.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1852.

Digitized by Google

Digitized by Google

XII.

Das Schlafzimmer.

Charny stützte sich auf die Lehne des Canapé und stieß einen Seufzer aus.

Andrée ließ ihren Kopf auf ihre Hand fallen.

Der Seufzer von Charny hatte ihren Seufzer in die tiefste Tiefe ihrer Brust zurückgedrängt.

Was in diesem Augenblick im Herzen der jungen Frau vorging, läßt sich durchaus nicht beschreiben.

Seit vier Jahren an einen Mann verheirathet, den sie anbetete, ohne daß dieser, beständig mit einer andern Frau beschäftigte, Mann je eine Idee von dem furchtbaren Opfer gehabt, das sie ihn heirathend gebracht, hatte sie, mit der Verleugnung ihrer doppelten Pflicht als Frau und als Unterthanin, Alles gesehen, Alles ertragen, Alles in sich selbst verschlossen; endlich, seit einiger Zeit, schien es ihr nach einigen sanfteren Blicken ihres Gatten, nach einigen härteren Worten der Königin, ihre Ergebenheit sei nicht ganz unfruchtbar. Während der jüngst vergangenen Tage, entsetzlicher Tage voller unabläßiger Bangigkeiten für Jedermann, hatte Andrée, allein vielleicht inmitten aller dieser Höflinge und unter diesen erschrockenen Dienern, freudige Gemüthsbewegungen und süße Schauer empfunden; dies war so, wenn in äußersten Momenten Charny sich durch eine Geberde,

Digitized by Google

durch einen Blick, durch ein Wort mit ihr zu beschäftigen, sie unruhig zu suchen, zu seiner Freude wiederzufinden schien; es war ein leichter, verstohlener Händedruck, der ein von der Menge, die sie umgab, unbemerktes Gefühl mittheilte und für sie allein einen gemeinschaftlichen Gedanken leben machte; es waren köstliche Empfindungen, unbekannt diesem Schneekörper und diesen Demantherzen, welches von der Liebe nur das gekannt hatte, was sie Schmerzlichstes hat: die Einsamkeit.

Und plötzlich, in dem Augenblick, wo das arme vereinzelte Geschöpf ihr Kind wiedergefunden hatte und wieder Mutter geworden war, erhob sich etwas wie eine Liebesmorgendämmerung an ihrem bis dahin traurigen, düsteren Horizont. Nur, — seltsames Zusammentreffen, was bewies, daß das Glück nicht für sie gemacht war, — nur combinirten sich diese zwei Ereignisse auf eine Art, daß das eine das andere zerstörte, und daß unvermeidlich die Rückkehr des Gatten die Liebe des Kindes vertrieb, weil die Gegenwart des Kindes die entstehende Liebe des Gatten tödtete.

Dies konnte Charny nicht errathen in dem dem Munde von Andrée entschlüpften Schrei, in der Hand, die ihn zurückgestoßen, und in dem Stillschweigen voll Traurigkeit, das auf diesen Schrei, der so ähnlich einem Schmerzensschrei, während es doch ein Liebesausruf war, und auf diese Bewegung folgte, von der man hätte glauben können, sie sei vom Widerwillen eingegeben, indeß sie nur die Angst veranlaßt hatte.

Charny betrachtete ein paar Secunden lang Andrée mit einem Ausdruck, in dem sich die junge Frau nicht getäuscht haben würde, hätte sie ihre Augen zu ihm aufgeschlagen.

Charny stieß einen Seufzer aus und fragte dann, das Gespräch da wieder aufnehmend, wo er es verlassen hatte:

„Was soll ich dem König melden, Madame?“

Andrée bebte beim Tone dieser Stimme; dann schlug

sie ihr klares, durchsichtiges Auge zum Grafen auf und erwiederte:

„Mein Herr, ich habe so sehr gelitten, seitdem ich am Hofe wohne, daß ich, da die Königin die Güte gehabt hat, mir meinen Abschied zu geben, diesen Abschied mit Dank annehme. Ich bin nicht geboren, um in der Welt zu leben, und ich habe immer in der Einsamkeit, wenn nicht das Glück, doch wenigstens die Ruhe gefunden. Die glücklichsten Tage meines Lebens sind die Tage, die ich, ein junges Mädchen, im Schlosse Taverney zugebracht, und später die, welche ich in der Zurückgezogenheit im Kloster von Saint-Denis bei jener edlen Tochter von Frankreich, die man Madame Louise nannte, verweilt habe. Mit Ihrer Erlaubniß aber, mein Herr, werde ich diesen Pavillon bewohnen, der für mich voll von Erinnerungen, die, obgleich traurig, nicht ganz ohne Süßigkeit sind."

Bei dieser Erlaubniß, um die ihn Andrée bat, verbeugte sich Charny wie ein Mensch, der bereit ist, nicht nur eine Bitte zu gewähren, sondern auch einem Befehle zu gehorchen.

„Madame," sagte er, „das ist also ein gefaßter Entschluß?"

„Ja, mein Herr," antwortete Andrée sanft, aber fest.

Charny verbeugte sich abermals und sprach:

„Nun, Madame, habe ich Sie nur noch Eines zu fragen: wird es mir gestattet sein, Sie hier zu besuchen?"

Andrée heftete auf Charny ihr großes, durchsichtiges, gewöhnlich ruhiges und kaltes, nun aber von Erstaunen und sanfter Freundlichkeit erfülltes Auge und erwiederte:

„Allerdings, mein Herr, und da ich Niemand sehen werde, so werde ich, erlauben Ihnen die Pflichten, die Sie in den Tuilerien zu erfüllen haben, ein paar Augenblicke zu verlieren, immer dankbar sein, wenn Sie dieselben mir widmen, so kurz sie auch sein mögen."

Charny hatte nie so viel Holdseligkeit im Auge von

Andrée gesehen, er hatte nie diesen Ausdruck von Zärtlichkeit in ihrer Stimme bemerkt.

Es durchlief etwas wie jener zarte Schauer, den eine erste Liebkosung gibt, seine Adern.

Er heftete seinen Blick auf den Platz, den er neben Andrée eingenommen, und der, seitdem er aufgestanden, leer geblieben war.

Charny würde ein Jahr von seinem Leben gegeben haben, um sich dahin zu setzen, ohne daß Andrée ihn zurückgestoßen hätte, wie sie es das erste Mal gethan.

Aber, schüchtern wie ein Kind, wagte er es nicht, ohne dazu ermuthigt zu werden.

Andrée hätte nicht ein Jahr, sondern zehn Jahre gegeben, um hier an ihrer Seite denjenigen zu fühlen, welcher so lange von ihr entfernt gewesen war.

Leider kannte keines von ihnen das andere, und jedes verhielt sich unbeweglich, in einer beinahe schmerzlichen Erwartung.

Charny brach abermals zuerst das Stillschweigen, dem nur derjenige, welchem es gestattet ist, im Herzen zu lesen, seine wahre Deutung geben konnte.

„Sie sagen, Sie haben viel gelitten, seitdem Sie am Hofe wohnen, Madame?“ fragte er. „Hatte der König nicht immer für Sie eine Achtung, welche bis zur Verehrung ging, und die Königin eine Zärtlichkeit, welche bis zur Abgötterei ging?“

„Ach! ja, mein Herr,“ erwiederte Andrée, „der König ist stets vortrefflich gegen mich gewesen.“

„Erlauben Sie mir, zu bemerken, Madame, daß Sie nur auf einen Theil meiner Frage antworten: sollte die Königin minder vortrefflich gegen Sie gewesen sein als es der König war?“

Die Kinnladen von Andrée preßten sich zusammen als sträubte sich die empörte Natur gegen eine Antwort. Endlich aber sprach sie mit einer Anstrengung:

„Ich habe der Königin nichts vorzuwerfen, und

wäre unbillig von mir, wenn ich Ihrer Majestät nicht alle Gerechtigkeit widerfahren ließe."

„Ich sage Ihnen das, Madame," fuhr Charny fort, „weil seit einiger Zeit . . . ich täusche mich ohne Zweifel . . . doch mir scheint, die Freundschaft, die sie für Sie hegte, hat eine Erschütterung erlitten."

„Das ist möglich, mein Herr," versetzte Andrée, „und darum wünsche ich, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre gehabt habe, den Hof zu verlassen."

„Aber, Madame, Sie werden sehr allein, sehr vereinzelt sein!"

„Bin ich es nicht immer gewesen, mein Herr," erwiederte Andrée mit einem Seufzer, „als Kind . . . als Mädchen . . . und als . . ."

Andrée hielt inne: sie sah, daß sie zu weit zu gehen im Begriffe war.

„Vollenden Sie, Madame," sprach Charny.

„Oh! Sie haben mich errathen, mein Herr . . . ich wollte sagen: und als Frau . . ."

„Sollte ich so glücklich sein, daß Sie mir einen Vorwurf zu machen die Güte hätten?"

„Einen Vorwurf, mein Herr!" versetzte Andrée lebhaft; „großer Gott! welches Recht hätte ich, Ihnen einen Vorwurf zu machen? . . . Glauben Sie, ich habe die Umstände vergessen, unter denen wir uns verbunden? . . . Ganz das Gegentheil von denjenigen, die sich am Fuße der Altäre gegenseitige Liebe, gegenseitigen Schutz schwören, haben wir uns ewige Gleichgültigkeit, völlige Trennung geschworen. Wir würden uns also nur einen Vorwurf zu machen haben, wenn eines von uns seinen Schwur vergessen hätte."

Ein Seufzer, zurückgedrängt durch die Worte von Andrée, fiel auf das Herz von Charny.

„Ich sehe, daß Ihr Entschluß fest steht, Madame," sprach er; „wollen Sie mir aber wenigstens erlauben,

Digitized by Google

mich um die Art zu bekümmern, wie Sie hier leben werden? Werden Sie nicht sehr schlecht hier sein?"

Andrée lächelte traurig und sprach:

„Das Haus meines Vaters war so dürftig, daß, mit ihm verglichen, dieser Pavillon, so entblößt er Ihnen scheinen mag, mit einem Luxus ausgestattet ist, an den ich nicht gewöhnt war."

„Aber . . . der reizende Aufenthalt in Trianon . . . das Schloß von Versailles . . ."

„Oh! ich wußte wohl, daß ich nur vorübergehend dort zu verweilen hatte."

„Werden Sie wenigstens hier Alles haben, was für Sie nothwendig ist?"

„Ich werde Alles wiederfinden, was ich einst hatte."

„Lassen Sie sehen," sprach Charny, der sich eine Idee von der zukünftigen Wohnung von Andrée machen wollte und umherzuschauen anfing.

„Was wollen Sie sehen, mein Herr?" fragte Andrée, indem sie lebhaft aufstand und einen raschen, ängstlichen Blick nach dem Schlafzimmer warf.

„Wenn Sie nicht zu demüthig in Ihren Wünschen sind, Madame, so ist dieser Pavillon wahrhaftig keine Wohnung . . . ich bin durch ein Vorzimmer gegangen; hier befinde ich mich im Salon; diese Thüre — und er öffnete eine Seitenthüre, — ah! ja, diese Thüre führt in ein Speisezimmer, und jene . . ."

Andrée stellte sich behende zwischen den Grafen von Charny und die Thüre, auf welche er zuschritt und hinter der sie im Geiste Sebastian sah.

„Mein Herr," rief sie, „ich bitte Sie inständig, keinen Schritt weiter."

Und ihre ausgebreiteten Arme verschlossen den Durchgang.

„Ja, ich verstehe," sagte Charny mit einem Seufzer, „das ist die Thüre Ihres Schlafzimmers."

Digitized by Google

„Ja, mein Herr," stammelte Andrée mit erstickter Stimme.

Charny schaute die Gräfin an; sie zitterte und war bleich; nie hatte sich die Angst durch einen schärferen Ausdruck kundgegeben, als der war, welcher sich auf dem Gesichte von Andrée verbreitet hatte.

„Ah! Madame," murmelte er mit einer thränenvollen Stimme, „ich wußte wohl, daß Sie mich nicht liebten; aber ich wußte nicht, daß Sie mich so sehr hassen!"

Und unfähig, länger bei Andrée zu bleiben, ohne auszubrechen, schwankte er einen Augenblick wie ein Trunkener; dann aber raffte er alle seine Kräfte zusammen und stürzte aus dem Zimmer mit einem Schmerzensschrei, der bis im Grunde des Herzens von Andrée wiederhallte.

Die junge Frau schaute ihm nach, bis er verschwunden war; sie horchte mit gespanntem Ohr, so lange sie das Geräusch seines Wagens, der sich immer mehr entfernte, unterscheiden konnte; dann, da sie fühlte, daß ihr Herz dem Brechen nahe war, und da sie begriff, daß sie nicht zu viel mütterliche Liebe hatte, um diese andere Liebe zu bekämpfen, eilte sie in das Schlafzimmer und rief:

„Sebastian! Sebastian!"

Aber keine Stimme antwortete der ihrigen, und auf diesen Schmerzensschrei forderte sie vergebens ein tröstendes Echo.

Beim Scheine der Nachtlampe, die das Zimmer erleuchtete, schaute sie ängstlich umher, und sie bemerkte, daß das Zimmer leer war.

Und sie konnte doch kaum ihren Augen trauen.

Zum zweiten Male rief sie: „Sebastian! Sebastian!"

Dasselbe Stillschweigen.

Nun erst gewahrte sie, daß das Fenster offen stand, und daß die äußere Luft, in das Zimmer eindringend, die Flamme der Nachtlampe zittern machte.

Digitized by Google

Es war dasselbe Fenster, das man schon offen gefunden, als, fünfzehn Jahre früher, das Kind zum ersten Mal verschwunden war.

„Ah! ganz richtig!“ rief sie, „hat er mir nicht gesagt, ich sei nicht seine Mutter?“

Da begriff Andrée, daß sie zugleich Alles, Kind und Gatten, verlor, in dem Augenblick, wo sie beinahe Alles wiedergefunden hätte; sie warf sich, die Arme ausgebreitet, die Hände krampfhaft zusammengezogen, auf ihr Bett; nun waren ihre Kräfte, ihre Ergebung, ihre Gebete erschöpft.

Sie hatte nur noch Schreie, Thränen, Schluchzen und ein ungeheures Gefühl ihres Schmerzes.

Eine Stunde ungefähr verging in dieser tiefen Vernichtung, in diesem Vergessen der ganzen Welt, in diesem Wunsche nach allgemeiner Zerstörung, der die Menschen in der Hoffnung erfaßt, in das Nichts zurückkehrend, werde sie die Welt mit sich fortreißen.

Plötzlich schien es Andrée, etwas noch Gräßlicheres als ihr Schmerz schlüpfe zwischen diesen Schmerz und ihre Thränen. Ein Gefühl, das sie nur drei oder viermal gehabt, und das immer den äußersten Krisen ihres Daseins vorhergegangen war, raubte ihr langsam Alles, was Lebendiges in ihr blieb. Durch eine von ihrem Willen beinahe unabhängige Bewegung erhob sie sich allmälig; ihre bebende Stimme erlosch in ihrer Kehle; wie unwillkürlich angezogen, drehte sich ihr ganzer Körper um sich selbst. Durch den feuchten Nebel ihrer Thränen glaubten ihre Augen zu unterscheiden, daß sie nicht allein war. Vertrocknend, fixirte sich ihr Blick und klärte sich auf: ein Mann, der über das Fenstergesims gestiegen zu sein schien, um in das Zimmer einzudringen, stand vor ihr. Sie wollte rufen, schreien, die Hand nach einer Klingelschnur ausstrecken, doch das war unmöglich ... sie empfand die unüberwindliche Erstarrung, welche ihr einst die Gegenwart von Balsamo bezeichnete. Endlich

Digitized by Google

erkannte sie in dem vor ihr stehenden Mann, der sie mit dem Blicke und der Geberde bezauberte, Gilbert.

Wie befand sich Gilbert, der verfluchte Vater, am Platze des innig geliebten Sohnes, den sie suchte?

Dies beabsichtigen wir dem Leser zu erklären.

XIII.

Ein bekannter Weg.

Es war wirklich der Doctor Gilbert mit dem König in den Augenblick eingeschlossen gewesen, wo, nach dem Befehle von Isidor und auf die Bitte von Sebastian, der Huissier sich erkundigt hatte.

Nach ungefähr einer halben Stunde ging Gilbert weg. Der König faßte immer mehr Vertrauen zu ihm; das redliche Herz des Königs schätzte, was an Biederkeit im Herzen von Gilbert war.

Sobald er herauskam, meldete ihm der Huissier, er werde im Vorzimmer der Königin erwartet.

Er war eben in den Corridor eingetreten, der dahin führte, als ein paar Schritte von ihm eine Nebenthüre geöffnet wurde, aus der ein junger Mann trat, welcher, ohne Zweifel mit der Oertlichkeit nicht vertraut, zögerte, ob er rechts oder links gehen sollte.

Dieser junge Mann sah Gilbert auf sich zukommen und blieb stehen, um ihn zu befragen. Plötzlich blieb Gilbert auch stehen: die Flamme einer Laterne traf gerade auf das Gesicht des jungen Mannes.

Digitized by Google

„Herr Isidor von Charny!..“ rief Gilbert.

„Der Doctor Gilbert!..“ erwiederte Isidor.

„Erwiesen Sie mir die Ehre, nach mir zu fragen?“

„Ja, Doctor, ja, ich . . . und dann noch . . .“

„Wer?“

„Einer, den Sie mit Vergnügen wiedersehen werden,“ fuhr Isidor fort.

„Sollte es indiscret sein, Sie zu fragen, wer?“

„Nein! doch es wäre grausam, Sie länger aufzuhalten . . . Kommen Sie . . . oder führen Sie mich vielmehr in denjenigen Theil der königlichen Vorzimmer, welchen man den grünen Salon nennt.“

„Bei meiner Treue,“ sagte Gilbert lächelnd, „ich bin selbst nicht viel stärker in der Topographie der Paläste, und besonders in der des Palastes der Tuilerien, dennoch aber will ich es versuchen. Ihr Führer zu sein.“

Gilbert ging voran und drückte nach einigem Umhertappen eine Thüre auf. Diese Thüre führte in den grünen Salon.

Nur war der grüne Salon leer.

Isidor suchte mit den Augen umher und rief nach einem Huissier. Die Verwirrung war noch so groß im Palaste, daß sich, gegen alle Regeln der Etiquette, kein Huissier im Vorzimmer fand.

„Einen Augenblick Geduld,“ sprach Gilbert; „dieser Mensch kann nicht fern sein, und mittlerweile, mein Herr, wenn sich dieser Mittheilung nicht etwas widersetzt, sagen Sie mir, ich bitte Sie, wer mich erwartete.“

Isidor schaute unruhig umher.

„Errathen Sie nicht?“ fragte er.

„Nein.“

„Einer, den ich auf der Landstraße traf, und der besorgt über das, was Ihnen begegnet sein konnte, zu Fuße nach Paris ging . . . Einer, den ich hinter mich auf mein Pferd nahm und hierher führte.“

„Sie sprechen nicht von Pitou?“

Digitized by Google

„Nein, Doctor. Ich spreche von Ihrem Sohne, von Sebastian.“

„Von Sebastian! . .“ rief Gilbert. „Nun! wo ist er denn?“

Und sein Auge durchlief rasch alle Winkel des großen Salon.

„Er war hier; er versprach, mich zu erwarten. Ohne Zweifel wird ihn der Huissier, dem ich ihn empfohlen, da er ihn nicht allein lassen wollte, mit sich genommen haben.“

In diesem Augenblick kehrte der Huissier zurück. Er war allein.

„Was ist aus dem jungen Menschen geworden, den ich hier gelassen habe?“ fragte Isidor.

„Welchen jungen Menschen meinen Sie?“ versetzte der Huissier.

Gilbert besaß eine ungeheure Selbstbeherrschung. Er fühlte, wie er bebte, doch er bewältigte sich.

Er trat ebenfalls hinzu.

„Ah! mein Gott!“ murmelte unwillkürlich der Baron von Charny, von einem Anfange von Besorgniß ergriffen.

„Mein Herr,“ sprach Gilbert mit fester Stimme zum Huissier, „sammeln Sie alle Ihre Erinnerungen ... Dieser Knabe ist mein Sohn . . . er kennt Paris nicht, und ist er unglücklicher Weise aus dem Schlosse weggegangen, so läuft er, da er Paris nicht kennt, Gefahr, sich zu verirren.“

„Ein Knabe?“ sagte ein zweiter Huissier, der gerade eintrat.

„Ja, ein Knabe, beinahe ein junger Mann.“

„Etwa fünfzehn Jahre alt?“

„So ist es.“

„Ich habe ihn in den Gängen gesehen; er folgte einer Dame, welche von Ihrer Majestät herauskam.“

„Und diese Dame, wissen Sie, wer es war?“

Digitized by Google

„Nein. Sie trug ihre Mante auf die Augen vorgeschlagen.“

„Aber was that sie denn?“.

„Sie schien zu fliehen, und das Kind verfolgte sie und rief: „„Madame!““

„Gehen wir hinab,“ sprach Gilbert, „der Concierge wird uns sagen, ob er sich entfernt hat.“

Isidor und Gilbert gingen durch denselben Corridor, durch den eine Stunde vorher Andrée, verfolgt von Sebastian, gelaufen war.

Man kam zu der Thüre des Prinzenhofes und befragte den Concierge.

„Ja, in der That,“ antwortete er, „ich habe eine Frau gesehen, welche so rasch ging, daß sie zu fliehen schien; ein Knabe kam hinter ihr . . . Sie stieg in den Wagen; der Knabe stürzte ihr nach und erreichte sie.“

„Hernach?“ fragte Gilbert.

„Hernach zog die Dame den Knaben in den Wagen, umarmte ihn voll Leidenschaft, gab ihre Adresse, schloß wieder den Schlag, und der Wagen fuhr ab.“

„Haben Sie die Adresse behalten?“ fragte Gilbert mit Bangigkeit.

„Ja, vollkommen: Rue Coq-Héron, Nr. 9, der erste Thorweg von der Rue Platrière aus.“

Gilbert bebte.

„Ei!“ sagte Isidor, „diese Adresse ist die meiner Schwägerin, der Gräfin von Charny.“

„Verhängniß!“ murmelte Gilbert.

In jener Zeit war man zu philosophisch, um zu sagen: Vorsehung.

Dann fügte er bei:

„Er wird sie erkannt haben.“

„Nun,“ sprach Isidor, „lassen Sie uns zur Gräfin von Charny gehen.“

Gilbert begriff, in welche Lage er Andrée brächte,

Digitized by Google

würde er bei ihr mit dem Bruder ihres Gatten erscheinen.

„Mein Herr," erwiederte er, „sobald mein Sohn bei der Frau Gräfin von Charny ist, befindet er sich in Sicherheit, und da ich die Ehre habe, sie zu kennen, so glaube ich, daß es, statt mich zu begleiten, geeigneter wäre, wenn Sie sich auf den Weg begeben würden, denn nach dem, was ich beim König habe sagen hören, nehme ich an, daß Sie es sind, der nach Turin reist."

„Ja, mein Herr."

„So empfangen Sie meinen Dank für das, was Sie für Sebastian zu thun die Güte gehabt haben, und reisen Sie, ohne eine Minute zu verlieren."

„Aber, Doctor . . ."

„Mein Herr, sobald ein Vater Ihnen sagt, er sei unbesorgt, reisen Sie. An welchem Orte Sebastian nun sein mag, bei der Gräfin von Charny oder anderswo, befürchten Sie nichts, mein Sohn wird sich wiederfinden."

„Da Sie es wollen, Doctor . . ."

„Ich bitte Sie darum."

Isidor reichte die Hand Gilbert, der sie ihm mit mehr Herzlichkeit drückte, als er dies bei den Menschen von seiner Klasse zu thun pflegte, und während Isidor ins Schloß zurückkehrte, gelangte er auf den Carrousel-Platz, von da in die Rue de Chartres, ging schräge über den Platz des Palais Royal, dann an der Rue Saint-Honoré hin, und, einen Augenblick in diesem Irrsal von Gäßchen verloren, befand er sich bald an der Ecke von zwei Straßen.

Das waren die Rue Platrière und die Rue Coq-Héron.

Diese Straßen hatten beide für Gilbert erschreckliche Erinnerungen; hier, gerade an dem Orte, wo er sich befand, hatte sehr oft sein Herz noch heftiger vielleicht geschlagen, als es zu dieser Stunde schlug; er schien auch einen Augenblick zwischen den zwei Straßen zu zögern,

Digitized by Google

doch er entſchloß ſich dann raſch und wählte die Rue Coq-Héron.

Die Thüre von Andrée, dieſer Thorweg des Hauſes Nr. 9 war ihm wohl bekannt; alſo nicht, weil er ſich zu täuſchen befürchtete, blieb er hier ſtehen. Nein, er ſuchte offenbar einen Vorwand, um in dieſes Haus einzudringen, und da er dieſen Vorwand nicht gefunden hatte, ſo ſuchte er ein Mittel.

Die Thüre, an welche er gedrückt, um zu ſehen, ob ſie nicht durch eines von den Wundern, die der Zufall zuweilen zu Gunſten von Leuten thut, welche in Verlegenheit ſind, offen ſei, hatte widerſtanden.

Er ging längs der Mauer hin.

Die Mauer war zehn Fuß hoch.

Dieſe Höhe kannte er wohl; doch er ſuchte, ob nicht ein von einem Fuhrmann längs dieſer Mauer vergeſſener Karren ihm das Mittel gebe, die Firſte zu erreichen.

Einmal auf der Firſte angelangt, würde er, behende und kräftig, wie er war, leicht in das Innere geſprungen ſein.

Es war kein Karren an der Mauer, — folglich auch kein Mittel, um hineinzugelangen.

Er näherte ſich der Thüre, ſtreckte die Hand nach dem Klopfer aus und hob dieſen auf; aber, den Kopf ſchüttelnd, ließ er ihn ſachte und ohne daß ein Geräuſch unter ſeiner Hand erwachte, wieder fallen.

Offenbar hatte ein neuer Gedanke, eine beinahe verlorene Hoffnung zurückführend, einen Schimmer in ſeinen Geiſt geworfen.

„Im Ganzen," murmelte er, „das iſt möglich!"

Und er ſchritt wieder gegen die Rue Platrière hinauf und auf der Stelle auch in dieſe hinein.

Im Vorübergehen warf er einen Blick und einen Seufzer nach dem Brunnen, in welchen er, ſechszehn Jahre früher, mehr als ein Mal das ſchwarze, harte Brod ge-

Digitized by Google

tucht hatte, das er der Großmuth von Thereſe und der Gaſtfreundſchaft von Rouſſeau verdankte.

Rouſſeau war todt, Thereſe war todt: er war groß geworden, zu Anſehen, zu Ruf, zu Vermögen gelangt. Ach! war er glücklicher, weniger bewegt, weniger voller Bangigkeiten in Betreff der Gegenwart und der Zukunft, als zur Zeit, wo er, entzündet von einer tollen Leidenſchaft, ſein Brod in dieſen Brunnen getaucht hatte?

Er ging weiter.

Endlich, blieb er, ohne Zögern, vor einer Gangthüre ſtehen, deren oberer Theil vergittert war.

Er ſchien an ſeinem Ziele angekommen zu ſein.

Einen Augenblick jedoch lehnte er ſich an die Wand, mochte ihn nun die Summe der Erinnerungen, welche dieſe kleine Thüre in ihm zurückrief, faſt erdrücken, mochte er, bei dieſer Thüre angekommen, hier eine Täuſchung zu finden befürchten.

Endlich ſtrich er mit der Hand über dieſe Thüre, und mit einer unausſprechlich freudigen Empfindung fühlte er an der Mündung eines kleinen runden Loches das Schnürchen hervorſtehen, mit deſſen Hülfe man am Tage die Thüre öffnete.

Gilbert erinnerte ſich, daß man zuweilen dieſes Schnürchen bei Nacht einzuziehen vergaß, und daß er eines Abends, wo er, nachdem er ſich verſpätet, haſtig nach der Manſarde zurückkehrte, die er bei Rouſſeau bewohnte, dieſes Vergeſſen benützt hatte, um hineinzugelangen und ſein Bett zu erreichen.

Wie einſt, ſchien das Haus von Leuten bewohnt zu ſein, welche arm genug waren, um die Diebe nicht zu fürchten: dieſelbe Sorgloſigkeit hatte daſſelbe Vergeſſen herbeigeführt.

Gilbert zog die Schnur an. Die Thüre öffnete ſich, und er befand ſich in dem finſtern, feuchten Gange, in deſſen Hintergrunde, wie eine auf ihrem Schwanze ſitzende Schlange, die klitſchige, kleberige Treppe ſich erhob.

Digitized by Google

Gilbert schloß die Thüre sorgfältig wieder, und tappend erreichte er die ersten Stufen der Treppe.

Als er zehn Stufen hinaufgestiegen war, blieb er stehen.

Ein schwacher, durch ein schmutziges Fensterwerk dringender Schein deutete an, daß die Wand an dieser Stelle durchbrochen und daß die, doch sehr finstere, Nacht weniger finster außen, als innen war.

Durch die Scheiben, so sehr sie getrübt, sah man die Sterne an einer Stelle des Himmels glänzen.

Gilbert suchte den kleinen Riegel, der das Fenster schloß, und stieg auf demselben Wege, dem er schon zweimal gefolgt war, in den Garten hinab.

Trotz des Verlaufes von fünfzehn Jahren, war der Garten dem Gedächtniß von Gilbert so gegenwärtig, daß er Alles wiedererkannte, Gänge, Bäume, Rabatten, Alles, bis auf die mit einer Rebe geschmückte Ecke, wo der Gärtner seine Leiter aufstellte.

Er wußte nicht, ob zu dieser Stunde der Nacht die Thüren geschlossen waren; er wußte nicht, ob Herr von Charny sich bei seiner Frau befand, oder in Ermangelung von Herrn von Charny ein Diener oder eine Kammerfrau.

Zu Allem entschlossen, um Sebastian wiederzufinden, war es doch in seinem Geiste festgestellt, er werde Andrée nur in der äußersten Noth compromittiren und zuerst Alles thun, was er könne, um sie allein zu sehen.

Sein erster Versuch galt der Thüre der Freitreppe: er drückte am Knopfe der Thüre, und diese gab nach.

Er muthmaßte demnach, da die Thüre nicht geschlossen sei, so müsse Andrée nicht allein sein.

Ist ihr Inneres nicht im höchsten Maße von anderen gewichtigen Dingen erfüllt und in Anspruch genommen, so versäumt es eine Frau, welche allein einen Pavillon bewohnt, nicht, die Thüre zu schließen.

Gilbert zog sie sachte und geräuschlos zu, — glück-

lich jedoch, daß er wußte, es bleibe ihm dieser Eingang als letztes Mittel.

Er stieg die Stufen der Freitreppe hinab und drückte sein Auge an jenen Sommerladen, der fünfzehn Jahre vorher, plötzlich unter der Hand von Andrée sich öffnend, ihn vor die Stirne gestoßen, — in der Nacht, wo er, mit den hunderttausend Thalern von Balsamo in der Hand, der Hoffärtigen sie zu heirathen angeboten hatte.

Dieser Laden war der des Salon.

Der Salon war erleuchtet.

Da aber Vorhänge an den Scheiben herabfielen, so war es nicht möglich, etwas im Innern zu erschauen.

Plötzlich schien es ihm, als sähe er auf der Erde und auf den Bäumen einen von einem offenen Fenster herkommenden schwachen Schein zittern.

Das offene Fenster war das des Schlafzimmers; dieses Fenster erkannte er auch, denn durch dasselbe hatte er das Kind geraubt, welches er heute suchte.

Er trat zurück, um aus dem durch das Fenster ausgeworfenen Lichtstrahl zu gehen und, in der Dunkelheit verborgen, sehen zu können, ohne gesehen zu werden.

Auf einer Linie angelangt, die ihm den Blick in das Innere des Zimmers zu tauchen erlaubte, sah er zuerst die Thüre des Salon offen; dann entdeckte sein Auge in dem Kreise, den es durchlief, das Bett.

Auf dem Bette war eine erstarrte, zerzauste, sterbende Frau; rauhe Kehltöne, wie die des Röchelns einer mit dem Tode Ringenden, kamen aus ihrem Munde hervor, von Zeit zu Zeit unterbrochen durch Schreie und durch Schluchzen.

Gilbert näherte sich langsam, die erleuchtete Linie umgehend, in welche einzutreten er aus Furcht, gesehen zu werden, zögerte.

Endlich lehnte er seinen bleichen Kopf an die Ecke des Fensters.

Digitized by Google

Es unterlag für Gilbert keinem Zweifel mehr: diese Frau war Andrée, und Andrée war allein.

Aber wie war Andrée allein? Warum weinte Andrée?

Das konnte Gilbert nur erfahren, wenn er sie befragte.

Da stieg er geräuschlos durch das Fenster und befand sich hinter ihr in dem Augenblick, wo die magnetische Anziehungskraft, für welche Andrée so zugänglich, diese nöthigte, sich umzuwenden.

Die zwei Feinde waren also abermals beisammen.

XIV.

Was aus Sebastian geworden war.

Das erste Gefühl von Andrée, als sie Gilbert erblickte, war nicht nur ein tiefer Schrecken, sondern auch ein unüberwindlicher Widerwille.

Für sie war der amerikanische Gilbert, der Gilbert von Washington und Lafayette, aristokratisirt durch die Wissenschaft, durch das Studium und das Genie, immer der elende kleine Gilbert, der in den Gebüschen von Trianon verlorene Gnom.

Im Gegentheil war auf der Seite von Gilbert für Andrée, trotz der Verachtung, trotz der Beleidigungen, trotz der Verfolgungen von dieser, nicht mehr jene glühende Liebe, die den jungen Menschen ein Verbrechen hatte begehen lassen, wohl aber die zärtliche, tiefe Theilnahme

welche den Mann angetrieben hätte, ihr einen Dienſt zu leiſten, ſelbſt auf Gefahr ſeines Lebens.

In dem inneren Sinne, mit dem Gilbert von der Natur begabt worden war, in der unerſchütterlichen Gerechtigkeit, die er von der Erziehung empfangen, hatte er ſich ſelbſt gerichtet; er hatte eingeſehen, daß alles Unglück von Andrée von ihm kam, und daß er ſeiner Schuld gegen ſie nur entledigt wäre, wenn er ihr eine Summe von Glückſeligkeit gleich der Summe von Unglück, die er ihr zugezogen, gegeben hätte.

Worin und wie konnte aber Gilbert auf eine wohlthätige Art Einfluß auf die Zukunft von Andrée üben?

Dies vermochte er nicht zu begreifen.

Als er daher dieſe Frau, die er ſo vielfacher Verzweiflung preisgegeben geſehen, in einer neuen Verzweiflung wiederfand, bewegte ſich Alles, was er an mitleidigen Fibern in ſeinem Herzen hatte, für dieſes große Mißgeſchick.

Statt ſogleich die magnetiſche Macht anzuwenden, die er ſchon einmal an ihr verſucht hatte, wollte er auch ſanft mit ihr ſprechen, — entſchloſſen, wenn er Andrée widerſpänſtig fände wie immer, zu dieſem Correctivmittel, das ihm nicht entgehen konnte, zurückzukehren.

Hieraus ging hervor, daß Andrée, gleich Anfangs vom magnetiſchen Fluidum umhüllt, fühlte, wie allmälig durch den Willen und, wir möchten beinahe ſagen, mit der Erlaubniß von Gilbert dieſes Fluidum ſich zerſtreute, einem Nebel ähnlich, der verdunſtet und den Augen in entfernte Horizonte zu ſchauen geſtattet.

Sie nahm zuerſt das Wort und ſprach:

„Was wollen Sie von mir, mein Herr? was machen Sie hier? auf welchem Wege ſind Sie hierher gekommen?“

„Auf welchem Wege, Madame?“ erwiederte Gilbert. „Auf demſelben, auf dem ich früher kam. Seien Sie alſo unbeſorgt, Niemand hat mich geſehen, Niemand ver-

Digitized by Google

muthet meine Gegenwart hier ... Warum ich gekommen bin? Ich bin gekommen, weil ich von Ihnen einen Schatz zurückzufordern habe, der, gleichgültig für Sie, für mich kostbar ist, — meinen Sohn ... Was ich von Ihnen will? Sie sollen mir sagen, wo mein Sohn ist, den Sie mit sich fortgezogen, in Ihrem Wagen weggeführt und hierher gebracht haben."

„Was aus ihm geworden ist?" versetzte Andrée, „weiß ich es? ... Er ist von mir geflohen ... Sie haben ihn so gut daran gewöhnt, seine Mutter zu hassen!"

„Seine Mutter, Madame! Sind Sie wirklich seine Mutter?"

„Oh!" rief Andrée, „er sieht meinen Schmerz, er hat mein Geschrei gehört, er hat meine Verzweiflung erschaut, und er fragt mich, ob ich seine Mutter sei!"

„Sie wissen also nicht, wo er ist?"

„Ich sage Ihnen ja, daß er geflohen ist, daß er in diesem Zimmer war, daß ich hierher zurückgekehrt bin, im Glauben, ihn wiederzufinden, daß ich aber nur das Fenster offen und das Zimmer leer gefunden habe."

„Mein Gott!" rief Gilbert, „wohin wird er gegangen sein? .. Der Unglückliche kennt Paris nicht, und es ist Mitternacht vorüber!"

„Oh!" rief Andrée, indem sie einen Schritt gegen Gilbert machte, „glauben Sie, es sei ihm ein Unglück zugestoßen?"

„Das werden wir erfahren," erwiederte Gilbert; „das werden Sie mir sagen."

Und er streckte die Hand gegen Andrée aus.

„Mein Herr! mein Herr!" rief diese, indem sie zurückwich, um sich dem magnetischen Einfluß zu entziehen.

„Madame," sprach Gilbert, „befürchten Sie nichts: es ist eine Mutter, die ich über das, was aus ihrem Sohne geworden ist, befragen will ... Sie sind mir heilig."

Digitized by Google

Andrée ſtieß einen Seufzer aus und fiel, den Namen Sebaſtian murmelnd, in einen Lehnſtuhl.

„Schlafen Sie," ſagte Gilbert, „doch, obgleich eingeſchlafen, ſehen Sie durch das Herz."

„Ich ſchlafe," erwiederte Andrée.

„Muß ich die ganze Kraft meines Willens anwenden," fragte Gilbert, „oder ſind Sie geneigt, freiwillig zu antworten?"

„Werden Sie abermals meinem Kinde ſagen, ich ſei nicht ſeine Mutter?"

„Je nachdem . . . Lieben Sie es?"

„Oh! er fragt, ob ich es liebe, dieſes Kind meines Herzens! . . . Oh! ja, ja, ich liebe es glühend."

„Dann ſind Sie ſeine Mutter, wie ich ſein Vater bin, Madame, da Sie den Knaben lieben, wie ich ihn liebe."

„Ah!" machte Andrée athmend.

„Sie werden alſo freiwillig antworten?" fragte Gilbert.

„Werden Sie mir erlauben, ihn wiederzuſehen, wenn Sie ihn gefunden haben?"

„Habe ich Ihnen nicht geſagt, Sie ſeien ſeine Mutter, wie ich ſein Vater bin? . . . Sie lieben Ihr Kind, Madame, Sie werden Ihr Kind wiederſehen."

„Ich danke," ſprach Andrée mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Freude, indem ſie ihre Hände an einander ſchlug . . . „Nun fragen Sie, ich ſehe . . . nur . . ."

„Was?"

„Folgen Sie ihm von ſeinem Abgang an, damit ich ſicherer bin, daß ich ſeine Spur nicht verliere."

„Es ſei. Wo hat er Sie geſehen?"

„Im grünen Salon."

„Wo iſt er Ihnen gefolgt?"

„Durch die Corridors."

„Wo hat er Sie eingeholt?"

Digitized by Google

„In dem Augenblick, als ich in den Wagen stieg.“

„Wohin haben Sie ihn geführt?“

„In den Salon . . . den Salon nebenan.“

„Wohin hat er sich gesetzt?“

„Zu mir, auf das Canapé.“

„Ist er lange dort geblieben?“

„Ungefähr eine halbe Stunde.“

„Warum hat er Sie verlassen?

„Weil das Geräusch eines Wagens hörbar wurde.“

„Wer war in diesem Wagen?“

Andrée zögerte.

„Wer war in diesem Wagen?“ wiederholte Gilbert mit festerem Tone und einem noch stärkeren Willen.

„Der Graf von Charny.“

„Wo haben Sie den Knaben verborgen?“

„Ich habe ihn in dieses Zimmer geschoben.“

„Was hat er Ihnen gesagt, als er dort eintrat?“

„Ich sei nicht seine Mutter.“

„Warum hat er Ihnen dies gesagt?“

Andrée schwieg.

„Warum hat er Ihnen dies gesagt? Sprechen Sie, ich will es.“

„Weil ich ihm gesagt habe . . .“

„Was?“

„Weil ich ihm gesagt habe,“ antwortete Andrée mit einer Anstrengung, „Sie seien ein Elender und ein Schändlicher.“

„Schauen Sie in das Herz des armen Kindes und geben Sie sich Rechenschaft von dem Wehe, das Sie ihm angethan haben.“

„Oh! mein Gott! mein Gott!“ murmelte Andrée, „verzeih, mein Kind, verzeih.“

„Vermuthete Herr von Charny, der Knabe sei hier?“

„Nein.“

„Sind Sie dessen sicher?“

„Ja.“

Digitized by Google

„Warum iſt er nicht geblieben?“

„Weil Herr von Charny nicht bei mir bleibt.“

„Was wollte er denn hier?“

Andrée verharrte einen Augenblick nachdenkend, die Augen ſtarr, als ob ſie in der Finſterniß zu ſehen ſuchte.

„Oh!“ ſagte ſie, „mein Gott! mein Gott! . . . Olivier! theurer Olivier!“

Gilbert ſchaute ſie mit Erſtaunen an.

„Oh! ich Unglückliche!“ murmelte Andrée. „Er kam zu mir zurück . . . um bei mir zu bleiben, hatte er dieſe Sendung ausgeſchlagen. Er liebt mich, er liebt mich!“

Gilbert fing an verworren in dieſem gräßlichen Drama zu leſen, in das ſein Auge zuerſt drang.

„Und Sie,“ fragte er, „lieben Sie ihn?“

Andrée ſeufzte.

„Lieben Sie ihn?“ wiederholte Gilbert.

„Warum machen Sie dieſe Frage an mich?“ ſagte Andrée.

„Leſen Sie in meinem Geiſte.“

„Ach! ja, ich ſehe, Ihre Abſicht iſt gut. Sie möchten mir gern Glück genug geben, um mich das Böſe vergeſſen zu laſſen, das Sie mir zugefügt haben; doch ich würde das Glück ausſchlagen, müßte es mir durch Sie zukommen. Ich haſſe Sie und will fortfahren, Sie zu haſſen.“

„Arme Menſchheit!“ murmelte Gilbert, „iſt dir eine ſo große Summe von Glückſeligkeit zugetheilt worden, daß du diejenigen wählen kannſt, von welchen du ſie empfangen ſollſt? Sie lieben ihn alſo?“ fügte er bei.

„Ja.“

„Seit wann?“

„Seit dem Augenblick, wo ich ihn geſehen, ſeit dem Tage, wo er von Paris nach Verſailles in demſelben Wagen mit der Königin und mir zurückgekommen iſt.“

Digitized by Google

„Sie wissen also, was die Liebe ist, Andrée?“ sagte Gilbert traurig.

„Ich weiß, daß die Liebe dem Menschen gegeben worden ist, damit er das Maß von dem habe, was er leiden kann,“ antwortete die junge Frau.

„Es ist gut, Sie sind nun Frau, Sie sind nun Mutter. Ein roher Diamant, haben Sie sich geformt in den Händen des entsetzlichen Steinschneiders, den man den Schmerz nennt . . . Kommen wir auf Sebastian zurück.“

„Ja, ja, kommen wir auf ihn zurück! Verbieten Sie mir, an Herrn von Charny zu denken; das verwirrt mich, und statt meinem Kinde zu folgen, würde ich vielleicht dem Grafen folgen.“

„Es ist gut! Gattin, vergiß Deinen Gatten! Mutter, denke nur an Dein Kind.“

Ein gewisser Ausdruck sanfter Liebfreundlichkeit, der sich einen Augenblick nicht nur der Physiognomie, sondern der ganzen Person von Andrée bemächtigt hatte, verschwand, um ihrem gewöhnlichen Ausdruck Platz zu machen.

„Wo war er, während Sie mit Herrn von Charny sprachen?“

„Er war, horchend . . . dort . . . dort, an der Thüre.“

„Was hat er von diesem Gespräche gehört?“

„Den ganzen ersten Theil.“

„In welchem Augenblick hat er sich entschlossen, dieses Zimmer zu verlassen?“

„In dem Augenblick, wo Herr von Charny . . .“

Andrée hielt inne.

„In dem Augenblick, wo Herr von Charny? . .“ wiederholte Gilbert unbarmherzig.

„In dem Augenblick, wo ich, als Herr von Charny mir die Hand küßte, einen Schrei ausstieß.“

„Sie sehen ihn also wohl?“

Digitized by Google

„Ja, ich ſehe ihn mit ſeiner gefalteten Stirne, ſeine Lippen zuſammengepreßt und eine von ſeinen geſchloſſenen Fäuſten auf ſeiner Bruſt.“

„Folgen Sie ihm alſo mit den Augen, und von dieſem Momente gehören Sie nur ihm und verlieren Sie ihn nicht aus dem Blick.“

„Ich ſehe ihn, ich ſehe ihn!“ ſagte Andrée.

„Was macht er?“

„Er ſchaut umher, um zu ſehen, ob nicht eine Thüre da ſei, welche nach dem Garten führt; dann, da er keine ſieht, geht er zum Fenſter, öffnet es, wirft einen letzten Blick gegen den Salon, ſchwingt ſich über das Fenſtergeſims und verſchwindet.“

„Folgen Sie ihm in der Dunkelheit.“

„Ich kann nicht.“

Gilbert näherte ſich Andrée und ſtrich mit der Hand über ihre Augen.

„Sie wiſſen wohl, daß es keine Nacht für Sie gibt,“ ſagte er. „Sehen Sie.“

„Ah! nun läuft er längs der Mauer hin; er erreicht die große Thüre, er öffnet ſie, ohne daß es Jemand ſieht, ſtürzt hinaus gegen die Rue Platrière . . . Ah! er bleibt ſtehen; er ſpricht mit einer vorübergehenden Frau.“

„Hören Sie wohl, und Sie werden vernehmen, was er ſie fragt.“

„Ich höre.“

„Und was fragt er?“

„Er fragt nach der Rue Saint-Honoré.“

„Ja, dort wohne ich; er wird zu mir nach Hauſe gegangen ſein. Er erwartet mich, der arme Knabe!“

Andrée ſchüttelte den Kopf.

„Nein!“ ſagte ſie mit einem ſichtbaren Ausdruck von Unruhe; „nein . . . er iſt nicht nach Hauſe gegangen . . . nein . . . er wartet nicht . . .“

Digitized by Google

„Aber wo iſt er denn?“

„Laſſen Sie mich doch ihm folgen, oder ich werde ihn verlieren.“

„Oh! folgen Sie ihm, folgen Sie ihm!“ rief Gilbert, denn er begriff, daß Andrée ein Unglück errieth.

„Ah!“ ſagte ſie, „ich ſehe ihn, ich ſehe ihn.“

„Gut.“

„Er tritt in die Rue de Grenelle und dann in die Rue Saint-Honoré ein. Er läuft über den Platz des Palais Royal. Er fragt abermals nach ſeinem Wege, er eilt abermals weiter. Nun iſt er in der Rue de Richelieu, . . dann in der Rue des Frondeurs . . . dann in der Rue Neuve-Saint-Roch . . . Halt ein, Kind! halt ein, Unglücklicher! . . . Sebaſtian! Sebaſtian! ſiehſt Du nicht jenen Wagen, der durch die Rue de la Sourdière kommt? Ich ſehe ihn, ich ſehe ihn!! . . die Pferde . . . Ach!“

Andrée ſtieß einen gräßlichen Schrei aus und richtete ſich hoch auf, die mütterliche Angſt war auf ihrem Geſichte gemalt, über das zugleich in großen Tropfen der Schweiß und die Thränen rollten.

„Oh!“ rief Gilbert, „wenn ihm ein Unglück begegnet, erinnere Dich, daß dieſes Unglück auf Dein Haupt zurückfallen wird.“

„Ah!“ machte Andrée aufathmend, ohne auf das zu hören, was Gilbert ſagte, „ah! Gott des Himmels! ſei geprieſen! die Bruſt des Pferdes hat ihn geſtoßen und auf die Seite, aus dem Bereiche des Rades geworfen . . . er iſt gefallen, er liegt bewußtlos auf dem Boden ausgeſtreckt; doch er iſt nicht todt . . . oh! nein . . . nein . . . er iſt nicht todt! . . ohnmächtig . . . nur ohnmächtig! Zu Hülfe! zu Hülfe! es iſt mein Kind! es iſt mein Kind!“

Und mit einem herzzerreißenden Schrei fiel Andrée ſelbſt beinahe ohnmächtig auf ihren Lehnſtuhl zurück.

Wie glühend auch Gilbert mehr zu erfahren wünſchte,

Digitized by Google

er bewilligte doch der keuchenden Andrée diese Ruhe eines Augenblicks, der sie so sehr bedurfte.

Er befürchtete, wenn er sie weiter antriebe, könnte eine Fiber in ihrem Herzen zerreißen oder eine Ader in ihrem Gehirn springen.

Sobald er sie aber ohne Gefahr fragen zu können glaubte, sagte er:

„Nun?"

„Warten Sie, warten Sie," erwiederte Andrée. „Es hat sich ein großer Kreis um ihn gebildet. Oh! ich bitte, laßt mich durch! laßt mich sehen: es ist mein Sohn! es ist mein Sebastian! Ach! mein Gott! ist denn Keiner von Euch Allen ein Wundarzt?"

„Oh! ich laufe zu ihm!" rief Gilbert.

„Warten Sie," sagte Andrée, indem sie ihn am Arme zurückhielt, „die Menge tritt auf die Seite. Ohne Zweifel ist es derjenige, welchen man ruft; ohne Zweifel ist es derjenige, welchen man erwartet . . . Kommen Sie, kommen Sie, mein Herr: Sie sehen wohl, daß er nicht todt ist, Sie sehen wohl, daß man ihn retten kann."

Und mit einem Tone, der einem Angstschrei glich, rief sie:

Oh!"

„Mein Gott! was ist es?" fragte Gilbert.

„Dieser Mann soll mein Kind nicht berühren, das ist kein Mensch, das ist ein Zwerg, das ist ein Gnom, das ist ein Vampyr . . . Oh! wie häßlich! wie häßlich!"

„Madame, Madame," murmelte Gilbert ganz schaudernd, „in des Himmels Namen! verlieren Sie Sebastian nicht aus dem Gesichte!"

„Oh!" erwiederte Andrée, das Auge starr, die Lippen bebend, den Finger ausgestreckt, „seien Sie unbesorgt . . . ich folge ihm . . . ich folge ihm . . ."

„Was macht dieser Mensch?"

„Er trägt ihn fort . . . Er geht die Rue de la Sourdière hinauf; er tritt links in der Sackgasse Sainte-

Digitized by Google

Hyacinthe ein; er nähert ſich einer niedrigen, offen gebliebenen Thüre; er ſtößt ſie vollends auf, er bückt ſich, er ſteigt eine Treppe hinab. Er legt ihn auf einen Tiſch, auf dem ſich eine Feder, Tinte, handſchriftliche und bedruckte Papiere finden; er zieht ihm ſeinen Rock aus; er ſchlägt ſeine Aermel zurück; er umſchließt ihm den Arm mit Binden, die ihm eine Frau, ſo ſchmutzig und häßlich als er, bringt; er öffnet ein Behältniß; er nimmt eine Lancette heraus; er iſt im Begriff, ihm zur Ader zu laſſen . . . Oh! ich will das nicht ſehen . . . ich will das Blut meines Sohnes nicht ſehen!"

„Nun, ſo ſteigen Sie wieder hinauf und zählen Sie die Stufen der Treppe," ſagte Gilbert.

„Ich habe ſie gezählt: es ſind eilf."

„Unterſuchen Sie ſorgfältig die Thüre und ſagen Sie mir, ob Sie etwas Merkwürdiges daran ſehen."

„Ja . . . eine kleine viereckige Oeffnung, an welcher zwei Gitterſtangen im Kreuze angebracht ſind."

„Es iſt gut, mehr brauche ich nicht."

„Laufen Sie, laufen Sie, und Sie werden ihn da finden, wo ich geſagt habe."

„Wollen Sie ſogleich aufwachen und ſich erinnern? Wollen Sie erſt morgen früh aufwachen und Alles vergeſſen haben?"

„Wecken Sie mich ſogleich auf und laſſen Sie mir die Erinnerung."

Gilbert ſtrich, ihrer Biegung folgend, mit ſeinen beiden Daumen über die Augenbrauen von Andrée, blies ihr auf die Stirne und ſprach nur die Worte:

„Wachen Sie auf."

Sogleich belebten ſich die Augen der jungen Frau; ihre Glieder wurden geſchmeidig; ſie ſchaute Gilbert beinahe ohne Schrecken an und ſagte, wach die Ermahnungen ihres Schlafes fortſetzend:

„Oh! laufen Sie! laufen Sie! und entziehen Sie ihn den Händen dieſes Menſchen, der mir bange macht!"

Digitized by Google

XV.

Der Mann der Place Louis XV.

Gilbert brauchte nicht zu seinen Nachforschungen angefeuert zu werden. Er eilte aus dem Zimmer, und da es zu lang gewesen wäre, den Weg, auf dem er gekommen, wieder einzuschlagen, so lief er gerade zu der Thüre nach der Rue Coq-Héron, öffnete sie ohne Hülfe eines Dieners, zog sie hinter sich zu und befand sich auf dem Pflaster des Königs.

Er hatte den von Andrée bezeichneten Weg vollkommen im Kopfe behalten und folgte mit der größten Hast der Spur von Sebastian.

Wie der Knabe, schritt er über den Platz des Palais Royal und längs der Rue Saint-Honoré hin, welche nun ganz verödet, denn es war beinahe ein Uhr Morgens. An der Ecke der Rue de la Sourdière angelangt, wandte er sich rechts und dann links, und er befand sich in der Sackgasse Sainte-Hyacinthe.

Hier begann von seiner Seite eine gründlichere Inspection der Oertlichkeit.

In der dritten Thüre links erkannte er an der kreuzförmig durch Gitterstangen geschlossenen Oeffnung die von Andrée beschriebene Thüre.

Die Bezeichnung war so bestimmt, daß man sich nicht täuschen konnte. Er klopfte an.

Niemand antwortete. Er klopfte zum zweiten Male.

Da glaubte er furchtsame, argwöhnische Tritte an der Treppe hinschleichen und sich nähern zu hören.

Er klopfte zum dritten Male.

„Wer klopft?“ fragte eine Weiberstimme.

Digitized by Google

„Oeffnen Sie," antwortete Gilbert, „und seien Sie ohne Furcht; ich bin der Vater des verwundeten Knaben, den Sie aufgenommen haben."

„Oeffne, Albertine," sprach eine andere Stimme, „es ist der Doctor Gilbert."

„Mein Vater! mein Vater!" rief eine dritte Stimme, in der Gilbert die von Sebastian erkannte.

Gilbert athmete.

Die Thüre wurde geöffnet. Einen Dank stammelnd, eilte Gilbert die Stufen hinab.

Als er unten an die letzte gekommen war, befand er sich in einer Art von Keller, der von einer Lampe erleuchtet wurde, welche auf dem von Andrée erschauten, mit Handschriften und bedruckten Papieren beladenen Tische stand.

Im Schatten und auf einem ärmlichen Bette liegend, erblickte Gilbert seinen Sohn, der die Arme nach ihm ausstreckte und ihn zu sich rief. So mächtig die Selbstbeherrschung von Gilbert war, die väterliche Liebe trug den Sieg über das philosophische Decorium davon, und er stürzte auf den Knaben zu und drückte ihn an sein Herz, wobei er indessen besorgt war, weder seinen blutenden Arm, noch seine Schmerzen leidende Brust zu quetschen.

Dann, als sie sich in einem langen väterlichen Kusse, durch das sanfte Geflüster von zwei Münden, die sich suchen, Alles gesagt hatten, ohne ein Wort zu sprechen, wandte sich Gilbert gegen seinen Wirth um, den er kaum erblickt hatte.

Dieser stand da mit ausgebreiteten Beinen, eine Hand auf den Tisch, die andere auf seine Hüfte gestützt, beleuchtet von dem Lichte der Lampe, deren Deckel er weggenommen hatte, um die Scene besser zu genießen, welche unter seinen Augen vorging.

„Schau, Albertine," sagte er, „und danke mit mir

dem Zufall, der mir einem meiner Brüder diesen Dienst zu leisten erlaubt hat."

In dem Moment, wo der Wundarzt diese paar ein wenig emphatischen Worte sprach, wandte sich Gilbert, wie gesagt, um und warf einen ersten Blick auf das ungestalte Wesen, das er vor sich hatte.

Es war etwas Gelbes und Grünes mit grauen Augen, die ihm aus dem Kopfe hervorstanden, einer von jenen vom Zorne von Latona verfolgten Bauern, welche, im Begriffe, ihre Metamorphose zu vollführen, schon nicht mehr Menschen, aber noch nicht Kröten sind.

Gilbert schauerte unwillkürlich; es schien ihm, als hätte er in einem häßlichen Traume, wie durch einen Blutschleier, diesen Menschen schon einmal gesehen.

Er näherte sich Sebastian und drückte ihn noch zärtlicher an sein Herz.

Gilbert überwand indessen diese erste Bewegung und ging auf den seltsamen Mann zu, den Andrée in ihrem magnetischen Schlafe gesehen und der sie so sehr erschreckt hatte.

„Mein Herr," sprach er, „empfangen Sie den Dank eines Vaters, dem Sie seinen Sohn erhalten haben; mein Dank ist aufrichtig und kommt aus dem Grunde des Herzens."

„Mein Herr," erwiederte der Wundarzt, „ich habe nur die Pflicht gethan, die mir zugleich von meinem Herzen eingegeben und von der Wissenschaft geboten war. Ich bin Mensch und, wie Terenz sagt, nichts Menschliches ist mir fremd; überdies habe ich ein zartes Gemüth, ich kann kein Insekt und folglich noch viel weniger meines Gleichen leiden sehen."

„Werde ich so glücklich sein, zu erfahren, mit welchem achtenswürdigen Philanthropen ich zu sprechen die Ehre habe?"

„Sie kennen mich nicht, Collega?" versetzte der Wundarzt, auf eine Weise lachend, die er freundlich

Digitized by Google

machen wollte, während sie nur häßlich war. „Nun, ich kenne Sie: Sie sind der Doctor Gilbert, der Freund von Washington und Lafayette, — er legte einen seltsamen Nachdruck auf das letzte Wort, — der Mann Amerikas und Frankreichs, der ehrliche Utopist, der über das constitutionelle Königthum herrliche Memoiren geschrieben hat, die Sie von Amerika aus an Seine Majestät König Ludwig XVI. adressirten, für welche Memoiren Seine Majestät König Ludwig XVI. Sie damit belohnt hat, daß er Sie in dem Augenblick, wo Sie den Boden Frankreichs berührten, in die Bastille schickte. Sie wollten ihn dadurch retten, daß Sie ihm den Weg der Zukunft zum Voraus abräumten, er öffnete Ihnen den zu einem Gefängniß, — königliche Dankbarkeit!"

Der Wundarzt lachte abermals, doch diesmal auf eine gräßliche, drohende Art.

„Wenn Sie mich kennen, mein Herr, so ist dies ein Grund mehr, daß ich auf meiner Bitte bestehe und die Ehre habe, ebenfalls Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Oh! es ist schon lange her, daß wir Bekanntschaft gemacht haben, mein Herr," erwiederte der Wundarzt. „Es sind zwanzig Jahre, und zwar in einer erschrecklichen Nacht, in der Nacht vom 30. Mai 1770. Sie waren damals im Alter dieses Knaben; Sie wurden mir, wie er, verwundet, sterbend, zerquetscht gebracht; Sie wurden mir durch meinen Lehrer Rousseau gebracht, und ich habe Ihnen auf einem ganz mit Leichnamen und abgeschnittenen Gliedern umgebenen Tische zur Ader gelassen. Oh! in jener erschrecklichen Nacht, und das ist eine gute Erinnerung für mich, habe ich mit Hülfe des Eisens, welches weiß, bis wohin es eindringen muß, um zu heilen, bis wohin es schneiden muß, um zu vernarben, viele Existenzen gerettet."

„Ah! mein Herr," rief Gilbert, „dann sind Sie Jean Paul Marat."

Und unwillkürlich wich er einen Schritt zurück.

Digitized by Google

„Du siehst, Albertine,“ sagte Marat, „mein Name bringt seine Wirkung hervor.“

Und er schlug ein unheimliches Gelächter auf.

„Aber,“ fügte Gilbert lebhaft bei, „warum hier, warum in diesem Keller, warum beleuchtet von dieser rauchigen Lampe? . . Ich glaubte, Sie seien Arzt des Herrn Grafen d'Artois?“

„Thierarzt seiner Ställe, wollen Sie sagen. Doch der Prinz ist emigrirt; kein Prinz mehr, keine Ställe mehr; keine Ställe mehr, kein Thierarzt mehr. Ueberdies hatte ich meine Entlassung genommen, ich will nicht den Tyrannen dienen.“

Hier richtete sich der Zwerg in der ganzen Höhe seiner kleinen Gestalt auf.

„Aber warum hier, warum in diesem Loche, warum in diesem Keller?“ wiederholte Gilbert.

„Warum, Herr Philosoph? Weil ich Patriot bin, weil ich schreibe, um die Ehrgeizigen anzuzeigen, weil Bailly mich fürchtet, weil Necker mich verflucht, weil Lafayette Jagd auf mich macht, weil er mich von seiner Nationalgarde hat umstellen lassen, weil er einen Preis auf meinen Kopf gesetzt hat, der Ehrgeizige, der Dictator; doch ich trotze ihm! Aus der Tiefe meines Kellers verfolge ich ihn, denuncire ich ihn, den Dictator! Sie wissen, was er gethan hat?“

„Nein,“ erwiederte Gilbert naiv.

„Er hat im Faubourg Saint-Antoine fünfzehn tausend Tabaksdosen mit seinem Bildniß verfertigen lassen; dahinter steckt etwas, wie ich glaube . . . nicht wahr? Ich bitte auch die guten Bürger, sie zu zerbrechen, wenn sie sie sich verschaffen können; sie werden darin den Schlüssel des großen royalistischen Complotts finden, denn, — Sie wissen das nicht, — während der arme Ludwig XVI. mit heißen Thränen die Dummheiten beweint, die ihn die Oesterreicherin machen läßt, conspirirt Lafayette mit der Königin.“

Digitized by Google

„Mit der Königin?“ wiederholte Gilbert nachdenkend.

„Ja, mit der Königin. Sie werden mir nicht sagen, diese conspirire nicht; sie hat in den letzten Tagen so viel weiße Cocarden ausgetheilt, daß das weiße Band um drei Sous die Elle aufgeschlagen ist. Die Sache ist sicher, ich weiß es von einem der Mädchen der Bertin, der Modehändlerin der Königin, ihrer ersten Ministerin, derjenigen, welche sagt: „„Ich habe diesen Morgen mit Ihrer Majestät gearbeitet.“

„Und wo zeigen Sie Alles dies an?“ fragte Gilbert.

„In meiner Zeitung, in der Zeitung, die ich gegründet, und von der ich zwanzig Nummern habe erscheinen lassen, in dem Blatte l'Ami du Peuple oder le Publiciste Parisien, einem politischen und unparteiischen Journal. Um das Papier und den Druck der ersten Nummern zu bezahlen, — sehen Sie, schauen Sie hinter sich, — habe ich sogar die Leintücher und Decken des Bettes, auf dem Ihr Sohn liegt, verkauft.“

Gilbert wandte sich um und sah in der That, daß der kleine Sebastian auf dem verzerrten Zwillich einer völlig kahlen Matratze ausgestreckt lag, wo er überwältigt vom Schmerz und von der Müdigkeit so eben eingeschlafen war.

Der Doctor näherte sich dem Knaben, um zu sehen, ob dieser Schlaf nicht eine Ohnmacht sei; doch beruhigt durch das sanfte, gleichmäßige Athmen, kehrte er zu dem Manne zurück, der ihm, ohne daß er sich dessen erwehren konnte, dasselbe Interesse der Neugierde einflößte, das ihm ein wildes Thier, ein Tiger oder eine Hyäne, eingeflößt hätte.

„Und wer sind Ihre Mitarbeiter bei diesem riesigen Werke?“

„Meine Mitarbeiter?“ versetzte Marat. „Ha! ha!

Digitized by Google

he! die wälschen Hühner gehen in Herden; der Adler marschirt allein. Hier sind meine Mitarbeiter."

Marat zeigte seinen Kopf und seine Hände.

„Sehen Sie diesen Tisch?" fuhr er fort. „Das ist die Werkstätte, wo Vulcan, — die Vergleichung ist gut gefunden, nicht wahr? — wo Vulcan den Blitz schmiedet. Jede Nacht schreibe ich acht Seiten in Octav, die man am Morgen verkauft; acht Seiten, das genügt oft nicht, und ich verdoppele die Lieferung; sechzehn Seiten sind oft noch zu wenig; was ich mit großen Buchstaben angefangen habe, vollende ich beinahe immer mit kleinen. Die anderen Journalisten erscheinen in Zwischenräumen, lösen sich ab, lassen sich helfen, ich nie. Der Ami du Peuple, — Sie können die Copie sehen, sie ist da, — der Ami du Peuple ist ganz von derselben Hand. Es ist auch nicht bloß ein Journal; nein, es ist ein Mensch, es ist eine Persönlichkeit, ich bin es!"

„Aber," fragte Gilbert, „wie genügen Sie für diese ungeheure Arbeit?"

„Ah! das ist das Geheimniß der Natur! . . Es ist ein Vertrag zwischen dem Tode und mir . . . ich gebe ihm zehn Jahre von meinem Leben, und er bewilligt mir Tage, welche nicht der Ruhe bedürfen, Nächte, welche nicht des Schlafes bedürfen . . . Meine Existenz ist eine einfache: ich schreibe . . . ich schreibe bei Nacht, ich schreibe bei Tag . . . Die Polizei von Lafayette nöthigt mich, verborgen, eingeschlossen zu leben; sie überliefert mich mit Leib und Seele der Arbeit; sie verdoppelt meine Thätigkeit . . . Dieses Leben lastete Anfangs auf mir: ich bin nun daran gewöhnt. Es gefällt mir, die elende Gesellschaft durch die enge, schräge Oeffnung meines Kellers, durch das feuchte, finstere Luftloch zu sehen. Aus der Tiefe meiner Nacht regiere ich über die Welt der Lebendigen; ich richte ohne Appellation die Wissenschaft und die Politik . . . Mit einer Hand zerstöre ich Newton, Franklin, Laplace, Monge, Lavoisier; mit der andern er-

Digitized by Google

schüttere ich Bailly, Necker, Lafayette . . . Ich werde Alles dies umstürzen . . . ja, wie Simson, der den Tempel umgestürzt hat, und unter den Trümmern, die mich selbst vielleicht zermalmen, begrabe ich das Königthum."

Gilbert schauerte unwillkürlich; dieser Mensch wiederholte ihm in einem Keller und unter den Lumpen des Elends ungefähr das, was ihm Cagliostro in seinem gestickten Rocke in einem Palaste gesagt hatte.

„Aber," sprach er, „warum haben Sie es, volksbeliebt, wie Sie sind, nicht versucht, sich zur Nationalversammlung ernennen zu lassen?"

„Weil der Tag noch nicht gekommen ist," erwiederte Marat.

Dann fügte er, ein Bedauern ausdrückend, beinahe in demselben Augenblick bei:

„Oh! wäre ich Volkstribun! würde ich durch ein paar tausend entschlossene Menschen unterstützt, ich stehe dafür, daß von jetzt in sechs Wochen die Constitution vollkommen wäre; daß die politische Maschine auf das Beste ginge; daß es kein Spitzbube wagen würde, sie in Unordnung zu bringen; daß die Nation frei und glücklich wäre; daß sie in weniger als einem Jahre wieder blühend und fruchtbar würde, und daß sie so bliebe, so lange ich lebte."

Und das eitle Geschöpf verwandelte sich unter dem Blicke von Gilbert; sein Auge wurde von Blut unterlaufen; seine gelbe Haut glänzte von Schweiß; das Ungeheuer war groß in seiner Häßlichkeit, wie ein Anderer groß ist in seiner Schönheit.

„Ja," fuhr er fort, indem er seinen Gedanken wieder aufnahm, wo ihn die Begeisterung unterbrochen hatte, „ja, aber ich bin nicht Tribun, ja, aber ich habe die paar tausend Menschen nicht, deren ich bedürfte . . . Nein, aber ich bin Journalist . . . nein, aber ich habe mein Schreibzeug, mein Papier, meine Federn . . . nein, aber

Digitized by Google

ich habe meine Abonnenten, ich habe meine Leſer, für die ich ein Orakel, ein Prophet, ein Wahrſager bin . . . Ich habe mein Volk, deſſen Freund ich bin, und das ich, ganz zitternd, von Verrath zu Verrath, von Entdeckung zu Entdeckung, von Schrecken zu Schrecken führe . . . In den erſten Nummern des Ami du Peuple denuncirte ich die Ariſtokraten, ich ſagte, es ſeien ſechshundert Schuldige in Frankreich, ſechshundert Stricke würden genügen. Ha! ha! ha! ich täuſchte mich ein wenig vor ſechs Monaten! Der 5. und 6. October haben ſtattgefunden und mein Auge aufgeklärt . . . Es ſind auch nicht mehr ſechshundert Schuldige, die man richten muß, es ſind zwanzigtauſend Ariſtokraten, die man zu hängen hat."

Gilbert lächelte. Zu dieſem Grade gelangt, kam ihm die Wuth wie Tollheit vor.

„Nehmen Sie ſich in Acht," ſagte er, „es wird in Frankreich nicht Hanf genug für das geben, was Sie thun wollen, und die Stricke werden einen ungeheuern Preis erreichen."

„Man wird auch, wie ich hoffe, neue und wirkſamere Mittel finden. Wiſſen Sie, wen ich heute Abend erwarte . . . wer binnen zehn Minuten an dieſe Thüre klopfen wird?"

„Nein, mein Herr."

„Nun, ich erwarte einen von unſern Collegen, ein Mitglied der Nationalverſammlung, das Sie dem Namen nach kennen, den Bürger Guillotin . . ."

„Ja," ſagte Gilbert, „derjenige, welcher den Deputirten vorgeſchlagen hat, ſich im Ballhauſe zu verſammeln, als ſie aus dem Sitzungsſaale verjagt wurden; ein ſehr gelehrter Mann."

„Wiſſen Sie wohl, was der Bürger Guillotin erfunden hat? . . . Er hat eine wunderbare Maſchine erfunden, eine Maſchine, welche tödtet, ohne leiden zu laſſen; — denn der Tod muß eine Strafe ſein und nicht ein

Leiden; er hat diese Maschine erfunden, und an einem der nächsten Morgen werden wir sie versuchen."

Gilbert schauerte. Es war zum zweiten Male, daß ihn dieser Mann in seinem Keller an Cagliostro erinnerte. Die von ihm erwähnte Maschine war ohne Zweifel dieselbe, von der Cagliostro mit ihm gesprochen.

„Ei! hören Sie," sagte Marat, „man klopft eben an, er ist es. Oeffne, Albertine, öffne."

Die Frau von Marat erhob sich von dem Schemel, auf welchem sie gekauert war, und schritt maschinenmäßig und wankend auf die Thüre zu.

Gilbert aber ging, betäubt, erschrocken, von einer Blendung erfaßt, die einem Schwindel glich, zu Sebastian, den er in seine Arme zu nehmen und nach Hause zu bringen sich anschickte.

„Sehen Sie," fuhr Marat mit Begeisterung fort, „sehen Sie eine Maschine, welche ganz allein functionirt! welche nur eines Mannes bedarf, um sie gehen zu machen! welche, dreimal das Messer wechselnd, dreihundert Köpfe im Tag abschneiden kann!"

„Und fügen Sie bei," sagte eine kleine sanfte, flötenartige Stimme hinter Marat, „welche diese dreihundert Köpfe ohne Schmerzen, ohne eine andere Empfindung, als eine leichte Kühle auf dem Halse, abschneiden kann."

„Ah! Sie sind es, Doctor," rief Marat, indem er sich gegen einen kleinen Mann von fünf und vierzig Jahren umwandte, dessen sorgfältiger Anzug und sanfte Miene einen höchst seltsamen Contrast mit Marat bildeten, und der in der Hand eine Schachtel von der Form und dem Umfang derjenigen trug, welche Spielzeug von Kindern enthalten. „Was bringen Sie mir da?"

„Ein Modell von meiner Maschine, mein lieber Marat . . . Doch ich täusche mich nicht," setzte der kleine Mann hinzu, indem er in der Dunkelheit zu erkennen suchte, „es ist der Herr Doctor Gilbert, den ich hier sehe?"

Digitized by Google

„Er selbst, mein Herr," erwiederte Gilbert sich verbeugend.

„Ich bin entzückt, Sie hier zu treffen, mein Herr; Sie sind, Gott sei Dank, nicht zu viel, und ich werde glücklich sein, die Meinung eines so ausgezeichneten Mannes über eine Erfindung zu erfahren, die ich bekannt zu machen im Begriffe bin; — denn ich muß Ihnen sagen, mein lieber Marat, daß ich einen sehr geschickten Zimmermann, einen gewissen Meister Guidon gefunden habe, der mir meine Maschine im Großen verfertigt . . . Das ist theuer! er verlangt fünftausend fünfhundert Franken von mir! Doch kein Opfer soll mir zu kostspielig sein für das Wohl der Menschheit . . . In zwei Monaten wird sie fertig sein, mein Freund, und wir können sie versuchen; dann biete ich sie der Nationalversammlung an. Ich hoffe, Sie werden den Antrag in Ihrem vortrefflichen Journal unterstützen, obgleich, in Wahrheit, meine Maschine sich von selbst empfiehlt. Herr Gilbert, wie Sie mit Ihren eigenen Augen beurtheilen werden; doch ein paar Zeilen im Ami du Peuple können ihr nicht schaden."

„Oh! seien Sie ruhig, ich werde ihr nicht ein paar Zeilen, sondern eine ganze Nummer widmen."

„Sie sind sehr gut, mein lieber Marat; aber ich will Ihnen nicht, wie man zu sagen pflegt, eine Katze im Sack verkaufen."

Und er zog aus seiner Tasche eine Schachtel, die, um ein Viertel kleiner als die erste, sich durch ein gewisses inneres Geräusch als von einem Thiere oder vielmehr von einigen ihres Gefängnisses überdrüssigen Thieren bewohnt verrieth.

Dieses Geräusch entging den feinen Ohren von Marat nicht.

„Ho! ho! was haben Sie da drinnen?" fragte er.

„Sie werden es sehen," erwiederte der Doctor.

Marat legte die Hand an die Schachtel.

Digitized by Google

„Nehmen Sie sich in Acht,“ rief lebhaft der Doctor, „nehmen Sie sich in Acht, die Thierchen entfliehen zu lassen, wir könnten sie nicht wieder erwischen: es sind Mäuse, denen wir den Kopf abschneiden wollen. — Nun, was machen Sie denn, Doctor Gilbert? . . . Sie verlassen uns?“

„Ach! ja, mein Herr,“ antwortete Gilbert, „zu meinem großen Bedauern; mein Sohn, der heute Abend von einem Pferde auf das Pflaster geschleudert und verwundet wurde, ist vom Doctor aufgehoben und sodann, nachdem er ihm zur Ader gelassen, verbunden worden; ich habe dem Doctor schon selbst das Leben unter ähnlichen Umständen zu verdanken gehabt und wiederhole ihm meine innige Erkenntlichkeit. Mein Knabe aber bedarf eines frischen Bettes, der Ruhe, der Pflege; ich kann also Ihrem interessanten Versuche nicht beiwohnen.“

„Doch Sie werden dem beiwohnen, welchen wir im Großen in zwei Monaten machen, nicht wahr, Sie versprechen es mir, Doctor?“

„Ich verspreche es Ihnen, mein Herr.“

„Ich nehme Sie beim Wort.“

„Es ist gegeben.“

„Doctor,“ sagte Marat, „ich brauche Ihnen nicht Geheimhaltung meines Zufluchtsortes zu empfehlen.“

„Oh! mein Herr . . .“

„Ihr Freund Lafayette, wenn er ihn entdeckte, ließe mich erschießen wie einen Hund oder aufhängen wie einen Dieb.“

„Erschießen! aufhängen!“ rief Guillotin. „Man wird mit allen diesen cannibalischen Todesarten ein Ende machen; es wird einen sanften, leichten, augenblicklichen Tod geben; einen Tod, wie ihn die Greise, welche, des Lebens überdrüssig, als Philosophen und als Weise endigen wollen, einem natürlichen Tode vorziehen werden . . . Sehen Sie das an, mein lieber Marat, sehen Sie es.“

Und ohne sich mehr um den Doctor Gilbert zu be-

Digitized by Google

kümmern, öffnete er seine große Schachtel und fing an seine Maschine auf dem Tische von Marat zu errichten, der ihm mit einer seiner Begeisterung gleichen Neugierde zuschaute.

Gilbert benützte dies, um den eingeschlafenen Sebastian aufzuheben und in seinen Armen fortzutragen. Albertine führte ihn bis zu der Thüre zurück, die sie sorgfältig wieder hinter ihm schloß.

Als er sich auf der Straße befand, fühlte er an der Kälte seines Gesichtes, daß dieses mit Schweiß bedeckt war, und daß der Nachtwind diesen Schweiß auf seiner Stirne in Eis verwandelte.

„Oh! mein Gott," murmelte er, „was wird mit dieser Stadt geschehen, deren Keller vielleicht zur Stunde fünfhundert Philanthropen verbergen, Philanthropen beschäftigt mit Werken, dem ähnlich, welches ich habe vorbereiten sehen, und die an einem schönen Tage an das Licht des Himmels treten werden? . ."

XVI.

Catherine.

Von der Rue de la Sourdière, bis zu dem Hause, das Gilbert in der Rue Saint-Honoré bewohnte, war es nur ein Schritt.

Dieses Haus lag unfern der Assomption, einem Tischler Namens Duplay gegenüber.

Die Kälte und die Bewegung weckten Sebastian auf.

Digitized by Google

Er wollte gehen, aber sein Vater widersetzte sich und trug ihn fortwährend in seinen Armen.

Als der Doctor bei der Thüre angelangt war, stellte er Sebastian einen Augenblick auf seine Füße und klopfte stark genug, daß er, so sehr auch der Concierger eingeschlafen sein mochte, doch nicht zu lange auf der Straße zu warten hatte.

Ein schwerfälliger, obgleich rascher Tritt erscholl bald jenseits der Thüre.

„Sind Sie es, Herr Gilbert?“ fragte eine Stimme.

„Ah!“ sagte Sebastian, „das ist die Stimme von Pitou.“

„Gott sei gelobt!“ rief Pitou, während er öffnete. „Sebastian ist wiedergefunden!“

Dann wandte er sich gegen die Treppe um, in deren Tiefe man allmälig den Schein einer Kerze erblickte, und rief:

„Herr Billot! Herr Billot! Sebastian ist wiedergefunden, und zwar ohne Unfall, wie ich hoffe, — nicht wahr, Herr Gilbert?“

„Wenigstens ohne einen ernsten Unfall,“ erwiederte der Doctor. „Komm, Sebastian, komm!“

Und er überließ Pitou die Sorge, die Thüre zu schließen, hob abermals vor den Augen des erstaunten Concierge, der in der baumwollenen Mütze und im Hemde auf der Schwelle seiner Loge erschien, — Sebastian in seinen Armen auf und fing an die Treppe hinaufzusteigen.

Billot schritt, dem Doctor leuchtend, voran, Pitou ging hinter ihnen. Der Doctor wohnte im zweiten Stocke; die weit geöffneten Thüren deuteten an, daß er erwartet wurde. Er legte Sebastian auf sein Bett.

Pitou folgte ängstlich und schüchtern. An dem Kothe, der seine Schuhe, seine Strümpfe, seine Hose bedeckte und seine übrigen Kleidungsstücke befleckte, konnte

Digitized by Google

man leicht sehen, daß er ganz frisch von einer langen Wanderung gekommen war.

Nachdem er die in Thränen zerfließende Catherine zu ihrem Hause zurückgeführt, nachdem er aus dem Munde des Mädchens selbst, das zu tief betroffen war, um seinen Schmerz zu verbergen, erfahren hatte, dieser Schmerz rühre von der Abreise von Herrn Isidor von Charny nach Paris her, hatte Pitou, dem dieser Schmerz doppelt, — als Liebendem und als Freund, — das Herz brach, von Catherine, die sich niedergelegt, und von ihrer Mutter, welche am Fuße des Bettes weinte, Abschied genommen und war mit einem viel langsameren Schritt, als der gewesen, welcher ihn herbeigeführt, nach Haramont zurückgekehrt.

Die Langsamkeit dieses Schrittes und der Umstand, daß er sich so oft umwandte, um traurig nach dem Pachthofe zu schauen, von dem er sich, das Herz zugleich angeschwollen vom Schmerz von Catherine und von seinem eigenen Schmerz, entfernte, machten, daß er erst bei Tagesanbruch in Haramont ankam.

Die geistige Beklommenheit, die sich seiner bemächtigt hatte, machte, daß er wie Sextus, da er seine todte Frau wiederfand, sich mit starren Augen und die Hände auf seinem Schooße gekreuzt auf sein Bett setzte.

Endlich erhob er sich, und einem Menschen ähnlich, der nicht aus seinem Schlafe, sondern aus seinen Gedanken erwacht, schaute er umher und sah bei dem von seiner Hand beschriebenen Blatte Papier ein zweites mit einer andern Schrift bedecktes Blatt.

Er trat an den Tisch und las den Brief von Sebastian.

Zum Lobe von Pitou müssen wir sagen, daß er sogleich seinen persönlichen Kummer vergaß, um nur an die Gefahren zu denken welche sein Freund während der langen Reise, die er unternommen, laufen konnte.

Dann, ohne sich um den Vorsprung zu bekümmern,

Digitized by Google

den der am Tage vorher abgegangene junge Menſch vor ihm haben mochte, ſetzte ihm Pitou, auf ſeine langen Beine vertrauend, nach, mit der Hoffnung, Sebaſtian einzuholen, hätte Sebaſtian keine Transportmittel gefunden und wäre er genöthigt geweſen, ſeinen Marſch zu Fuß zu machen.

Ueberdies müßte Sebaſtian wohl anhalten, während er immer marſchiren würde.

Er bekümmerte ſich nicht um irgend ein Gepäcke. Er umgürtete ſeine Lenden mit einem ledernen Riemen, wie er dies zu thun pflegte, wenn er eine lange Strecke zurückzulegen hatte: er nahm unter ſeinen Arm einen vierpfündigen Laib Brod, in den er eine Wurſt ſteckte, und in ſeine Hand ſeinen Reiſeſtock und begab ſich auf den Weg.

Pitou machte mit ſeinem gewöhnlichen Schritt anderthalb Meilen in der Stunde; nahm er den Schnellſchritt, ſo machte er zwei.

Da er indeſſen anhalten mußte, um zu trinken, um die Schnüre ſeiner Schuhe zu knüpfen und um ſich nach Sebaſtian zu erkundigen, ſo brauchte er zehn Stunden, um vom Ende der Straße von Largny zur Barrière von la Villette zu kommen; ſodann eine Stunde, wegen der Hemmniſſe durch die Wagen, um von der genannten Barrière zum Hauſe des Doctor Gilbert zu gelangen: das machte eilf Stunden. Er war um neun Uhr Morgens abgegangen und kam um acht Uhr Abends an.

Das war, wie man ſich erinnert, gerade der Augenblick, wo Andrée Sebaſtian aus den Tuilerien wegführte, und wo der Doctor Gilbert mit dem König ſprach. Er fand alſo weder den Doctor Gilbert, noch Sebaſtian; doch er fand Billot.

Billot hatte durchaus nichts von Sebaſtian gehört und wußte nicht, zu welcher Stunde Gilbert nach Hauſe zurückkehren würde.

Der unglückliche Pitou war ſo beſorgt, daß es ihm

Digitized by Google

nicht einfiel, mit Billot von Catherine zu sprechen. Seine ganze Conversation war ein langer Seufzer über das Unglück, welches er gehabt, daß er nicht in seiner Stube gewesen, als Sebastian dahin gekommen war.

Dann, da er den Brief von Sebastian mitgenommen, um sich im Nothfall bei dem Doctor zu rechtfertigen, las er diesen Brief abermals, was sehr unnöthig, denn er hatte ihn so oft gelesen und wiedergelesen, daß er ihn auswendig wußte.

Die Zeit war so langsam und traurig für Pitou und Billot seit acht Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens vergangen.

Sechs Stunden, das war sehr lang! Pitou hatte nicht das Doppelte von dieser Zeit gebraucht, um von Villers-Cotterets nach Paris zu kommen.

Um zwei Uhr Morgens erscholl der Klopfer zum zehnten Male seit der Ankunft von Pitou.

Jedes Mal stürzte Pitou nach der Treppe, und trotz der vierzig Stufen, die er hinabzusteigen hatte, kam er immer in dem Augenblick unten an, wo der Concierge die Schnur zog.

Doch jedes Mal wurde er in seiner Hoffnung getäuscht: weder Gilbert, noch Sebastian erschienen, und er ging langsam und traurig wieder zu Billot hinauf.

Wir haben erzählt, wie, als er zum letzten Male noch hastiger als die andern Male hinabstieg, seine Erwartung erfüllt wurde, da er zugleich den Vater und den Sohn, den Doctor Gilbert und Sebastian erscheinen sah.

Gilbert dankte Pitou, wie man dem braven Jungen danken mußte, daß heißt durch einen Händedruck; dann, da er dachte, nach einem Trabe von achtzehn Meilen und einer Erwartung von sechs Stunden müsse der Reisende Ruhe nöthig haben, wünschte er ihm eine gute Nacht und schickte ihn zu Bette.

Doch, über Sebastian beruhigt, hatte Pitou nun

Digitized by Google

Billot seine Mittheilungen zu machen. Er winkte daher Billot, und Billot folgte ihm.

Was Gilbert betrifft, so wollte dieser Niemand die Sorge anvertrauen, Sebastian zu Bette zu bringen und bei ihm zu wachen. Er untersuchte selbst das blaue Mal auf der Brust seines Sohnes und hielt sein Ohr an mehre Stellen des Rumpfes; als er sich sodann versichert hatte, daß der Athem völlig frei war, legte er sich auf ein Canapé bei dem Kinde, das, trotz eines ziemlich starken Fiebers, sogleich entschlummerte.

Bald aber bedachte er nach der Unruhe, die ihn selbst erfüllt hatte, welche Bangigkeit Andrée quälen müsse; er rief seinen Kammerdiener und befahl ihm, auf die nächste Post, damit er bei der ersten Abgabe an seine Adresse käme, einen Brief zu tragen, in welchem nur die Worte standen:

„Beruhigen Sie sich, das Kind ist wiedergefunden und hat kein Unglück erlitten."

Am andern Tage ließ Billot schon am frühen Morgen Gilbert um Erlaubniß bitten, eintreten zu dürfen, was ihm bewilligt wurde.

Das gute Gesicht von Pitou erschien lächelnd an der Thüre hinter dem von Billot, dessen traurigen, ernsten Ausdruck Gilbert wahrnahm.

„Was gibt es denn, mein Freund, und was haben Sie?" fragte der Doctor.

„Herr Gilbert, Sie haben wohl daran gethan, mich hier zurückzuhalten, da ich Ihnen, Ihnen und dem Kinde, nützlich sein konnte, aber während ich in Paris bleibe, geht dort Alles schlecht."

Man glaube übrigens nach diesen Worten nicht, Pitou habe die Geheimnisse von Catherine geoffenbart und von der Liebschaft des Mädchens mit Isidor gesprochen. Nein, die ehrliche Seele des wackern Commandanten der Nationalgarde von Haramont sträubte sich

gegen eine Angeberei. Er hatte Billot nur gesagt, die Ernte sei schlecht gewesen, der Rocken habe gefehlt, ein Theil vom Getreide sei durch den Hagel niedergeschlagen worden, die Scheunen seien nur zum Drittel voll, und er habe Catherine ohnmächtig auf dem Wege von Villers-Cotterets nach Pisseleu gefunden.

Billot hatte sich sehr wenig um den Mangel an Rocken und das Verhageln des Getreides bekümmert, aber es wäre ihm selbst beinahe unwohl geworden, als er die Ohnmacht von Catherine erfuhr.

Der brave Vater Billot wußte, daß ein Mädchen vom Temperament und von der Stärke von Catherine nicht ohne Grund auf der Landstraße ohnmächtig wird.

Ueberdies hatte er Pitou befragt, und welche Zurückhaltung Pitou auch bei seinen Antworten beobachtet, mehr als einmal hatte Billot den Kopf geschüttelt und gesagt:

„Ja, ja, ich glaube, es ist Zeit, daß ich zurückkehre."

Gilbert, der selbst empfunden, was ein Vaterherz leiden kann, begriff diesmal, was in dem von Billot vorging, als ihm Billot die von Pitou überbrachten Nachrichten mittheilte.

„Gehen Sie also, mein lieber Billot, da Gut und Familie Sie zurückfordern," antwortete er; „aber vergessen Sie nicht, daß ich im Namen des Vaterlandes über Sie verfüge."

„Ein Wort, Herr Gilbert," versetzte der wackere Pächter, „und in zwölf Stunden bin ich in Paris."

Nachdem er sodann Sebastian, der sich nach einer glücklich zugebrachten Nacht völlig außer Gefahr befand, umarmt und die zarte feine Hand von Gilbert in seinen zwei breiten Händen gedrückt hatte, schlug Billot den Weg nach seinem Pachthofe ein, den er auf acht Tage verlassen hatte, während er nun seit drei Monaten davon abwesend war.

Digitized by Google

Pitou folgte ihm; er nahm, — eine Gabe des Doctor Gilbert, — fünf und zwanzig Louis d'or mit, welche zur Kleidung und Equipirung der Nationalgarde von Haramont bestimmt waren.

Sebastian blieb allein bei seinem Vater.

XVII.

Waffenstillstand.

Eine Woche war zwischen den von uns erzählten Ereignissen und dem Tage verlaufen, wo wir den Leser abermals an der Hand nehmen und in das Schloß der Tuilerien führen, das fortan der Hauptschauplatz der großen Katastrophe, welche in Erfüllung gehen sollte.

O Tuilerien! unseliges Vermächtniß der Königin der Bartholomäus-Nacht, der seltsamen Catharina von Medicis für ihre Abkömmlinge und Nachfolger, Palast des Schwindels, der du anziehst, um zu verschlingen, welche Verblendung findet sich denn in deiner gähnenden Halle, in der sich alle diese wahnsinnigen Gekrönten fangen, welche Könige genannt werden wollen, welche sich nur für wahrhaft gesalbt und geheiligt halten, wenn sie unter deinem mörderischen Täfelwerk geschlafen haben, während du sie einen nach dem andern, diese als Leichname ohne Köpfe, jene als Flüchtlinge ohne Krone, zurückwirfst?

Ohne Zweifel ist in deinen, wie ein Juwel von Benvenuto Cellini, ciselirten Steinen ein Unheilbringendes Zauberwerk; ohne Zweifel liegt unter deiner Schwell

ein tödtlicher Talisman vergraben. Zähle die letzten Könige, die du empfangen, und sage, was du damit gemacht hast! Von diesen fünf Königen ist ein einziger von dir der Gruft zurückgegeben worden, wo ihn seine Ahnen erwarteten, einer wurde dem Schaffot überliefert und die drei andern der Verbannung!

Eines Tags wollte eine ganze Versammlung der Gefahr trotzen, den Platz der Könige einnehmen und sich, als Mandatar des Volks, dahin setzen, wo die Erwählten der Monarchie gesessen hatten. Von diesem Augenblick an erfaßte sie der Schwindel; von diesem Augenblick an zerstörte sie sich selbst: das Schaffot verschlang die Einen, die Verbannung die Andern, und eine seltsame Brüderschaft vereinigte Ludwig XVI. und Robespierre, Collot-d'Herbois und Napoleon, Billaud-Varennes und Karl X., Vadier und Louis Philipp.

O Tuilerien! o Tuilerien! ein Wahnsinniger muß also derjenige sein, welcher es wagt, deine Schwelle zu überschreiten und da einzutreten, wo Ludwig XVI., Napoleon, Karl X. und Louis Philipp eingetreten sind, denn ein wenig später, ein wenig früher wird er durch dieselbe Thüre herauskommen wie sie.

Und doch, unheilvoller Palast! ist Jeder von ihnen in deine Mauern unter den Acclamationen des Volkes eingetreten, und dein doppelter Balcon hat sie, einen nach dem andern, diesen Acclamationen, im Glauben an die Wünsche und Verheißungen der Menge welche dieselben erschallen ließ, zulächeln sehen, was zur Folge hatte, daß, kaum unter dem Thronhimmel sitzend, Jeder von ihnen an seinem Werke zu arbeiten anfing, statt an dem Werke des Volkes zu arbeiten; als dies das Volk eines Tags bemerkte, setzte es ihn vor die Thüre wie einen ungetreuen Pächter, oder es bestrafte ihn wie einen undankbaren Mandatar.

So fand nach dem erschrecklichen Marsch vom

6 October, mitten unter Koth, Blut und Geschrei, die bleiche Sonne des andern Tages, als sie aufging, den Hof der Tuilerien voll von einem von der Rückkehr seines Königs bewegten und nach seinem Anblick hungerigen Volke.

Den ganzen Tag hindurch empfing der König die constituirten Körper; während dieser Zeit wartete die Menge außen, suchte, bespähte sie ihn durch die Fenster; derjenige, welcher ihn zu erblicken glaubte, stieß einen Freudenschrei aus, zeigte ihn seinem Nachbar und sagte: „Seht Ihr ihn? seht Ihr ihn, dort ist er!"

Um Mittag mußte er sich auf dem Balcon zeigen, und es erschollen einstimmig Bravos und Händegeklatsche.

Am Abend mußte er in den Garten hinabgehen, und nun waren es nicht mehr Bravos und Händegeklatsche, es waren Rührungen und Thränen.

Madame Elisabeth, ein junges, frommes, naives Herz, zeigte dieses Volk ihrem Bruder und sagte: „Mir scheint, es ist nicht schwer, über solche Menschen zu regieren:"

Ihre Wohnung war im Erdgeschoß. Am Abend ließ sie die Fenster öffnen und speiste vor aller Welt.

Männer und Weiber schauten zu, klatschten Beifall und grüßten durch die Oeffnungen, die Weiber besonders: sie ließen ihre Kinder auf das Gesims der Fenster steigen, befahlen den unschuldigen Kleinen, der vornehmen Dame Küsse zuzusenden und ihr zu sagen, sie sei sehr schön.

Und die kleinen Kinder wiederholten: „Sie sind sehr schön, Madame!" und sandten ihr mit ihren fleischigen Händchen zahllose und endlose Küsse zu.

Jeder sagte: „Die Revolution ist beendigt; der König ist nun von seinem Versailles, von seinen Höflingen und seinen Räthen befreit. Der Zauber, der fern von seiner Hauptstadt das gefangene Königthum in dieser Welt von Automaten, Statuen und beschnittenen Tax-

Digitized by Google

bäumen hielt, welche man Verſailles nennt, iſt gebrochen. Gott ſei Dank, der König iſt wieder in das Leben und in die Wahrheit, daß heißt in die wirkliche Natur des Menſchen eingeſetzt. Kommen Sie, Sire, kommen Sie unter uns! Bis zu dieſem Tag hatten Sie ſo, wie Sie umgeben waren, nur die Freiheit, das Böſe zu thun; heute haben Sie in unſerer Mitte, mitten unter Ihrem Volke, die volle Freiheit, das Gute zu thun!"

Oft täuſchen ſich die Maſſen und die Individuen über das, was ſie ſind, oder vielmehr über das, was ſie alsbald ſein werden. Die während der Tage des 5. und 6. October ausgeſtandene Angſt hatte zum König nicht nur eine Menge von Herzen, ſondern auch viele Geiſter, viele Intereſſen zurückgeführt. Dieſes Geſchrei in der Dunkelheit, dieſes Erwachen in der Nacht, dieſe im Marmorhofe angezündeten und mit ihren unheimlichen Reflexen die großen Mauern von Verſailles beleuchtenden Feuer, Alles dies hatte die ehrlichen Imaginationen ſtark betroffen. Die Nationalverſammlung hatte gewaltig bange gehabt, mehr bange, da der König bedroht worden, als da ſie ſelbſt bedroht worden war. Damals ſchien es ihr noch, als hinge ſie vom König ab; es werden nicht ſechs Monate verlaufen, ohne daß ſie im Gegentheil fühlt, daß der König von ihr abhängt. Hundert und fünfzig von ihren Mitgliedern nahmen Päſſe. Mounier und Lally, — der Sohn des auf der Grève geſtorbenen Lally — flüchteten ſich.

Die zwei populärſten Männer Frankreichs, Lafayette und Mirabeau, kamen als Royaliſten nach Paris zurück.

Mirabeau ſprach zu Lafayette: „Vereinigen wir uns und retten wir den König!"

Lafayette, ein vorzugsweiſe ehrlicher Mann, aber ein beſchränkter Geiſt, verachtete zum Unglück den Charakter von Mirabeau und begriff ſein Genie nicht.

Er beſchränkte ſich darauf, daß er den Herzog von Orleans aufſuchte.

Digitized by Google

Man hatte viele Dinge über Seine Königliche Hoheit gesagt. Man hatte gesagt, der Herzog sei, seinen Hut auf die Augen niedergedrückt, ein Stöckchen in der Hand, gesehen worden, wie er die Gruppen im Marmorhofe aufgewiegelt, wie er zur Plünderung des Schlosses angetrieben, in der Hoffnung, die Plünderung würde zugleich die Ermordung sein.

Mirabeau war ganz dem Herzog von Orleans ergeben.

Lafayette, statt sich mit Mirabeau zu verständigen, ging zum Herzog von Orleans und forderte ihn auf, Paris zu verlassen. Der Herzog von Orleans stritt, kämpfte, stemmte sich entgegen; aber Lafayette war so sehr König, daß man ihm gehorchen mußte.

„Und wann werde ich zurückkommen?" fragte er Lafayette.

„Wann ich Ihnen sage, daß es Zeit ist, mein Prinz."

„Und wenn ich mich langweile und ohne Ihre Erlaubniß zurückkomme, mein Herr?" fragte hoffärtig der Herzog.

„Dann," erwiederte Lafayette, „dann hoffe ich, Eure Hoheit wird mir am andern Tage nach ihrer Rückkehr die Ehre geben, sich mit mir zu schlagen."

Der Herzog von Orleans reiste ab und kam erst zurückgerufen wieder.

Lafayette war wenig Royalist vor dem 6. October; nach dem 6. October wurde er es aber wirklich, aufrichtig; er hatte die Königin gerettet und den König beschützt.

Man wird viel anhänglicher durch die Dienste, die man leistet, als durch die, welche man empfängt. Dies rührt davon her, daß im Herzen des Menschen mehr Stolz als Dankbarkeit ist.

Der König und Madame Elisabeth, obgleich sie fühlten, daß unter und vielleicht über all diesem

Volke ein Unheil bringendes Element sei, das sich nicht mit ihm mischen wolle, etwas Gehässiges und Rachsüchtiges wie der Zorn des Tigers, welcher brüllt, während er schmeichelt. der König und Madame Elisabeth waren wirklich gerührt gewesen.

Nicht so war es bei Marie Antoinette. Die schlechte Stimmung, in der sich ihr Herz befand, schadete dem Geiste der Königin. Ihre Thränen waren Thränen des Verdrusses, des Schmerzes, der Eifersucht. Von diesen Thränen, die sie vergoß, galten eben so viele Charny, den sie ihren Armen entschlüpfen fühlte, als dem Scepter, den sie ihrer Hand entschlüpfen fühlte.

Sie sah auch all dies Volk, hörte auch all dies Geschrei mit einem gereizten Geiste und einem trockenen Herzen. Sie war in Wirklichkeit jünger als Madame Elisabeth, oder vielmehr von demselben Alter; aber die Jungfräulichkeit der Seele und des Körpers hatten dieser ein Kleid der Unschuld und Frische gemacht, das sie noch nicht abgelegt, während die glühenden Leidenschaften der Königin, Haß und Liebe, ihre Hände dem Elfenbein ähnlich gelb gefärbt, an ihre Zähne ihre gebleichten Lippen angepreßt und unter ihren Augen jene perlmutterartigen, bläulichen Nuancen ausgebreitet hatten, welche ein tiefes, unheilbares, beständiges Uebel offenbaren.

Die Königin war krank, tief krank, krank an einem Uebel, von dem man nicht mehr genest, denn das einzige Mittel dafür ist das Glück und der Friede, und die arme Marie Antoinette fühlte, daß es um ihren Frieden und um ihr Glück geschehen war.

Unter all dieser Begeisterung, unter all diesem Geschrei, unter allen diesen Vivats, wenn der König den Männern die Hände reichte, wenn Madame Elisabeth weinte und zugleich den Weibern und den kleinen Kindern zulächelte, fühlte auch die Königin ihr von den Thränen ihres eigenen Schmerzes befeuchtetes Auge vor der öffentlichen Freude wieder trocken werden.

Digitized by Google

Die Sieger der Baſtille waren bei ihr erſchienen, und die Königin hatte ſich geweigert, ſie zu empfangen.

Die Damen der Halle waren ebenfalls gekommen; ſie hatte die Damen der Halle empfangen, aber in der Entfernung, getrennt von ihnen durch ungeheure Körbe; überdies hatten ſich ihre Frauen wie eine Vorhut, beſtimmt, ſie vor jeder Berührung zu beſchützen, vor ſie geſtellt.

Das war ein großer Fehler, den Marie Antoinette beging. Die Damen der Halle waren Royaliſtinnen; viele hatten den 6. October desavouirt.

Dieſe Weiber hatten ſie ſodann angeredet, — denn in ſolchen Gruppen gibt es immer Redner.

Eine Frau, welche kühner als die anderen, hatte ſich zum Rathe aufgeworfen.

„Frau Königin," ſagte dieſe Frau, „wollen Sie mir erlauben, Ihnen einen Rath zu geben, einen Rath, der vom Herzen kommt?"

Die Königin machte mit dem Kopfe ein ſo unmerkliches Zeichen, daß die Frau es nicht ſah.

„Sie antworten nicht?" ſagte dieſe. „Gleichviel! ich werde Ihnen den Rath dennoch geben. Sie ſind nun unter uns, inmitten Ihres Volkes, das heißt, im Schooße Ihrer wahren Familie. Sie müſſen nun von Ihnen alle die Höflinge entfernen, welche die Könige verderben, und ein wenig dieſe armen Pariſer lieben, welche Sie in den zwanzig Jahren, die Sie in Frankreich ſind, vielleicht nicht viermal geſehen haben."

„Madame," erwiederte trocken die Königin, „Sie ſprechen ſo, weil Sie mein Herz nicht kennen. Ich habe Sie in Verſailles geliebt; ich werde Sie ebenſo in Paris lieben."

Das hieß nicht viel verſprechen.

Eine andere Rednerin ſagte auch:

„Ja, ja, Sie liebten uns in Verſailles. Aus Liebe wollten Sie alſo am 14. Juli die Stadt belagern und

Digitized by Google

ſie beſchließen laſſen? Aus Liebe wollten Sie alſo am 6. October an die Grenze fliehen, unter dem Vorwande, mitten in der Nacht nach Trianon zu gehen?"

„Das heißt," verſetzte die Königin, „man hat Ihnen das geſagt, und Sie haben es geglaubt: das iſt es, was zugleich das Unglück des Volks und das des Königs macht."

Und dennoch, arme Frau! oder vielmehr arme Königin! dennoch fand ſie unter dieſen Widerſtrebungen ihres Stolzes und unter dieſen Zerreißungen ihres Herzens eine glückliche Eingebung!

Eine von dieſen Frauen, eine Elſäßerin von Geburt ſprach ſie deutſch an.

„Madame," erwiederte die Königin, „ich bin dergeſtalt Franzöſin geworden, daß ich meine Mutterſprache vergeſſen habe."

Das war reizend zu ſagen; leider war es ſchlecht geſagt.

Die Damen der Halle konnten ſich aus vollem Herzen: „Es lebe die Königin!" rufend entfernen.

Sie entfernten ſich mit dem Ende der Lippen rufend und zwiſchen ihren Zähnen brummend.

Am Abend, als der König und Madame Eliſabeth beiſammen waren, ohne Zweifel, um ſich zu tröſten und gegenſeitig zu befeſtigen, erinnerten ſie ſich Alles deſſen, was ſie Gutes und Tröſtliches in dieſem Volke gefunden.

Die Königin wußte nur Eines Allem dem beizufügen, ein Wort des Dauphin, das ſie mehrere Male an dieſem Tag und an den folgenden Tagen wiederholte.

Bei dem Lärmen, den die Damen der Halle in die Gemächer eintretend gemacht hatten, war der arme Kleine zu ſeiner Mutter gelaufen, hatte ſich an ſie angeſchmiegt und ausgerufen:

„Guter Gott! Mama, iſt denn heute abermals geſtern?"

Der kleine Dauphin war da; er hörte, was ſeine

Digitized by Google

Mutter von ihm sagte, und stolz wie alle Kinder, welche sehen, daß man sich mit ihnen beschäftigt, näherte er sich dem König und schaute ihn mit nachdenkender Miene an.

„Was willst Du, Louis?" sagte der König.

„Ich möchte Sie gern etwas sehr Ernstes fragen," antwortete der Dauphin.

„Nun," versetzte der König, indem er ihn zwischen seine Beine zog, „was willst Du mich fragen? Laß hören, sprich."

„Ich wünschte zu wissen," erwiederte das Kind, „warum Ihr Volk, daß Sie so sehr liebte, plötzlich so ärgerlich gegen Sie geworden ist, und was Sie gethan haben, um es so sehr in Zorn zu bringen."

„Louis!" murmelte die Königin mit dem Ausdrucke des Vorwurfs.

„Lassen Sie mich ihm antworten," sagte der König.

Madame Elisabeth lächelte dem Kinde zu.

Ludwig XVI. nahm seinen Sohn auf seinen Schooß und sprach, die Politik des Tages der Fassungskraft des Kindes anpassend:

„Mein Sohn, ich wollte das Volk noch glücklicher machen, als es war. Ich hatte Geld nöthig, um die durch die Kriege veranlaßten Ausgaben zu bezahlen; ich verlangte von meinem Volke, wie es meine Vorgänger immer gethan haben. Beamte, welche mein Parlament bilden, widersetzten sich und sagten, mein Volk allein habe das Recht, mir dieses Geld zu votiren. Ich versammelte in Versailles die Ersten jeder Stadt ihrer Geburt, ihrem Vermögen und ihren Talenten nach; das ist das, was man die Generalstaaten nennt. Als sie versammelt waren, verlangten sie von mir Dinge, die ich nicht thun kann, weder für mich, noch für Dich, der Du mein Nachfolger sein wirst. Es fanden sich boshafte Menschen, die das Volk aufwiegelten, und die Excesse, zu denen es sich in den letzten Tagen hinreißen ließ, sind

ihr Werk! Mein Sohn, man darf dennoch deshalb dem Volke nicht böse sein!“

Bei dieser letzten Ermahnung preßte Marie Antoinette die Lippen zusammen; mit der Erziehung des Dauphin beauftragt, würde sie diese Erziehung offenbar nicht zum Vergessen der Beleidigungen gelenkt haben.

Am andern Tage schickten die Stadt Paris und die Nationalgarde und ließen die Königin bitten, im Theater zu erscheinen, und so durch ihre Gegenwart und durch die des Königs zu bestätigen, daß sie mit Vergnügen in der Hauptstadt residiren.

Die Königin antwortete, es würde ihr ein großes Vergnügen bereiten, der Einladung der Stadt Paris zu entsprechen, aber sie brauche Zeit, um die Erinnerung an die jüngst vergangenen Tage aus dem Gedächtniß zu verlieren. Das Volk hatte schon vergessen; es war erstaunt, daß man sich erinnerte.

Als sie erfuhr, ihr Feind der Herzog von Orleans sei von Paris entfernt, hatte sie einen Augenblick der Freude; sie wußte aber Lafayette keinen Dank für diese Entfernung: sie glaubte, es sei eine persönliche Angelegenheit zwischen dem Prinzen und dem General.

Sie glaubte es, oder sie gab sich den Anschein, als glaubte sie es, weil sie Lafayette nichts zu verdanken haben wollte.

Eine wahre Prinzessin aus dem Hause Lothringen, wollte sie siegen und sich rächen.

„Die Königinnen können nicht ertrinken,“ sagte Frau Henriette von England mitten in einem Sturme, und sie war der Ansicht von Frau Henriette von England.

War übrigens Maria Theresia nicht noch mehr als sie nahe daran, zu sterben, als sie ihr Kind in ihre Arme genommen und ihren getreuen Ungarn gezeigt hatte?

Diese heroische Erinnerung übte einen Einfluß auf die Tochter aus; das war ein Unrecht, das furchtbare

Digitized by Google

Unrecht von denjenigen, welche die Lagen vergleichen, ohne sie zu beurtheilen!

Maria Theresia hatte das Volk für sich; Marie Antoinette hatte es gegen sich.

Und dann war sie vor Allem Frau, und sie würde wohl die Lage der Dinge besser beurtheilt haben, wäre ihr Herz mehr im Frieden gewesen; vielleicht würde sie das Volk weniger gehaßt haben, hätte sie Charny mehr geliebt.

Dies ging in den Tuilerien während der paar Tage vor, wo die Revolution einen Halt machte, wo sich die exaltirten Leidenschaften abkühlten und, wie während eines Waffenstillstandes, Freunde und Feinde sich recognoscirten, um bei der ersten Feindseligkeitserklärung einen neuen noch erbitterteren Kampf, eine neue noch mörderischere Schlacht zu beginnen.

Dieser Kampf ist um so wahrscheinlicher, diese Schlacht ist um so drohender, als wir unsere Leser nicht nur mit dem, was sich auf der Oberfläche der Gesellschaft sehen läßt, sondern auch mit Allem dem vertraut gemacht haben, was sich in ihren Tiefen anspinnt.

XVIII.

Das Portrait von Karl I.

Während der abgelaufenen paar Tage, in denen die neuen Gäste der Tuilerien sich hier eingerichtet und ihre Gewohnheiten angenommen hatten, hatte es Gilbert, der nicht zum König berufen worden war, nicht für geeignet

Digitized by Google

trachtet, sich zu Ludwig XVI. zu begeben; als aber sein Besuchstag gekommen war, glaubte er, seine Pflicht sei eine Entschuldigung, die er nicht von seiner Ergebenheit hatte entlehnen wollen.

Es war derselbe Vorzimmerdienst dem König von Paris nach Versailles gefolgt; Gilbert war also in den Vorzimmern von Paris bekannt wie in denen von Versailles.

Ueberdies hatte der König, wenn er auch nicht seine Zuflucht zum Doctor genommen, diesen doch nicht vergessen; Ludwig XVI. besaß einen zu richtigen Geist, um nicht leicht seine Freunde von seinen Feinden zu unterscheiden.

Und Ludwig XVI. fühlte wohl bis in die Tiefe seines Herzens, was auch die Vorurtheile der Königin gegen Gilbert sein mochten, Gilbert sei vielleicht nicht der Freund des Königs, aber, was ebenso viel werth war, der Freund des Königthums.

Ludwig XVI. erinnerte sich daher, es sei dies der Tag, an welchem Gilbert den Dienst habe, und nannte seinen Namen, damit Gilbert sogleich bei seiner Erscheinung bei ihm eingeführt werde.

Kaum hatte er auch die Thürschwelle überschritten, als der Kammerdiener vom Dienste aufstand, ihm entgegenging und ihn in das Schlafzimmer des Königs einführte.

Der König schritt auf und ab, so sehr in Gedanken versunken, daß er dem Eintritt von Gilbert keine Aufmerksamkeit schenkte und nicht einmal die Meldung, die ihm voranging, hörte.

Gilbert verharrte unbeweglich, stillschweigend bei der Thüre und wartete, bis der König seine Gegenwart bemerkte und ihn ansprach.

Der Gegenstand, der den König beschäftigte, — und das war leicht zu sehen, denn von Zeit zu Zeit blieb er vor demselben stehen, — war ein Portrait in Lebensgröße von Karl I., gemalt von Van Dyck, dasselbe, das

Digitized by Google

heute im Palaste des Louvre ist, und das ein Engländer, wenn man es an ihn verkaufen wollte, ganz mit Goldstücken zu bedecken sich anheischig gemacht hat.

Sie kennen dieses Portrait, nicht wahr, wenn nicht nach dem Gemälde, doch wenigstens nach dem Stiche?

Karl I. ist zu Fuße, unter einem von jenen mageren, spärlichen Bäumen, wie sie auf den Küsten wachsen. Ein Page hält sein gesatteltes und gezäumtes Pferd; das Meer bildet den Horizont.

Der Kopf des Königs trägt ganz das Gepräge der Schwermuth an sich. Woran denkt dieser Stuart, der als Vorgängerin die schöne und unglückliche Maria gehabt hat und als Nachfolger Jacob II. haben wird?

Oder woran dachte vielmehr der Maler, dieses große Genie, dieser Mann, der Geist genug hatte, um mit seinem Ueberflusse die Physiognomie des Königs zu begaben?

Woran dachte er, als er ihn zum Voraus, wie in den letzten Tagen seiner Flucht, als einfachen Cavalier, bereit, wieder gegen die Rundköpfe in's Feld zu ziehen, malte?

Woran dachte er, als er ihn so malte, an der stürmischen Nordsee stehend, mit seinem Pferde an seiner Seite, ganz bereit zum Angriff, aber auch ganz bereit zur Flucht?

Fände man, wenn man dieses Gemälde, dem Van Dyck jene tiefe Färbung von Traurigkeit verliehen hat, umkehrte auf der Rückseite der Leinwand nicht irgend eine Anlage vom Schaffot von White-Hall?

Die Stimme dieser Leinwand mußte sehr laut sprechen, um sich hörbar bei der ganzen materiellen Natur von Ludwig XVI. zu machen, dessen Stirne sie, einer Wolke ähnlich, welche vorüberzieht und ihren düstern Reflex auf die grünen Wiesen und die goldenen Kornfelder wirft, verfinstert hatte.

Dreimal unterbrach er seinen Spaziergang, um vor diesem Portrait stehen zu bleiben, und dreimal begann er

Digitized by Google

ſeinen Spazlergang wieder, der immer und verhängnißvoller Weiſe dieſem Bilde gegenüber auszulaufen ſchien.

Endlich ſah Gilbert ein, daß es Umſtände gibt, wo ein Zuſchauer weniger indiscret iſt, wenn er ſeine Gegenwart ankündigt, als wenn er ſtumm bleibt.

Er machte eine Bewegung. Ludwig XVI. bebte und wandte ſich um.

„Ah! Sie ſind es, Doctor," ſagte er. „Kommen Sie, kommen Sie, ich bin glücklich, Sie zu ſehen."

Gilbert verbeugte ſich und trat auf den König zu.

„Wie lange ſind Sie hier, Doctor?"

„Seit ein paar Minuten, Sire!"

„Ah!" machte der König, der wieder nachdenkend wurde.

Dann, nach einer Pauſe, führte er Gilbert vor das Meiſterwerk von Van Dyck und fragte:

„Doctor, kennen Sie dieſes Portrait?"

„Ja, Sire."

„Wo haben Sie es denn geſehen?"

„Als ein Kind, bei Madame Dubarry, aber, obgleich damals noch ein Kind, war ich doch tief davon betroffen."

„Ja, bei Madame Dubarry, ſo iſt es," murmelte Ludwig XVI.

Dann, nach einer neuen Pauſe von einigen Secunden, fragte er:

„Kennen Sie die Geſchichte dieſes Portraits, Doctor?"

„Spricht Seine Majeſtät von der Geſchichte des Königs, den es vorſtellt, oder von der Geſchichte des Portraits ſelbſt?"

„Ich meine die Geſchichte des Portraits."

„Nein, Sire, ich weiß nur, daß es in London im Jahre 1645 oder 1646 gemalt worden iſt; mehr kann ich nicht davon ſagen; doch ich weiß nicht, wie es nach

Digitized by Google

Frankreich übergegangen ist, und wie es sich in diesem Augenblick im Zimmer Eurer Majestät findet."

„Wie es nach Frankreich übergegangen ist? das will ich Ihnen sagen; wie es sich in meinem Zimmer findet, das weiß ich selbst nicht."

Gilbert schaute Ludwig XVI. mit Erstaunen an.

„Wie es nach Frankreich übergegangen ist," wiederholte Ludwig XVI., „hören Sie: ich werde Ihnen über die Hauptsache nichts Neues mittheilen, aber viel über die Details; Sie werden dann begreifen, warum ich vor diesem Portrait stehen blieb, und woran ich dachte, indem ich stehen blieb."

Gilbert verbeugte sich, um zu bezeichnen, er höre aufmerksam.

„Es gab, vor ungefähr dreißig Jahren," sprach Ludwig XVI., „ein Ministerum, das unheilvoll für Frankreich und besonders für mich," setzte er hinzu, seufzend bei der Erinnerung an seinen Vater, von dem er immer geglaubt hatte, er sei vergiftet worden: „das ist das Ministerium von Herrn von Choiseul. Dieses Ministerium beschloß man durch das Ministerum d'Aiguillon und Maupeou zu ersetzen und zugleich die Parlamente zu brechen. Aber die Parlamente brechen war eine Handlung, welche meinen Großvater, den König Ludwig XV., sehr erschreckte. Um die Parlamente zu brechen, bedurfte es eines Willens, den er verloren hatte. Mit den Trümmern des alten Menschen mußte er einen neuen Menschen machen, und um aus diesem alten Menschen einen neuen zu machen, gab es nur ein Mittel: den schmählichen Harem zu schließen, der, unter dem Namen Hirschpark, Frankreich so viel Geld und der Monarchie so viel Popularität gekostet hatte; man mußte, statt dieser Welt von jungen Mädchen, wo sich die Ueberreste seiner Männlichkeit erschöpften, Ludwig XV. eine einzige Geliebte geben, die bei ihm die Stelle von allen vertreten würde, die nicht genug Einfluß hätte, um ihn eine politische

Digitized by Google

Linie verfolgen zu lassen, welche aber Gedächtniß genug besäße, um ihm jeden Augenblick eine wohl eingelernte Lection zu wiederholen. Der alte Marschall von Richelieu wußte, wo eine solche Frau zu suchen war; er suchte sie da, wo sie sich finden, und fand sie. Sie kannten sie, Doctor, denn so eben sagten Sie mir, Sie haben dieses Portrait bei ihr gesehen."

Gilbert verbeugte sich.

„Wir liebten sie nicht, diese Frau, weder die Königin, noch ich! die Königin weniger vielleicht, als ich, denn die Königin, eine Oesterreicherin, instruirt von Maria Theresia zu der großen europäischen Politik, deren Centrum Oesterreich wäre, sah in der Erhebung von Herrn d'Aiguillon den Sturz ihres Freundes, des Herrn von Choiseul; wir liebten sie nicht, sagte ich, und dennoch muß ich ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie das, was war, zerstörend nach meinen besondern Wünschen und, ich sage es auf mein Gewissen, dem allgemeinen Wohle gemäß handelte. Es war eine geschickte Komödiantin: sie spielte ihre Rolle vortrefflich; sie setzte Ludwig XV. in Erstaunen durch eine dem Königthum bis dahin unbekannte kecke Vertraulichkeit; sie belustigte ihn, indem sie über ihn spottete; sie machte ihn zum Mann, indem sie ihn glauben ließ, er sei es . . ."

Der König hielt plötzlich inne, als würfe er sich die Unvorsichtigkeit, so von seinem Großvater vor einem Fremden zu sprechen, vor; aber seinen Blick auf das treuherzige, offene Gesicht von Gilbert heftend, sah er, daß er diesem Manne, der Alles so gut zu begreifen wußte, Alles sagen konnte.

Gilbert errieth, was im Geiste des Königs vorging, und ohne Ungeduld, ohne eine Frage wartete er, indem er sein Auge völlig dem forschenden Auge des Königs öffnete.

„Was ich Ihnen sage, mein Herr," fuhr Ludwig XVI. mit einem gewissen Adel des Kopfes und der Geberde

Digitized by Google

fort, die bei ihm nicht Gewohnheit war, „was ich Ihnen sage, müßte ich Ihnen vielleicht nicht sagen, denn es ist mein inniger Gedanke, und ein König soll den Grund seines Herzens nur diejenigen sehen lassen, in deren Herzensgrunde er lesen kann. Werden Sie mir Gleiches mit Gleichem vergelten, Herr Gilbert? und wenn Ihnen der König von Frankreich immer Alles sagt, was er denkt, werden Sie ihm auch immer Alles sagen, was Sie denken?“

„Sire,“ erwiederte Gilbert, „ich schwöre Ihnen, daß, wenn Eure Majestät mir diese Ehre erweist, ich ihr diesen Dienst leisten werde; der Arzt ist mit den Leibern beauftragt, wie der Priester mit den Seelen; aber, stumm und unergründlich für die Andern, würde ich es für ein Verbrechen halten, die Wahrheit dem König nicht zu sagen, der mir die Ehre erweist, sie von mir zu verlangen.“

„Also, Herr Gilbert, nie eine Indiscretion?“

„Sire, sollten Sie mir selbst sagen, in einer Viertelstunde werde ich, und zwar auch auf Ihren Befehl, getödtet, ich würde mich nicht berechtigt glauben, zu fliehen, fügten Sie nicht bei: „„Fliehen Sie!““

„Sie thun wohl daran, daß Sie mir das sagen, Herr Gilbert. Mit meinen besten Freunden, selbst mit der Königin, spreche ich oft nur ganz leise; mit Ihnen werde ich laut denken.“

Er fuhr fort:

„Nun wohl, diese Frau, welche wußte, man könne bei Ludwig XV. höchstens auf königliche Velleitäten rechnen, verließ ihn kaum, um die geringsten von diesen Velleitäten zu benützen. Sie folgte ihm in den Rath und neigte sich über sein Fauteuil; vor dem Kanzler, vor diesen ersten Personen, vor diesen alten Staatsbeamten, legte sie sich zu seinen Füßen, sich geberdend wie ein Affe, schwatzend wie ein kleiner Papagei, und Tag und Nacht blies sie ihm das Königthum ein. Doch das war

noch nicht genug, und die seltsame Egeria würde vielleicht ihre Zeit hiebei verloren haben, hätte Herr von Richelieu nicht den Gedanken gehabt, diesen ungreifbaren Worten einen Körper zu geben, der die Lection, welche sie ihm wiederholte, materiell machte. Unter dem Vorwande, der Page, den man auf diesem Bilde sieht, heiße Barry, kaufte man das Gemälde für sie, als wäre es ein Familiengemälde. Das schwermüthige Gesicht, das den 30. Januar 1649 ahnete, hörte, in das Boudoir dieser Frau gestellt, ihr freches Gelächter, sah ihre lasciven Belustigungen; denn es diente ihr zu Folgendem: während sie lachte, nahm sie Ludwig XV. beim Kopf, zeigte ihm Karl I. und sagte zu ihm: „„Siehst Du, Frankreich, das ist ein König, dem man den Hals abgeschnitten hat, weil er schwach gegen sein Parlament war; schone also noch das Deinige!““ Ludwig XV. cassirte das Parlament und starb ruhig auf dem Throne. Dann verbannten wir diese Frau, gegen welche wir vielleicht nachsichtiger hätten sein müssen. Das Bild blieb in den Mansarden von Versailles, und nie fiel es mir nur ein, zu fragen, was daraus geworden . . . Wie kommt es nun, daß ich es hier finde? Wer hat befohlen, es hieher zu bringen? Warum folgt es mir, oder vielmehr, warum verfolgt es mich?“

Und nachdem er traurig den Kopf geschüttelt, fügte Ludwig XVI. bei:

„Doctor, ist hierunter nicht ein Verhängniß?“

„Ein Verhängniß, wenn Ihnen dieses Portrait nichts sagt; doch eine Vorsehung, wenn es zu Ihnen spricht.“

„Wie soll ein solches Portrait nicht zu einem König in meiner Lage sprechen, Doctor?“

„Nachdem Eure Majestät mir erlaubt hat, die Wahrheit zu sagen, erlaubt sie mir auch, sie zu fragen?“

Ludwig XVI. schien einen Augenblick zu zögern.

„Fragen Sie, Doctor,“ sagte er dann.

Digitized by Google

„Was sagt dieses Portrait Eurer Majestät, Sire?“

„Es sagt mir, Karl I. habe den Kopf verloren, weil er Krieg gegen sein Volk geführt, und Jacob II. habe den Thron verloren, weil er das seinige verlassen.“

„Dann ist dieses Portrait wie ich, Sire: es spricht die Wahrheit.“

„Nun?“ fragte der König, Gilbert mit dem Blicke auffordernd.

„Nun, da der König mir erlaubt hat, ihn zu befragen, so frage ich ihn, was er diesem Portrait, das so redlich mit ihm spricht, antwortet?“

„Herr Gilbert,“ erwiederte der König, „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Edelmann, daß ich noch nichts beschlossen habe: ich werde die Umstände zu Rathe ziehen.“

„Das Volk befürchtet, der König gedenke Krieg gegen dasselbe zu führen.“

Ludwig XVI. schüttelte den Kopf und sprach:

„Nein, mein Herr, nein, ich kann nur Krieg gegen mein Volk mit der Unterstützung des Auslandes führen, und ich kenne zu gut den Zustand Europas, um ihm zu vertrauen. Der König von Preußen bietet mir an, mit hunderttausend Mann in Frankreich einzumarschiren; aber ich kenne den intriganten, ehrgeizigen Geist dieser kleinen Monarchie, die danach strebt, ein großes Königreich zu werden, welche überall zur Verwirrung antreibt, in der Hoffnung, in dieser Verwirrung werde sie ein neues Schlesien an sich reißen. Oesterreich stellt ebenfalls hunderttausend Mann zu meiner Verfügung, aber ich liebe meinen Schwager Leopold, diesen devoten Philosophen, nicht. Mein Bruder d'Artois trägt mir die Unterstützung von Sardinien und Spanien an, aber ich traue diesen Mächten nicht, welche von meinem Bruder d'Artois gelenkt werden; er hat Herrn von Calonne bei sich, das heißt den grausamsten Feind der Königin, denjenigen, welcher, — ich habe die Handschrift gesehen, — dem

Digitized by Google

Pamphlet von Madame Lamotte gegen uns in der abscheulichen Halsbandgeschichte Noten beigefügt hat. Ich weiß Alles, was dort vorgeht. In der vorletzten Sitzung ist davon die Rede gewesen, mich abzusetzen und einen Regenten zu ernennen, der wahrscheinlich mein anderer vielgeliebter Bruder, der Herr Graf von Provence, wäre; schließlich hat Herr von Condé, mein Vetter, den Vorschlag gemacht, in Frankreich einzudringen und gegen Lyon zu marschiren, was auch dem König geschehen möchte! . . . Was die große Katharina betrifft, das ist etwas Anderes; sie beschränkt sich auf Rathschläge; sie gibt mir einen Rath, der auf das Erhabene abzielt, jedoch nur lächerlich ist, besonders nach dem, was in den letzten Tagen vorgefallen. „„Die Könige,““ sagt sie, „„müssen ihren Gang verfolgen, ohne sich um das Geschrei des Volks zu bekümmern, wie der Mond seinem Laufe folgt, ohne sich um das Gebelle der Hunde zu bekümmern!““ Es scheint, die russischen Hunde begnügen sich damit, daß sie bellen; sie lasse Deshuttes und Barteourt fragen, ob die unseren nicht beißen.“

„Das Volk befürchtet, der König gedenke zu fliehen, Frankreich zu verlassen . . .“

Der König zögerte zu antworten.

„Sire,“ fuhr Gilbert lächelnd fort, „man hat immer Unrecht, eine von einem König gegebene Erlaubniß buchstäblich zu nehmen. Ich sehe, daß ich indiscret bin und aus meinen Fragen einfach den Ausdruck einer Furcht mache.“

Der König legte seine Hand auf die Schulter von Gilbert und erwiederte:

„Mein Herr, ich habe Ihnen die Wahrheit versprochen und werde sie Ihnen vollständig sagen. Ja, es ist hievon die Rede gewesen; ja, die Sache ist mir vorgeschlagen worden; ja, es ist der Rath vieler redlicher Diener, die mich umgeben, ich soll fliehen. Doch in der Nacht vom 6. October, als, in meinen Armen weinend

Digitized by Google

und ihre Kinder in die ihrigen schließend, die Königin wie ich den Tod erwartete, ließ sie mich schwören, daß ich nie allein fliehen werde, daß wir Alle mit einander abreisen werden, um mit einander gerettet zu sein oder zu sterben. Mein Herr; ich habe geschworen und werde mein Wort halten. Da ich es aber nicht für möglich erachte, daß wir Alle mit einander fliehen, ohne zehnmal, ehe wir die Grenze erreichen, festgenommen zu werden, so werden wir nicht fliehen."

„Sire," sprach Gilbert, „Sie sehen mich in Bewunderung vor der Richtigkeit des Geistes Eurer Majestät. Oh! warum kann Sie nicht ganz Frankreich hören, wie ich Sie in diesem Augenblicke gehört habe? Wie viel Leidenschaften des Hasses, die Eure Majestät verfolgen, würden sich besänftigen! wie viel Gefahren, die Sie umgeben, würden sich schwächen!"

„Haß?" versetzte der König; „Sie glauben also, daß mein Volk mich haßt? Gefahren? indem ich nicht zu sehr im Ernste die düsteren Gedanken nehme, die mir dieses Portrait eingeflößt hat, sage ich Ihnen: ich glaube, daß die größten vorüber sind."

Gilbert schaute den König mit einem tiefen Gefühle von Schwermuth an.

„Ist dies nicht Ihre Ansicht, Herr Gilbert?" fragte Ludwig XVI.

„Meine Ansicht, Sire, ist, daß Eure Majestät erst in den Kampf eingetreten, und daß der 14. Juli und der 6. October nur die zwei ersten Acte des erschrecklichen Dramas sind, welches Frankreich im Angesichte der Nationen spielen wird."

Ludwig XVI. erbleichte leicht.

„Ich hoffe, daß Sie sich täuschen, mein Herr," sagte er.

„Ich täusche mich nicht, Sire."

„Wie können Sie über diesen Punkt mehr wissen,

Digitized by Google

als ich, der ich meine Polizei und meine Gegenpolizei habe?"

„Sire, ich habe allerdings weder Polizei, noch Gegenpolizei, aber durch meine Stellung bin ich die natürliche Mittelsperson zwischen dem, was den Himmel betrifft, und dem, was sich noch in den Eingeweiden der Erde verbirgt. Sire, was wir erfahren haben, ist nur das Erdbeben, wir haben noch das Feuer, die Asche und die Lava des Vulkans zu bekämpfen."

„Sie haben gesagt zu bekämpfen, mein Herr; würden Sie nicht richtiger gesprochen haben, wenn Sie zu fliehen gesagt hätten?"

„Ich habe gesagt, zu bekämpfen, Sire."

„Sie kennen meine Ansicht in Betreff des Auslandes. Ich werde die Fremden nie nach Frankreich rufen, wenn nicht, ich sage nicht mein Leben, — was liegt mir an meinem Leben, ich habe es zum Opfer gebracht, — wenn nicht das Leben meiner Frau und meiner Kinder eine wirkliche Gefahr läuft."

„Ich möchte mich zu Ihren Füßen niederwerfen, Sire, um Ihnen für solche Gefühle zu danken. Nein, Sire, es bedarf der Fremden nicht. Wozu sollen die Fremden nützen, so lange Sie nicht Ihre eigenen Mittel und Quellen erschöpft haben? Sie befürchten von der Revolution überflügelt zu werden, nicht wahr, Sire?"

„Ich gestehe es."

„Nun, es gibt zwei Mittel, zugleich den König und Frankreich zu retten."

„Nennen Sie dieselben, mein Herr, und Sie werden sich um Beide verdient gemacht haben."

„Das erste ist, Sire, daß Sie sich an die Spitze der Revolution stellen und sie lenken."

„Sie würden mich mit sich fortreißen, Herr Gilbert, und ich will nicht dahin gehen, wohin sie gehen."

„Das zweite ist, ihr ein ziemlich solides Gebiß anzulegen, um sie zu bezähmen."

Digitized by Google

„Wie wird dieses Gebiß heißen, mein Herr?“
„Die Volksbeliebtheit und das Genie.“
„Und wer wird der Schmied sein?“
„Mirabeau!“
Ludwig XVI. schaute Gilbert in's Gesicht, als ob er schlecht gehört hätte.

XIX.

Mirabeau.

Gilbert sah, daß er einen Kampf zu bestehen hatte, doch er war vorbereitet.
„Mirabeau,“ wiederholte er, „ja, Sire, Mirabeau.“
Der König wandte sich gegen das Portrait von Karl I. um und fragte dieses poetische Gemälde von Van Dyck:
„Was würdest Du geantwortet haben, Karl Stuart, wenn in dem Augenblicke, wo Du die Erde unter Deinen Füßen zittern fühlest, man Dir vorgeschlagen hätte, Dich auf Cromwell zu stützen?“
„Karl Stuart würde sich geweigert haben, und er hätte wohl daran gethan,“ sagte Gilbert, „denn es findet keine Aehnlichkeit zwischen Cromwell und Mirabeau statt.“
„Ich weiß nicht, wie Sie die Dinge ansehen, Doctor. Für mich gibt es keine Stufe beim Verrath: ein Verräther ist ein Verräther, und ich kann keinen Unterschied zwischen dem machen, der es ein wenig ist, und dem, der es sehr ist.“

Digitized by Google

„Sire," erwiederte Gilbert mit tiefer Ehrfurcht, aber zugleich mit unüberwindlicher Festigkeit, „weder Cromwell, noch Mirabeau sind Verräther."

„Was sind sie denn?" rief der König.

„Cromwell ist ein rebellischer Unterthan, und Mirabeau ist ein unzufriedener Edelmann."

„Unzufrieden, worüber?"

„Ueber Alles . . . über seinen Vater, der ihn in das Schloß If und in den Thurm von Vincennes hat einsperren lassen, über den König, der sein Genie verkannt hat und es noch verkennt."

„Das Genie des Politikers ist die Ehrlichkeit, Herr Gilbert." versetzte lebhaft der König.

„Die Antwort ist schön, Sire, würdig eines Titus, eines Trajan, eines Marcus Aurelius; leider gibt ihr die Erfahrung Unrecht."

„Wie so?"

„War es ein ehrlicher Mann, dieser Augustus, der die Welt mit Lepidus und Antonius theilte, und Lepidus verbannte und Antonius tödtete, um die Welt für sich allein zu haben? War es ein ehrlicher Mann, dieser Karl der Große, der seinen Bruder Karlmann, um hier zu sterben, in ein Kloster schickte, und um ein Ende mit seinem Feinde Witekind zu machen, welcher ein beinahe ebenso großer Mann als er, den Sachsen alle Köpfe abschnitt, welche die Höhe seines Schwertes überragten? War es ein ehrlicher Mann, dieser Ludwig XI., der sich gegen seinen Vater empörte, um ihn zu entthronen, und der, obgleich er scheiterte, dem armen Karl VII. einen solchen Schrecken einflößte, daß er aus Furcht, vergiftet zu werden, Hungers starb? War es ein ehrlicher Mann, dieser Richelieu, der in den Alcoven des Louvre und auf den Treppen des Palais-Cardinal Conspirationen machte, die er auf dem Grève-Platze entwickelte? War es ein ehrlicher Mann, dieser Mazarin, der nicht nur eine halbe Million und fünfhundert Mann Karl II. verweigerte, son-

dern ihn auch aus Frankreich wegjagte? War es ein ehrlicher Mann, dieser Colbert, der Fouquet, seinen Protector, verrieth, anklagte, stürzte und sich, während man diesen lebendig in einen Kerker warf, aus dem er nur als eine Leiche herauskommen sollte, unverschämt und stolz in seinen noch warmen Lehnstuhl setzte? Und dennoch haben, Gott sei Dank, weder die Einen noch die Andern den Königen oder dem Königthum Eintrag gethan!"

„Aber, Herr Gilbert, Sie wissen wohl, daß Herr von Mirabeau nicht mir angehören kann, da er dem Herzog von Orleans angehört."

„Eil Sire, da der Herzog von Orleans verbannt ist, so gehört Herr von Mirabeau Niemand mehr."

„Wie soll ich mich einem käuflichen Menschen anvertrauen?"

„Indem Sie ihn kaufen . . . Können Sie ihm nicht mehr geben, als irgend Jemand in der Welt?"

„Ein Unersättlicher, der eine Million fordern wird!"

„Verkauft sich Mirabeau für eine Million, Sire, so verschenkt er sich. Glauben Sie, er sei zwei Millionen weniger werth, als ein oder eine Polignac?"

„Herr Gilbert!"

„Der König entzieht mir das Wort," sagte Gilbert, indem er sich verbeugte, „ich schweige."

„Nein, im Gegentheil, sprechen Sie."

„Ich habe gesprochen, Sire."

„So lassen Sie uns die Sache erörtern."

„Sehr gern. Ich weiß meinen Mirabeau auswendig, Sire."

„Sie sind sein Freund?"

„Leider habe ich nicht diese Ehre; übrigens hat Herr von Mirabeau nur einen Freund, welcher zugleich der der Königin ist."

Digitized by Google

„Ja, ich weiß es, der Herr Graf von der Mark; wir werfen es ihm alle Tage genug vor.“

„Eure Majestät müßte im Gegentheil bei Todesstrafe verbieten, sich je mit Mirabeau zu entzweien.“

„Von welcher Bedeutung soll denn beim Gewichte der öffentlichen Angelegenheiten ein Strohjunker wie Herr Riquetti von Mirabeau sein?“

„Vor Allem, Sire, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Herr von Mirabeau ein Edelmann und kein Strohjunker ist. Es gibt wenig Edelleute in Frankreich, welche aus dem 11. Jahrhundert datiren, da unsere Könige, um einige um sich zu haben, so nachsichtig gewesen sind, von denjenigen, welchen sie die Ehre bewilligen, in ihre Carrossen zu steigen, nur Proben von 1399 zu fordern. Nein, Sire, man ist kein Strohjunker, wenn man von den Arrighetti von Florenz abstammt, wenn man in Folge einer Niederlage der Gibellinen nach der Provence gekommen ist und sich hier niedergelassen hat. Man ist kein Strohjunker, weil man einen Vorfahren gehabt hat, der in Marseille Handel getrieben, denn Sie wissen, Sire, daß der Adel von Marseille, wie der von Venedig, das Privilegium hat, Handel zu treiben, ohne dadurch des Adels verlustig zu werden . . .“

„Ein Wüstling,“ unterbrach der König Gilbert, „ein Henker seinem Rufe nach, ein Geldabgrund!“

„Ah! Sire, man muß die Menschen nehmen, wie sie die Natur gemacht hat; die Mirabeau sind stets stürmisch und ungeordnet in ihrer Jugend gewesen; aber sie reifen, wenn sie älter werden. Als junge Leute sind sie leider so, wie Eure Majestät sagt; als Familienhäupter sind sie gebieterisch, hoffärtig, aber streng. Der König, der sie mißkennen würde, wäre ein Undankbarer, denn sie haben der Landarmee unerschrockene Soldaten, dem Seeheere verwegene Seeleute geliefert. Ich weiß wohl, daß sie in ihrem provincialen Geiste, der gegen jede Centralisation gehässig ist, in ihrer halb feudalen, halb republika-

Digitized by Google

nischen Opposition von ihren festen Schlössern herab der Autorität der Minister, zuweilen sogar der der Könige trotzten; ich weiß wohl, daß sie mehr als einmal in die Durance die Agenten des Fiscus, welche auf ihren Gütern operiren wollten, geworfen haben; ich weiß wohl, daß sie die Höflinge und die Schreiber, die Generalpächter und die Gelehrten in derselben Geringschätzung vermengten, mit derselben Verachtung bedeckten, und nur zwei Dinge in der Welt achteten: das Eisen des Schwertes und das Eisen des Pfluges; ich weiß wohl, daß Einer von ihnen geschrieben hat: „„Die Knechterei ist instinctartig bei den Hofleuten mit gipsenem Gesicht und gipsenem Herzen, wie bei den Enten das Plätschern im Schlamme.““ Doch Alles dies, Sire, riecht durchaus nicht nach dem Strohjunker; Alles dies ist vielleicht nicht von der redlichsten Moral, sicherlich aber hat es das Gepräge des höchsten Adels.“

„Gut, gut, Herr Gilbert,“ sprach mit einer Art von Aerger der König, welcher die bedeutenden Männer seines Reiches besser als irgend Jemand zu kennen glaubte, „Sie haben es gesagt, Sie wissen Ihren Mirabeau auswendig. Da dies bei mir nicht der Fall ist, so fahren Sie fort. Ehe man sich der Leute bedient, lernt man sie gern kennen.“

„Ja, Sire,“ erwiederte Gilbert, gestachelt durch die Ironie, die er in der Betonung, mit der der König zu ihm sprach, erkannte, „und ich sage Eurer Majestät: Es war ein Mirabeau, jener Bruno von Riquetti, welcher an dem Tage, wo Herr de la Feuillade auf der Place de la Victoire seine Statue der Victoria mit ihren vier gefesselten Nationen einweihte, mit seinem Regimente, dem Garde-Regiment, Sire, vorüberziehend, auf dem Pont Neuf anhielt, sein Regiment vor der Statue von Heinrich IV. Halt machen ließ und sagte: „„Meine Freunde, grüßen wir diesen, denn dieser ist so viel werth, als ein Anderer!““ Es war ein Mirabeau, jener François

von Riquetti, der im Alter von siebenzehn Jahren von Malta zurückkommt, seine Mutter Anna von Pontèves in Trauer findet und sie fragt, warum diese Trauer, da sein Vater seit zehn Jahren todt sei. „„Weil ich beleidigt worden bin,““ antwortet die Mutter. „„Durch wen?““ „„Durch den Chevalier von Griasque.““ „„Und Du hast Dich nicht gerächt?““ fragt François, der seine Mutter kannte. „„Ich hatte große Lust! Eines Tages traf ich ihn allein; ich setzte ihm eine geladene Pistole an den Schlaf und sagte: „„Wenn ich allein auf der Welt wäre, so würde ich Dir eine Kugel durch den Kopf jagen, was ich, wie Du siehst, thun kann; aber ich habe einen Sohn, der mich ehrenvoller rächen wird!““ „„Daran hast Du wohl gethan, Mutter,““ erwiedert der junge Mann. Und ohne die Stiefeln auszuziehen, nimmt er wieder seinen Hut, schnallt seinen Degen um und sucht den Chevalier von Griasque, einen Rauser, auf, fordert ihn heraus, schließt sich mit ihm in einen Garten ein, wirft die Schlüssel über die Mauer und tödtet ihn. Es war ein Mirabeau, jener Marquis Jean Antoine, der eine Höhe von sechs Fuß, die Schönheit von Antinous, die Stärke von Milon hatte, zu dem aber dennoch seine Großmutter sagte: „„Ihr seid keine Männer mehr, Ihr seid nur Diminutive von Männern,““ und der, von dieser Virago erzogen, wie es seitdem sein Enkel gesagt, die Federkraft und den Appetit des Unmöglichen hatte; der, Musketier mit achtzehn Jahren, immer im Feuer, die Gefahr leidenschaftlich liebend, wie Andere das Vergnügen lieben, eine Legion von Männern, furchtbar bitzig, unbezähmbar wie er, befehligte, so daß die andern Soldaten, wenn sie dieselben vorüberziehen sahen, sagten: „„Siehst Du die rothen Aufschläge? Das sind die Mirainbaur, das heißt, eine Legion von Teufeln befehligt von Satan.““ Und sie täuschten sich über den Commandanten, wenn sie ihn Satan nannten, denn es war ein sehr frommer Mann, so fromm, daß er, als

eines Tags einer seiner Wälder in Brand gerieth, statt Befehl zu geben, daß man ihn durch gewöhnliche Mittel zu löschen suche, das heilige Sacrament dahin bringen ließ, wonach das Feuer erlosch. Allerdings war diese Frömmigkeit die eines feudalen Barons, und der Kapitän fand zuweilen Mittel, den Devoten aus einer großen Verlegenheit zu ziehen, wie es ihm eines Tags begegnete, daß Desserteurs, die er erschießen lassen wollte, sich in die Kirche eines italienischen Klosters geflüchtet hatten. Er befahl seinen Leuten, die Thüren einzustoßen, und sie waren im Begriffe, zu gehorchen, als die Thüren sich von selbst öffneten und der Abt in pontificatibus, mit dem heiligen Sacramente in den Händen, erschien."

„Nun?" fragte Ludwig XVI., offenbar gefesselt durch diese Erzählung voll Leben und Farbe.

„Er blieb einen Augenblick nachdenkend, denn die Lage der Dinge setzte ihn in Verlegenheit. Dann aber sagte er, plötzlich von einem Gedanken erleuchtet, zu seinem Standartenjunker: „„Dauphin, man rufe den Feldkaplan, und er nehme den guten Gott aus den Händen dieses Burschen da."" Was frommer Weise durch den Feldkaplan mit Unterstützung der Musketen dieser Teufel mit den rothen Aufschlägen geschah, Sire."

„In der That, ja," sprach Ludwig XVI., „ich erinnere mich dieses Marquis Antoine. Sagte er nicht zum Generallieutenant Chamillard, welcher ihm nach einer Affaire, in der er sich ausgezeichnet hatte, versprach, von ihm mit seinem Bruder, dem Minister von Chamillard, zu reden: „„Ihr Herr Bruder ist sehr glücklich, daß er Sie hat, denn ohne Sie wäre er der dümmste Mann des Königreichs."

„Ja, Sire: man machte auch eine Promotion von Feldmarschällen, wobei der Minister Chamillard sich wohl hütete, den Namen des Marquis auf die Beförderungsliste zu setzen."

„Und wie endigte dieser Held, der mir der Condé

vom Geschlechte der Riquetti zu sein scheint?" fragte lachend der König.

„Sire, auf ein schönes Leben folgt ein schöner Tod," erwiederte Gilbert mit ernstem Tone. „In der Schlacht von Cassano beauftragt, eine von den Kaiserlichen angegriffene Brücke zu vertheidigen, ließ er nach seiner Gewohnheit seine Soldaten mit dem Bauche auf die Erde liegen, und er, ein Riese, blieb aufrecht stehen und bot sich als Zielpunkt dem Feuer des Feindes. Eine Folge hievon war, daß die Kugeln wie Hagel um ihn zu pfeifen anfingen; aber er rührte sich ebenso wenig als ein Wegweiser. Eine von diesen Kugeln zerschmetterte vor Allem seinen rechten Arm; doch Sie begreifen, Sire, das war nichts. Er nahm sein Taschentuch, machte sich damit für seinen rechten Arm eine Binde und ergriff mit seiner linken Hand eine Art, seine gewöhnliche Waffe, denn er verachtete den Säbel und den Degen als zu unbedeutend in ihrer Anwendung; doch kaum hatte er dieses Manoeuvre vollführt, als ihn ein zweiter Schuß an den Hals traf und die Kehlader, sowie die Nerven des Halses abschnitt. Diesmal war es ernster. Trotz der gräßlichen Wunde blieb der Koloß noch einen Augenblick stehen; dann aber stürzte er wie ein Baum, den man entwurzelt, auf die Brücke nieder. Bei diesem Anblick wurde das Regiment entmuthigt und floh; mit seinem Chef hatte es seine Seele verloren. Ein alter Sergent, welcher hoffte, er sei nicht ganz todt, wirft ihm im Vorbeilaufen einen Fleischhafen auf den Kopf, und seinem Regimente nachsetzend, passirt das ganze Heer des Prinzen Eugen, Cavalerie und Infanterie, über seinen Leib. Als die Schlacht beendigt war, hatte man die Leichen zu begraben. Der prächtige Rock des Marquis machte, daß man ihn bemerkte. Einer von seinen Soldaten, den man gefangen genommen, erkannte ihn. Der Prinz Eugen, da er sah, daß er athmete oder vielmehr noch röchelte, befahl, ihn in das Lager des Herzogs von Vendome zurückzutragen. Der

Digitized by Google

Befehl wird vollzogen. Man bringt den Körper des Marquis in das Zelt des Herzogs, wo sich zufälliger Weise der berühmte Wundarzt Dumoulin befindet. Das war ein Mann voll Phantasie: es erfaßt ihn die Idee, diesen Leichnam in's Leben zurückzurufen; die Cur reizt ihn um so mehr, als sie unmöglich scheint. Außer dieser Blessur, die ihm, abgesehen vom Rückgrath und einigen Fetzen Fleisch, den Kopf fast von der Schulter trennte, war sein ganzer Körper, über welchen dreitausend Pferde und sechstausend Fußgänger gezogen, nur eine Wunde. Drei Tage bezweifelte man, ob er zum Bewußtsein kommen werde. Nach drei Tagen öffnet er ein Auge; zwei Tage nachher rührt er einen Arm; kurz, er unterstützt die Hartnäckigkeit von Dumoulin mit einer gleichen Hartnäckigkeit, und nach drei Monaten sieht man den Marquis Jean Antoine mit einem gebrochenen, von einer schwarzen Binde getragenen Arm, mit sieben und zwanzig auf seinem ganzen Leibe zerstreuten Wunden, — vier mehr, als Cäsar, — und den Kopf gestützt durch ein silbernes Halsband, wieder erscheinen. Sein erster Besuch galt Versailles, wohin ihn der Herr Herzog von Vendome führte, und wo er dem König vorgestellt wurde, der ihn fragte, warum er, da er die Probe von einer solchen Tapferkeit abgelegt, noch nicht Feldmarschall sei. „„Sire,““ antwortete der Marquis Antoine, „„wenn ich, statt auf der Brücke von Cassano zu ihrer Vertheidigung zu bleiben, an den Hof gekommen wäre, um ein leichtfertiges Weib zu bestechen, so hätte ich mein Avancement und weniger Wunden bekommen.““ Ludwig XIV. liebte es nicht, daß man ihm so antwortete; er wandte auch dem Marquis den Rücken zu. „„Jean Antoine, mein Freund,““ sagte zu diesem, als sie weggingen, Herr von Vendome, „„fortan werde ich Dich dem Feinde, aber nie dem König vorstellen.““ Einige Monate nachher heirathete der Marquis mit seinen sieben und zwanzig Wunden, mit seinem gebrochenen Arme und seinem silbernen Halsband Fräulein

von Castellane Norante, mit welcher er zwischen sieben Feldzügen sieben Kinder zeugte. Zuweilen, aber selten, wie die wahren Braven, sprach er von der Affaire von Cassano, und wenn er davon sprach, so pflegte er zu sagen: „„Das ist die Schlacht, wo ich getödtet wurde.““

„Sie sagen mir wohl,“ sprach Ludwig XVI., der sich sichtbar an dieser Aufzählung der Vorfahren von Mirabeau ergötzte, „Sie sagen mir wohl, mein lieber Doctor, wie der Marquis getödtet wurde, aber Sie sagen mir nicht, wie er gestorben ist.“

„Er ist gestorben im Schlosse Mirabeau, einem auf einem abschüssigen Felsen liegenden, einen doppelten, beständig vom Nordwinde gepeitschten, Paß versperrenden, herben, harten Aufenthaltsorte; er ist gestorben mit jener gebieterischen, rauhen Rinde, die sich auf der Haut der Riquetti, je mehr sie alt werden, bildet, seine Kinder in der Unterwürfigkeit und in der Ehrfurcht erziehend und sie in einer solchen Entfernung haltend, daß der älteste von seinen Söhnen sagte: „„Ich habe nie die Ehre gehabt, die Hand, die Lippen oder das Fleisch dieses ausgezeichneten Mannes zu berühren.““ Dieser älteste Sohn, Sire, war der Vater des gegenwärtigen Mirabeau, ein wilder Vogel, dessen Nest zwischen vier Thürmchen gemacht war, der sich nie, wie er sagte, enversailliren wollte, weshalb ihm ohne Zweifel Eure Majestät, die ihn nicht kennt, keine Gerechtigkeit widerfahren läßt.“

„Doch, mein Herr,“ entgegnete der König, „doch, ich kenne ihn; im Gegentheil, er ist einer der Chefs der ökonomischen Schule. Er hatte Theil an der Revolution, welche in Erfüllung geht, indem er das Signal zu socialen Reformen gab und viele Irrthümer und einige Wahrheiten populariſirte, was um so strafbarer von ihm, als er die Lage vorhersah, er, der sagte: „„Es gibt heute keinen Frauenleib, der nicht einen Artevelle oder einen Masaniello trägt.““

„Sire, es ist in Mirabeau etwas, was Eurer Ma-

jestät widerstrebt oder sie erschreckt; lassen Sie mich ihr sagen, daß es der väterliche Despotismus und der königliche Despotismus sind, die Alles dies gethan haben."

„Der königliche Despotismus!" rief Ludwig XVI.

„Allerdings, Sire; ohne den König vermochte der Vater nichts; denn welches Verbrechen hatte am Ende der Abkömmling dieses großen Geschlechtes begangen, daß ihn sein Vater mit vierzehn Jahren in eine Correctionsschule schickte, wo man ihn, um ihn zu demüthigen, nicht unter dem Namen Riquetti von Mirabeau, sondern unter dem Namen Buffiéres einschrieb? Was hatte er gethan, daß mit achtzehn Jahren sein Vater einen Geheimbrief gegen ihn erhielt und ihn auf der Insel Ré einsperrte? Was hatte er gethan, daß ihn sein Vater mit zwanzig Jahren in die Reihen eines Disciplinar-Bataillon schickte, um den Krieg in Corsica mitzumachen, mit der Weissagung seines Vaters: „„Er wird sich am 16. April auf der Ebene einschiffen, die sich ganz allein durchfurcht; Gott gebe, daß er dort nicht einen Tag rudere.““ Was hatte er gethan, daß nach einer einjährigen Ehe sein Vater ihn nach Manosque verbannte? Was hatte er gethan, daß nach einer Verbannung von sechs Monaten nach Manosque sein Vater ihn nach dem Fort Joux bringen ließ? Was hatte er endlich gethan, um nach seiner Entweichung in Amsterdam verhaftet und in den Thurm von Vincennes eingesperrt zu werden, wo als ganzer Raum ihm, der in der Welt erstickt, die väterliche Milde in Verbindung mit der königlichen Milde einen Kerker von zehn Quadratfuß gibt, wo fünf Jahre seine Jugend sich heftig bewegt, seine Leidenschaft brüllt, zu gleicher Zeit aber sein Geist wächst und sich erhöht und sein Herz sich stärkt? . . . Was er gethan hatte, will ich Eurer Majestät sagen. Er hatte seinen Professor Poisson durch seine Leichtigkeit, Alles zu lernen und Alles zu begreifen, verführt; er hatte tüchtig an der ökonomischen Wissenschaft angebissen; er hatte, da er die militärische Laufbahn ergriffen, sie fortzusetzen

Digitized by Google

gewünscht; er hatte, auf sechstausend Livres Einkommen mit seiner Frau und einem Kinde beschränkt, ungefähr dreißig tausend Franken Schulden gemacht; er hatte seine Verbannung in Manosque gebrochen, um einen unverschämten Edelmann, der seine Schwester beschimpft, zu prügeln; er hatte endlich, — und das ist sein größtes Verbrechen, Sire, — den Verlockungen einer jungen und hübschen Frau nachgebend, diese Frau ihrem alten, hinfälligen, mürrischen, eifersüchtigen Manne entführt."

„Ja, mein Herr, und zwar, um sie nachher zu verlassen," sagte der König; „so daß die unglückliche Frau von Monnier, als sie mit ihrem Verbrechen allein geblieben war, sich den Tod gab."

Gilbert schlug die Augen zum Himmel auf und stieß einen Seufzer aus.

„Sprechen Sie, was haben Sie hierauf zu antworten, mein Herr, und wie vertheidigen Sie Ihren Mirabeau?"

„Durch die Wahrheit, Sire, durch die Wahrheit, welche so schwer bis zu den Königen dringt, daß Sie, der Sie sie suchen, der Sie sie verlangen, der Sie sie herbeirufen, dieselbe beinahe nie kennen. Nein, Sire, Frau von Monnier ist nicht gestorben, weil Mirabeau sie verlassen, denn als er aus Vincennes herauskam, galt sein erster Besuch ihr. Er tritt als Hausirer verkleidet in das Kloster von Gien, wo sie ein Asyl gefordert hatte, ein; er findet Sophie kalt, gezwungen. Eine Erklärung findet statt; Mirabeau bemerkt, daß Frau von Monnier ihn nicht nur nicht mehr liebt, sondern daß sie sogar einen Andern liebt: den Chevalier von Raucourt. Diesen Andern ist sie, durch den Tod ihres Gatten frei geworden, zu heirathen im Begriffe. Mirabeau ist zu frühe aus dem Gefängniß gekommen; man zählte auf seine Gefangenschaft, man wird sich damit begnügen müssen, daß man seine Ehre tödtet. Mirabeau tritt den Platz

seinem glücklichen Nebenbuhler ab, Mirabeau zieht sich zurück; Frau von Monnier ist, wie gesagt, im Begriffe, Herrn von Raucourt zu heirathen: Herr von Raucourt stirbt plötzlich! Die arme Frau hatte ihr ganzes Herz und ihr ganzes Leben in diese letzte Liebe gelegt. Vor einem Monat, am 9. September, schließt sie sich in ihr Cabinet ein und erstickt sich. Dann schrieen die Feinde von Mirabeau, sie sterbe, weil ihr erster Liebhaber sie verlassen, während sie aus Liebe für einen zweiten stirbt ... Oh! die Geschichte, die Geschichte, so schreibt man sie!"

„Ah!" sagte der König, „darum hat er also diese Nachricht mit so großer Gleichgültigkeit aufgenommen?"

„Wie er sie aufgenommen, kann ich Eurer Majestät auch sagen, Sire, denn ich kenne denjenigen, welcher sie ihm mitgetheilt hat: es ist eines der Mitglieder der Nationalversammlung. Fragen Sie ihn selbst, er wird es nicht wagen zu lügen, denn es ist ein Priester; es ist der Pfarrer von Gien, der Abbé Vallet; er sitzt auf den Bänken, welche denen entgegengesetzt, wo Mirabeau seinen Platz einnimmt. Er durchschritt den Saal und setzte sich zum großen Erstaunen des Grafen zu diesem. „„Was Teufels wollen Sie hier?"" fragte ihn Mirabeau. Ohne zu antworten, übergab ihm der Abbé Vallet einen Brief, der die unselige Kunde in allen ihren Einzelheiten mittheilte. Der Graf öffnete ihn und las lange, denn ohne Zweifel konnte er nicht an das Geschehene glauben. Dann las er ihn zum zweiten Mal, und während dieses zweiten Males entfärbte sich von Zeit zu Zeit sein Gesicht; er fuhr mit seinen Händen über seine Stirne, wischte sich zugleich die Augen ab, hustete, spuckte aus und versuchte es, wieder Herr über sich zu werden. Endlich mußte er nachgeben. Er stand auf, ging hastig hinaus und erschien drei Tage nicht mehr in der Versammlung ... Oh! Sire, Sire, verzeihen Sie mir, daß ich in alle diese Einzelheiten eingehe; es genügt, ein Mann von gewöhnlichem Genie zu sein, um

Digitized by Google

in allen Punkten und über jede Sache verleumdet zu werden; um so viel mehr, wenn der Mann von Genie ein Riese ist!"

„Warum ist es denn so, Doctor? und welches Interesse hat man, bei mir Herrn von Mirabeau zu verleumden?"

„Welches Interesse man habe, Sire? das Interesse, das jede Mittelmäßigkeit hat, ihren Platz beim Throne zu behalten. Mirabeau ist keiner von den Menschen, die in den Tempel eintreten können, ohne alle Verkäufer daraus zu verjagen. Mirabeau bei Ihnen, Sire, ist der Tod der kleinen Intriguen, die Verbannung der kleinen Intriganten. Mirabeau bei Ihnen ist das Genie, welches der Redlichkeit den Weg vorzeichnet. Was liegt Ihnen daran, daß Mirabeau schlecht mit seiner Frau gelebt hat? Was liegt Ihnen daran, daß Mirabeau Frau von Monnier verführt hat? Was liegt Ihnen daran, daß Mirabeau eine halbe Million Schulden hat? Bezahlen Sie diese halbe Million Schulden, Sire; dann fügen Sie diesen fünfmal hundert tausend Franken eine Million, zwei Millionen, zehn Millionen bei, wenn es sein muß! Mirabeau ist frei, lassen Sie Mirabeau nicht entschlüpfen; nehmen Sie ihn, machen Sie einen Rath, einen Minister aus ihm; hören Sie, was seine mächtige Stimme Ihnen sagen wird, und was sie Ihnen gesagt hat, wiederholen Sie Ihrem Volke, Europa, der Welt!"

„Herr von Mirabeau, der Tuchhändler in Aix geworden ist, um vom Volke ernannt zu werden, Herr von Mirabeau kann seinen Comittenten nicht dadurch lügen, daß er die Partei des Volkes verläßt, um zu der des Hofes überzutreten."

„Sire, Sire, ich wiederhole Ihnen, Sie kennen Mirabeau nicht: Mirabeau ist ein Aristokrat, ein Adeliger, ein Royalist vor Allem. Er hat sich vom Volke wählen lassen, weil ihn der Adel verachtete, weil in Mirabeau das erhabene Bedürfniß war, welches die

Digitized by Google

Männer von Genie quält, das Bedürfniß, durch irgend ein Mittel zum Ziele zu gelangen. Er werde die Volkspartei nicht der Hofpartei zu Liebe verlassen, sagen Sie? Ei! Sire, warum gibt es eine Volkspartei und eine Hofpartei? warum bilden diese zwei Parteien nicht eine? Nun, das wird Mirabeau machen ... Nehmen Sie Mirabeau, Sire! Durch Ihre Verachtung zurückgestoßen, wird sich Mirabeau morgen vielleicht gegen Sie wenden, und dann, Sire, dann, — ich sage Ihnen das, und dieses Bild von Karl I. wird es Ihnen nach mir sagen, wie dasselbe es Ihnen vor mir gesagt hat, — dann wird Alles verloren sein!"

„Mirabeau werde sich gegen mich wenden, sagen Sie? ist das nicht schon geschehen, mein Herr?"

„Ja, scheinbar vielleicht; doch im Grunde gehört Mirabeau Ihnen. Fragen Sie den Grafen von der Mark, was er ihm gesagt hat nach der Sitzung vom 21. Juni, denn Mirabeau allein liest mit erschrecklichem Scharfsinn in der Zukunft."

„Nun, was sagt er?"

„Er ringt vor Schmerz die Hände und ruft aus: „„So führt man die Könige zum Schaffot!"" und drei Tage nachher fügt er bei: „„Diese Leute sehen die Abgründe nicht, die sie unter den Schritten der Monarchie graben! Der König und die Königin werden dadurch um das Leben kommen, und das Volk wird über ihren Leichen in die Hände klatschen."""

Der König schauerte, erbleichte, schaute das Portrait von Karl I. an, und schien einen Augenblick bereit, sich zu entschließen, plötzlich aber sagte er:

„Ich werde hierüber mit der Königin reden, vielleicht entschließt sie sich, mit Herrn von Mirabeau zu sprechen; aber ich, ich werde nicht mit ihm sprechen. Ich mag gern den Leuten, mit denen ich rede, die Hand drücken, wie ich die Ihrige in diesem Augenblick drücke, und ich möchte nicht um den Preis meines Thrones

meiner Freiheit, meines Lebens Herrn von Mirabeau die Hand drücken."

Gilbert wollte etwas erwiedern; vielleicht wollte er weiter in den König dringen, doch in diesem Augenblick trat ein Huissier ein und meldete:

„Sire, die Person, welche Eure Majestät diesen Morgen empfangen soll, ist angekommen und wartet im Vorzimmer."

Ludwig XVI. machte eine Bewegung der Unruhe, während er Gilbert anschaute.

„Sire," sagte dieser, „wenn ich die Person, welche Eure Majestät erwartet, nicht sehen soll, so werde ich durch eine andere Thüre gehen."

„Nein, mein Herr," erwiederte Ludwig XVI., „gehen Sie durch diese; Sie wissen, daß ich Sie für meinen Freund halte und kein Geheimniß für Sie habe; überdies ist die Person, welche ich erwarte, ein einfacher Edelmann, der früher im Hause meines Bruders angestellt war und von diesem mir empfohlen wurde. Er ist ein treuer Diener, und ich will sehen, ob es möglich ist etwas, wenn nicht für ihn, doch wenigstens für seine Frau und seine Kinder zu thun. — Gehen Sie, Herr Gilbert, Sie wissen, daß Sie stets willkommen sind, so oft Sie mich besuchen wollen. selbst wenn Sie kämen, um von Herrn Riquetti von Mirabeau zu sprechen."

„Sire," fragte Gilbert, „muß ich mich also für völlig geschlagen betrachten?"

„Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr, ich werde mit der Königin sprechen, ich werde es überlegen; später wollen wir sehen."

„Später, Sire! von jetzt bis zu diesem Augenblick werde ich zu Gott beten, daß es frühe genug sein möge."

„Ho! ho! glauben Sie denn, die Gefahr sei so drohend?"

„Sire," sprach Gilbert, „lassen Sie nie aus Ihrem Zimmer das Portrait von Karl Stuart wegnehmen, es ist ein guter Rathgeber."

Digitized by Google

Und, sich verbeugend, ging er gerade in dem Augenblick weg, wo die vom König erwartete Person bei der Thüre erschien.

Gilbert konnte einen Schrei des Erstaunens nicht zurückhalten. — Dieser Edelmann war der Marquis von Favras, den er acht oder zehn Tage früher bei Cagliostro getroffen, und von welchem dieser ihm einen so erschrecklichen, nahe bevorstehenden Tod verkündigt hatte.

XX.

Favras.

Während sich Gilbert entfernte, erfaßt von einem unbekannten Schrecken, den ihm, nicht die wirkliche Seite, sondern die unsichtbare und geheimnißvolle Seite der Ereignisse einflößte, wurde der Marquis von Favras, wie wir im vorhergehenden Kapitel gesagt haben, bei Ludwig XVI. eingeführt.

Wie es der Doctor gemacht, blieb er bei der Thüre stehen, aber der König, der ihn schon bei seinem Eintritt gesehen, winkte ihm, näher zu kommen.

Favras trat vor, verbeugte sich und wartete ehrfurchtsvoll, daß der König ihn anrede.

Ludwig XVI. heftete auf ihn den forschenden Blick, der einen Theil der Erziehung der Könige zu bilden scheint und mehr oder minder oberflächlich, mehr oder minder tief ist, je nach dem Geiste desjenigen, welcher ihn anwendet.

Thomas Mahi, Marquis von Favras, war ein Edel-

Digitized by Google

mann von vornehmer Miene, fünf und vierzig Jahre alt, von eleganter und zugleich fester Tournure, mit einer offenen Physiognomie.

Die prüfende Betrachtung war also günstig für ihn, und etwas wie ein Lächeln schwebte über die Lippen des Königs, die sich schon öffneten, um ihn zu befragen.

„Sie sind der Marquis von Favras, mein Herr?“ fragte der König.

„Ja, Sire,“ antwortete der Marquis.

„Sie haben mir vorgestellt zu werden gewünscht?“

„Ich habe gegen Seine Königliche Hoheit den Herrn Grafen von Provence den lebhaften Wunsch, meine Huldigung zu den Füßen des Königs niederlegen zu dürfen, ausgedrückt.“

„Mein Bruder hat großes Vertrauen zu Ihnen.“

„Ich glaube es, Sire, und ich gestehe, daß es mein glühender Ehrgeiz ist, Eure Majestät möge dieses Vertrauen theilen.“

„Mein Bruder kennt Sie seit langer Zeit, Herr von Favras . . .“

„Während Eure Majestät mich nicht kennt, ich begreife; aber Eure Majestät wolle mich gnädigst befragen, und in zehn Minuten wird sie mich so gut kennen, als mich ihr erhabener Bruder kennt.“

„Sprechen Sie, Marquis,“ sagte Ludwig XVI., während er einen Seitenblick auf das Portrait von Karl Stuart warf, das weder ganz aus seinem Geiste kommen, noch sich ganz aus dem Rayon seines Auges entfernen konnte; „sprechen Sie, ich höre Sie.“

„Eure Majestät wünscht zu wissen? . . .“

„Wer Sie sind und was Sie gethan haben.“

„Wer ich bin, Sire? Die Meldung meines Namens hat es Ihnen gesagt: ich bin Thomas Mahi, Marquis von Favras; geboren in Blois; im Jahre 1745 bin ich mit fünfzehn Jahren bei den Musketieren eingetreten und habe in diesem Corps den Feldzug von 1761 mitgemacht;

Digitized by Google

ich wurde sodann Kapitän und Regimentsadjutant im Regimente Belzunce, später Lieutenant der Schweizer der Garde des Herrn Grafen von Provence."

„Und in dieser Eigenschaft haben Sie meinen Bruder kennen lernen?"

„Sire, ich habe die Ehre gehabt, ihm ein Jahr früher vorgestellt zu werden, so daß er mich schon kannte."

„Und Sie haben seinen Dienst verlassen?"

„Im Jahre 1775, Sire, um mich nach Wien zu begeben, wo ich meine Frau als einzige und legitime Tochter des Prinzen von Anhalt Schaumburg anerkennen ließ."

„Ihre Frau ist nie vorgestellt worden, mein Herr?"

„Nein, aber sie hat die Ehre, in diesem Augenblick mit meinem ältesten Sohne bei der Königin zu sein."

Der König machte eine Bewegung der Unruhe, welche zu besagen schien: „Ah! die Königin ist hiebei."

Dann, nach einem Augenblick des Stillschweigens, den er dazu anwandte, daß er im Zimmer auf und abging und verstohlen einen Blick auf das Portrait von Karl I. warf, fragte Ludwig XVI.:

„Und sodann?"

„Vor drei Jahren, Sire, bei dem Aufstande gegen den Statthhouder, befehligte ich eine Legion und trug für meinen Theil zur Wiederherstellung der Autorität bei; dann warf ich meine Blicke auf Frankreich, und da ich den schlechten Geist sah, der hier Alles zu desorganisiren anfing, so kehrte ich nach Paris zurück, um mein Schwert und mein Leben in den Dienst des Königs zu stellen."

„Nun, mein Herr, Sie haben in der That traurige Dinge gesehen, nicht wahr?"

„Sire, ich habe die Tage des 5. und 6. October gesehen."

Der König schien dem Gespräche eine andere Wendung geben zu wollen.

„Und Sie sagen also, Herr Marquis," fuhr er fort,

Digitized by Google

„mein Bruder der Herr Graf von Provence habe so großes Vertrauen zu Ihnen, daß er Sie mit einem beträchtlichen Anlehen beauftragt?“

Bei dieser Frage hätte derjenige, welcher als Dritter da gewesen wäre, von einer nervösen Erschütterung den Vorhang, der halb den Alcoven schloß, als ob Jemand dahinter verborgen, können zittern und zugleich Herrn von Favras beben sehen, wie es ein Mensch thut, der auf eine Frage vorbereitet ist, und an den man plötzlich eine andere richtet.

„Ja, Sire, in der That,“ erwiederte er, „wenn es ein Zeichen des Vertrauens ist, daß man einem Edelmann Geldinteressen überträgt, so hat mir Seine Königliche Hoheit die Ehre erwiesen, mir dieses Zeichen zu geben.“

Der König wartete auf die Fortsetzung und schaute den Marquis an, als ob die Richtung, die er die Unterredung hatte nehmen lassen, seiner Neugierde viel mehr Interesse böte, als die, welche sie Anfangs gehabt.

Der Marquis fuhr also fort, jedoch als ein in seinen Erwartungen getäuschter Mann:

„Da Seine Königliche Hoheit, die ihrer Einkünfte in Folge der verschiedenen Operationen der Nationalversammlung beraubt war, dachte, der Augenblick sei gekommen, wo es für die Sache ihrer eigenen Sicherheit gut wäre, wenn die Prinzen eine starke Summe zu ihrer Verfügung hätten, so übergab mir Seine Hoheit Verträge.“

„Auf welche Sie Anlehen gefunden haben, mein Herr?“

„Ja, Sire.“

„Eine beträchtliche Summe, wie Sie sagten?“

„Zwei Millionen.“

„Und bei wem?“

Favras zögerte beinahe, dem König zu antworten, so sehr schien ihm das Gespräch aus dem Geleise zu treten und von den großen allgemeinen Interessen zu der Kenntniß der Privatinteressen überzugehen, von der Politik zur Polizei hinabzusteigen.“

Digitized by Google

„Ich frage Sie, bei wem Sie entlehnt haben," wiederholte der König.

„Sire, ich wandte mich Anfangs an die Banquiers Schaumel und Sartorius; weil aber das Negoz scheiterte, so nahm ich meine Zuflucht zu einem fremden Banquier, der, da er Kenntniß vom Wunsche Seiner Königlichen Hoheit bekommen, mir zuerst in seiner Liebe für unsere Prinzen und in seiner Achtung für den König Dienstanerbietungen machen ließ."

„Ah! . . . Und dieser Banquier heißt?"

„Sire!" sagte zögernd Favras.

„Sie begreifen, mein Herr," sprach der König, „es ist gut, einen solchen Mann zu kennen, und wäre es nur, um ihm für seine Ergebenheit zu danken, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet."

„Sire," antwortete Favras, „er heißt Baron Zannone."

„Ah!" sagte Ludwig XVI., „es ist ein Italiener!"

„Ein Genueser, Sire."

„Er wohnt?"

„Sire, er wohnt in Sèvres, gerade gegenüber dem Orte," fuhr Favras fort, der durch diesen Spornstreich dem rehen Pferde ein wenig Feuer geben wollte, „gerade gegenüber dem Orte, wo der Wagen Eurer Majestäten am 6. October bei der Rückkehr von Versailles anhielt, als die Mörder unter der Anführung von Marat, Verrières und dem Herzog von Aiguillon in der kleinen Schenke beim Pont de Sèvres durch den Coiffeur der Königin die zwei abgeschnittenen Köpfe von Varicourt und Deshuttes frisiren ließen."

Der König erbleichte, und wenn er in diesem Moment die Augen gegen den Alcoven gedreht hätte, so würde er den Vorhang noch nervöser dieses zweite Mal, als das erste Mal sich haben bewegen sehen.

Dieses Gespräch lastete offenbar auf ihm, und er hätte viel gegeben, wenn er es nicht angeknüpft."

Digitized by Google

Er beschloß auch, demselben so rasch als möglich ein Ende zu machen.

„Es ist gut, mein Herr," sagte er, „ich sehe, daß Sie ein treuer Diener des Königthums sind, und ich verspreche Ihnen, Sie bei Gelegenheit nicht zu vergessen."

Dann machte er eine Geberde mit dem Kopf, welche bei den Fürsten bedeutet: „Ich erweise Ihnen lange genug die Ehre, Sie anzuhören und Ihnen zu antworten, Sie sind ermächtigt, Abschied zu nehmen."

Favras begriff vollkommen.

„Ich bitte um Verzeihung, Sire," sprach er, „ich glaubte, Eure Majestät habe mich noch etwas Anderes zu fragen."

„Nein," erwiederte der König, den Kopf schüttelnd, als suchte er in der That in seinem Geiste, welche Frage er zu machen habe; „nein, Marquis, das ist Alles, was ich zu wissen wünschte."

„Sie täuschen sich, mein Herr," sagte eine Stimme, bei der der König und der Marquis sich nach dem Alcoven umwandten, „Sie wünschten zu wissen, wie der Vorfahre des Herrn Marquis von Favras sich benommen habe, um die Flucht des Königs Stanislaus aus Danzig zu bewerkstelligen und ihn unversehrt bis zur preußischen Grenze zu führen."

Beide gaben einen Ausruf des Erstaunens von sich: die dritte Person, welche plötzlich, sich in das Gespräch mischend, erschien, war die Königin; die Königin bleich, mit zusammengepreßten, zitternden Lippen; die Königin, welche sich nicht mit den von Favras gegebenen Erläuterungen begnügte und vermuthete, sich selbst überlassen, werde der König es nicht wagen, bis zum Ende zu gehen, war auf der Geheimtreppe und durch den geheimen Gang herbeigekommen, um die Unterredung in dem Augenblick aufzunehmen, wo der König die Schwäche hätte, sie fallen zu lassen.

Digitized by Google

Dieser Dazwischentritt der Königin und die Art, wie sie das Gespräch wieder aufnahm, indem sie es an die Flucht des Königs Stanislaus anknüpfte, erlaubten übrigens Ludwig XVI. unter dem durchsichtigen Schleier der Allegorie Alles zu hören, selbst die Anerbietungen, welche ihm Favras über seine, des Königs, eigene Flucht machen würde.

Favras seinerseits begriff auf der Stelle, welches Mittel ihm geboten war, seinen Plan zu enthüllen, und obgleich keiner von seinen Ahnen oder von seinen Verwandten zu der Flucht des Königs von Polen beigetragen hatte, beeilte er sich doch, indem er sich verbeugte, zu erwiedern:

„Eure Majestät spricht ohne Zweifel von meinem Vetter, dem General Steinflicht, welcher die Berühmtheit seines Namens dem ungeheuren seinem König geleisteten Dienste verdankt, — ein Dienst, der den glücklichen Einfluß auf das Schicksal von Stanislaus hatte, daß er ihn vor Allen den Händen seiner Feinde entriß und ihn sodann durch eine providentielle Mitwirkung zum Ahnherrn Eurer Majestät machte."

„So ist es! so ist es! mein Herr," sagte lebhaft die Königin, während Ludwig XVI., einen Seufzer ausstoßend, das Portrait von Karl Stuart anschaute.

„Wohl denn," sprach Favras, „Eure Majestät weiß . . . verzeihen Sie, Sire, Eure Majestäten wissen, daß der König Stanislaus, in Danzig frei, aber auf allen Seiten von der moskowitischen Armee eingeschlossen, beinahe verloren war, wenn er sich nicht zu einer raschen Flucht entschloß."

„Oh! ganz verloren!" unterbrach ihn die Königin, „Sie können sagen, ganz verloren, Herr von Favras."

„Madame," sprach Ludwig XVI. mit einer gewissen Strenge, „die Vorsehung, welche über den Königen wacht, bewirkt, daß sie nie ganz verloren sind."

„Ei! mein Herr," erwiederte die Königin, „mich

Digitized by Google

dünkt, daß ich ebenso religiös und ebenso gläubig an die Vorsehung bin, als Sie, aber dennoch ist es meine Meinung, daß man sie ein wenig unterstützen muß."

„Das war auch die Ansicht des Königs von Polen, Sire," fügte Favras bei, „denn er erklärte seinen Freunden entschieden, da er seine Lage nicht mehr als haltbar erachte und sein Leben in Gefahr glaube, so wünsche er, daß man ihm mehrere Fluchtpläne entwerfe und vorlege. Trotz der Schwierigkeit, wurden drei Pläne angeboten; ich sage, trotz der Schwierigkeit, Sire, weil Eure Majestät bemerken wird, daß es viel schwieriger für den König Stanislaus war, aus Danzig zu entkommen, als es für Sie, zum Beispiel, wäre, wenn es Eurer Majestät in den Sinn käme, aus Paris wegzugehen. Mit einer Postchaise, — wenn Eure Majestät geräuschlos und ohne Aufsehen zu erregen abreisen wollte, — mit einer Postchaise könnte Eure Majestät in einem Tag und in einer Nacht die Grenze erreichen; — oder wenn sie Paris als König verlassen wollte, könnte sie einem Edelmann, den sie mit ihrem Vertrauen beehrte, Befehle geben, dreißigtausend Mann zu sammeln und sie aus dem Palaste der Tuilerien abzuholen. In dem einen oder dem andern Fall wäre das Gelingen sicher, das Unternehmen gewiß."

„Sire," sprach die Königin, „was Herr von Favras da sagt, Eure Majestät weiß, daß es die strenge Wahrheit ist."

„Ja," erwiederte der König, „aber meine Lage ist entfernt nicht so verzweifelt, als es die des Königs Stanislaus war. Danzig war umgeben von Moskowiten, wie der Marquis sagte; die Festung Weichselmünde, sein letztes Bollwerk, hatte capitulirt, während ich . . ."

„Während Sie," unterbrach ihn ungeduldig die Königin, „Sie sind mitten unter den Parisern, welche am 14. Juli die Bastille genommen haben, welche in der Nacht vom 5. auf den 6. October Sie ermorden wollten und am Tage des 6. Sie mit Gewalt nach Paris zurück-

Digitized by Google

führten, wobei diese Menschen während der ganzen Zeit, welche die Fahrt dauerte, Sie und Ihre Familie beleidigten und beschimpften . . . Ah! es ist wahr, die Lage ist schön und verdient, daß man sie der von König Stanislaus vorzieht!"

„Aber, Madame . . ."

„König Stanislaus risquirte nur das Gefängniß, den Tod vielleicht, indeß wir . . ."

Ein Blick des Königs hielt sie zurück.

„Uebrigens," fuhr die Königin fort, „Sie sind der Gebieter; Sie haben zu entscheiden."

Und sie setzte sich ungeduldig dem Portrait von Karl I. gegenüber.

„Herr von Favras," sagte sie, „ich habe so eben mit der Marquise und Ihrem ältesten Sohne gesprochen; ich habe sie Beide voll Muth und Entschlossenheit gefunden, wie es sich für die Frau und den Sohn eines wackeren Edelmanns geziemt; was auch geschehen mag — angenommen, es geschehe Etwas, — sie können auf die Königin von Frankreich zählen; die Königin von Frankreich wird sie nicht verlassen: sie ist die Tochter von Maria Thereſia und weiß den Muth zu schätzen und zu belohnen."

Gestachelt durch das ungestüme Benehmen der Königin, sprach Ludwig XVI.:

„Mein Herr, Sie sagen, es seien dem König Stanislaus drei Entweichungsmittel vorgeschlagen worden?"

„Ja, Sire."

„Und diese Mittel waren?"

„Das erste, Sire, war, sich als Bauer zu verkleiden; die Gräfin Chapska, welche vortrefflich Deutsch sprach, erbot sich, — einem Manne sich anvertrauend, den sie erprobt hatte und der das Land ganz genau kannte, — sich als Bäuerin zu verkleiden und ihn für ihren Gatten auszugeben. Das war das Mittel, von dem ich so eben zum König von Frankreich sprach, als ich ihm sagte, wie

Digitized by Google

leicht es für ihn wäre, falls er incognito und nächtlicher Weile fliehen wollte . . ."

„Das zweite?" fragte Ludwig XVI., als sähe er mit Ungeduld auf seine eigene Lage irgend eine Anwendung von der machen, in welcher sich Stanislaus befunden hatte.

„Das zweite, Sire, war, tausend Mann zu nehmen und mit ihnen einen Durchbruch durch die Moskowiten zu wagen; das ist auch dasjenige, welches ich vorhin dem König von Frankreich darbot, indem ich bemerkte, er habe nicht tausend, sondern dreißigtausend Mann zu seiner Verfügung."

„Herr von Favras, Sie haben gesehen, wozu mir diese dreißigtausend Mann am 14. Juli dienten. Gehen wir zum dritten Mittel über."

„Das dritte Mittel, das, welches Stanislaus annahm, war, sich als Bauer zu verkleiden und aus Danzig wegzugehen, — nicht mit einer Frau, welche ein Hinderniß auf dem Wege sein konnte, nicht mit tausend Mann, welche alle vom ersten bis zum letzten getödtet werden konnten, ohne daß es ihnen gelänge, einen Durchbruch zu bewerkstelligen, sondern nur mit zwei bis drei sicheren Männern, welche immer und überall durchkommen. Dieses Mittel war von Herrn Monti, dem französischen Gesandten, vorgeschlagen und von meinem Verwandten, dem General Steinflicht, unterstützt."

„Dieses wurde also angenommen?"

„Ja, Sire; und wenn ein König, der sich in der Lage des Königs von Polen befände oder zu befinden glaubte, sich zu diesem Mittel entschließen und mir gnädigst dasselbe Vertrauen gewähren würde, das Ihr erhabener Ahnherr dem General Steinflicht schenkte, so glaubte ich für ihn bei meinem Kopfe haften zu können, besonders, wenn die Wege so frei wären, wie es die Wege in Frankreich sind, und wenn der König ein so guter Reiter wäre, als es Eure Majestät ist."

Digitized by Google

„Allerdings," sagte die Königin. „Doch in der Nacht vom 5. auf den 6. October hat mir der König geschworen, nie ohne mich abzureisen und sogar nie einen Plan zur Abreise zu machen, bei dem ich nicht betheiligt wäre; das Wort des Königs ist verpfändet, mein Herr, und der König wird es nicht brechen."

„Madame," erwiederte Favras, „das macht die Reise schwieriger, aber nicht unmöglich, und wenn ich die Ehre hätte, eine solche Expedition anzuführen, so wollte ich dafür haften, daß ich den König, die Königin und die königliche Familie unversehrt nach Montmedy oder nach Brüssel brächte, wie der General Steinflicht den König Stanislaus unversehrt nach Marienwerder gebracht hat."

„Sie hören, Sire!" rief die Königin, „ich glaube, daß mit einem Manne, wie Herr von Favras, Alles zu thun und nichts zu fürchten ist."

„Ja, Madame," erwiederte der König, „ich bin auch dieser Ansicht, nur ist der Augenblick noch nicht gekommen."

„Gut, mein Herr," versetzte die Königin, „warten Sie, wie es derjenige gethan hat, dessen Portrait uns anschaut, und dessen Anblick, — ich glaubte es wenigstens, — Ihnen einen besseren Rath geben mußte . . . warten Sie, bis Sie genöthigt sind, zu einer Schlacht zu greifen; warten Sie, bis diese Schlacht verloren ist; warten Sie, bis Sie Gefangener sind; warten Sie, bis sich das Schaffot unter Ihrem Fenster erhebt, und dann werden Sie, der Sie heute sagen: „„Es ist zu früh!"" genöthigt sein, zu sagen: „„Es ist zu spät!""

„In jedem Falle, Sire, zu welcher Stunde es sein mag, und bei seinem ersten Worte wird mich der König bereit finden," sprach Favras, indem er sich verbeugte; denn er befürchtete, seine Gegenwart, welche diesen Conflict zwischen der Königin und Ludwig XVI. herbeigeführt, könnte den König ermüden. „Ich habe nur mein Dasein

Digitized by Google

meinem Souverain zu bieten, und ich sage nicht, daß ich es ihm biete, ich sage, daß er jeder Zeit das Recht gehabt hat und haben wird, darüber zu verfügen, da dieses Dasein ihm gehört."

„Es ist gut, mein Herr," erwiederte der König, „und im erheischenden Falle erneuere ich Ihnen in Betreff der Marquise und Ihrer Kinder das Versprechen, das Ihnen die Königin gegeben hat."

Diesmal war es ein wirklicher Abschied. Der Marquis war genöthigt, ihn zu nehmen, und wie große Lust er vielleicht auch hatte, zu beharren, ging er doch, da er keine andere Ermuthigung fand, als den Blick der Königin, sachte rückwärts schreitend ab.

Die Königin folgte ihm mit den Augen, bis der Vorhang vor ihm niedergefallen war.

„Ah! mein Herr," sprach sie dann, die Hand gegen das Gemälde von Van Dyck ausstreckend, „als ich dieses Bild in Ihr Zimmer hängen ließ, glaubte ich, es werde Sie besser inspiriren."

Und hochmüthig, als verachtete sie es, das Gespräch zu verfolgen, ging sie auf die Thüre des Alcoven zu; plötzlich aber blieb sie stille stehen und sagte:

„Sire, gestehen Sie, daß der Marquis von Favras nicht die erste Person ist, die Sie diesen Morgen empfangen haben?"

„Nein, Madame, Sie haben Recht; vor dem Marquis von Favras habe ich den Doctor Gilbert empfangen."

Die Königin bebte.

„Ah!" rief sie, „ich vermuthete es! Und der Doctor Gilbert, wie es scheint . . ."

„Ist meiner Ansicht, daß wir Frankreich nicht verlassen sollen."

„Da er aber nicht der Ansicht ist, daß wir es verlassen sollen, mein Herr, so gibt er ohne Zweifel einen Rath, der uns den Aufenthalt möglich macht."

Digitized by Google

„Ja, Madame, er gibt einen; leider finde ich ihn, wenn nicht schlecht, doch wenigstens unausführbar.“

„Nun, was für ein Rath ist das?“

„Wir sollen Mirabeau für ein Jahr kaufen.“

„Und um welchen Preis?“ fragte die Königin.

„Mit sechs Millionen . . . und einem Lächeln von Ihnen.“

Die Physiognomie der Königin nahm einen tief nachdenkenden Charakter an.

„In der That,“ sagte sie, „das wäre vielleicht ein Mittel.“

„Ja, aber ein Mittel, gegen das Sie sich Ihres Theils sträuben würden; nicht wahr, Madame?“

„Ich antworte weder ja, noch nein, Sire,“ erwiederte die Königin mit jenem Unglück weissagenden Ausdruck, den der Engel des Bösen seines Sieges sicher annimmt, „man muß das bedenken.“

Dann, während sie sich entfernte, fügte sie leiser bei: „Und ich werde es bedenken!“

XXI.

Wo sich der König mit Familienangelegenheiten beschäftigt.

Als der König allein war, blieb er einen Augenblick unbeweglich stehen; dann, als hätte er befürchtet, der Rückzug der Königin sei nur ein verstellter, ging er an die Thüre, durch die sie sich entfernt hatte, öffnete sie

Digitized by Google

und tauchte seinen Blick in die Vorzimmer und Corridors:

Da er nur die Leute vom Dienste erblickte, rief er halblaut.

„François!"

Ein Kammerdiener, der sich, als die Thüre des königlichen Gemaches geöffnet wurde, erhoben hatte und die Befehle erwartend da stand, näherte sich alsbald und ging, als der König in sein Zimmer zurückgekehrt war, hinter ihm hinein.

„François," sagte Ludwig XVI., „kennen Sie die Gemächer von Herrn von Charny?"

„Sire," erwiederte der Kammerdiener, der kein Anderer war, als der, welcher, nach dem 10. August zum König berufen, Memoiren über das Ende seiner Regierung hinterließ; — „Sire, Herr von Charny hat keine Gemächer, er hat nur eine Mansarde oben im Pavillon de Flore."

„Und warum eine Mansarde einem Officier von diesem Range?"

„Man wollte dem Herrn Grafen etwas Besseres geben, Sire, doch er hat es ausgeschlagen mit der Bemerkung, die Mansarde genüge ihm."

„Gut. Sie wissen, wo diese Mansarde ist?"

„Ja, Sire."

„Holen Sie mir Herrn von Charny, ich wünsche ihn zu sprechen."

Der Kammerdiener ging sogleich ab und stieg in die Mansarde von Herrn von Charny hinauf; er fand ihn auf die Fensterstange gestützt und hinausstarrend auf den Ocean von Dächern, der sich am Horizont in Wellen von Ziegeln und Schiefer verliert.

Zweimal klopfte der Kammerdiener an, ohne daß ihn Herr von Charny, in seine Betrachtungen versunken, hörte; was ihn, da der Schlüssel in der Thüre stak, von selbst,

Digitized by Google

durch den Befehl des Königs ermächtigt, einzutreten beſtimmte.

Bei dem Geräuſche, das er eintretend machte, drehte der Graf ſich um.

„Ah! Sie ſind es, Herr Hue,“ ſagte er; „Sie holen mich im Auftrage der Königin?“

„Nein, Herr Graf,“ erwiederte der Kammerdiener, „im Auftrage des Königs.“

„Im Auftrage des Königs!“ verſetzte Herr von Charny mit einem gewiſſen Erſtaunen.

„Im Auftrage des Königs!“ wiederholte der Kammerdiener.

„Es iſt gut, Herr Hue; ſagen Sie Seiner Majeſtät, ich ſei zu ihren Befehlen.“

Der Kammerdiener zog ſich mit der durch die Etiquette gebotenen Steifheit zurück, während ihn Herr von Charny mit jener Höflichkeit, welche der alte und ächte Adel gegen jeden von Seiten des Königs kommenden Mann beobachtet, mochte er nun die ſilberne Kette am Halſe tragen oder mit der Livree bedeckt ſein, zur Thüre geleitete.

Als er ſich allein ſah, preßte Herr von Charny ſeinen Kopf einen Augenblick zwiſchen ſeinen Händen, als wollte er ſeine verworrenen, aufgeregten Gedanken zwingen, ihren Platz wieder einzunehmen; ſo bald aber die Ordnung in ſeinem Gehirne wiederhergeſtellt war, ſchnallte er ſeinen Degen, den er auf ein Fauteuil geworfen, um, nahm ſeinen Hut unter ſeinen Arm und ging hinab.

Er fand in ſeinem Schlafzimmer Ludwig XVI., der, den Rücken dem Gemälde von Van Dyck zugewandt, ſich hatte Frühſtück ſerviren laſſen.

Der König ſchaute empor und erblickte Herrn von Charny.

„Ah! Sie da, Herr Graf,“ ſagte er; „ſehr gut. Wollen Sie mit mir frühſtücken?“

„Sire, ich bin gezwungen, dieſe Ehre auszuſchlagen,

Digitized by Google

weil ich gefrühstückt habe," erwiederte der Graf, sich verbeugend.

„In diesem Falle," sagte Ludwig XVI., „da ich Sie zu mir zu kommen gebeten habe, um von Angelegenheiten, und zwar von ernsten zu sprechen, warten Sie einen Augenblick; ich liebe es nicht, von Angelegenheiten zu reden, wenn ich esse."

„Ich bin zu den Befehlen des Königs," erwiederte Charny.

„Dann sprechen wir einstweilen von etwas Anderem, von Ihnen, zum Beispiel."

„Von mir, Sire? in welcher Hinsicht kann ich es verdienen, daß Eure Majestät sich mit meiner Person beschäftigt?"

„Als ich so eben fragte, wo Ihre Wohnung in den Tuilerien sei, wissen Sie, was mir François geantwortet hat, mein lieber Graf?"

„Nein, Sire."

„Er hat mir geantwortet, Sie haben die Wohnung, die man Ihnen angeboten, ausgeschlagen und nur eine Mansarde angenommen."

„Das ist wahr, Sire!"

„Warum dies, Graf?"

„Sire, weil ich es, da ich allein bin und keine andere Bedeutung habe, als die, welche mir die Gunst Ihrer Majestäten geben will, nicht für nützlich erachtet habe, dem Gouverneur des Palastes einer Wohnung zu berauben, während eine einfache Mansarde Alles war, was ich brauchte."

„Verzeihen Sie, mein lieber Graf, Sie antworten aus Ihrem Gesichtspunkte und als ob Sie immer noch einfacher Officier und Junggeselle wären; doch Sie haben — und, Gott sei Dank, in den Tagen der Gefahr vergessen Sie es nicht — Sie haben einen wichtigen Dienst bei uns; überdies sind Sie verheirathet: was werden Sie mit der Gräfin in Ihrer Mansarde machen?"

Digitized by Google

„Sire," antwortete Charny mit einem Ausdruck von Schwermuth, der dem König nicht entging, so wenig zugänglich er für dieses Gefühl war, „ich glaube nicht, daß Frau von Charny mir die Ehre erweist, meine Wohnung mit mir zu theilen, mag sie groß oder klein sein."

„Aber, Herr Graf, Frau von Charny ist, ohne eine Stelle bei der Königin zu bekleiden, ihre Freundin; die Königin kann, wie Sie wissen, ihrer nicht entbehren, obgleich ich seit einiger Zeit zu bemerken geglaubt habe, es walte zwischen ihnen eine gewisse Erkaltung ob; wenn Frau von Charny in den Palast kommt, wo wird sie wohnen?"

„Sire, ich denke nicht, daß ohne einen ausdrücklichen Befehl Eurer Majestät Frau von Charny je wieder in den Palast kommt."

„Ah! bah?"

Charny verbeugte sich.

„Unmöglich!" sagte der König.

„Eure Majestät wolle mir verzeihen, aber ich glaube dessen, was ich behaupte, sicher zu sein."

„Nun, das setzt mich weniger in Erstaunen, als Sie sich denken können, mein lieber Graf; ich sagte Ihnen, wie mir scheint, so eben, ich habe die Erkaltung zwischen der Königin und ihrer Freundin wahrgenommen."

„Eure Majestät hat in der That die Gnade gehabt, dies zu bemerken."

„Frauengeschmolle! wir werden Alles dies wieder auszugleichen suchen. Mittlerweile scheint es, daß ich mich, ohne es zu wollen, auf eine tyrannische Art gegen Sie benehme, Graf."

„Wie so, Sire?"

„Dadurch, daß ich Sie nöthige, in den Tuilerien zu bleiben, indeß die Gräfin . . . wo wohnt?"

„In der Rue Coq-Héron, Sire."

„Ich frage Sie das nach der Gewohnheit, welche

die Könige haben, und auch ein wenig, weil ich die Adresse der Gräfin zu wissen wünsche, denn, da ich Paris ebenso wenig kenne, als ob ich ein Russe von Moskau oder ein Oesterreicher von Wien wäre, so weiß ich nicht, ob die Rue Coq-Héron nahe bei den Tuilerien oder fern davon ist."

„Das Zimmer, Sire," erwiederte Charny mit demselben schwermüthigen Ausdruck, den der König schon in seiner Stimme bemerkt hatte, „das Zimmer, welches ich in den Tuilerien habe, ist kein einfaches Absteigequartier, — im Gegentheil, es ist eine feste Wohnung, wo man mich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht finden wird, wenn Seine Majestät mir die Ehre erweist, mich holen zu lassen."

„Ho! ho!" rief, indem er sich in seinen Lehnstuhl zurückwarf, der König, dessen Frühstück dem Ende nahe war, „was will das besagen, Herr Graf?"

„Der König wird mich entschuldigen, aber ich begreife nicht sehr gut die Frage, die er an mich zu richten mir die Ehre erweist."

„Bah! nicht wahr, Sie wissen nicht, daß ich ein guter Mensch bin? ein Vater, ein Gatte vor Allem, und daß ich mich beinahe eben so viel um das Innere meines Palastes, als um das Aeußere meines Königreichs bekümmere? . . Was soll das bedeuten, mein lieber Graf? nach einer kaum dreijährigen Ehe hat der Herr Graf von Charny eine feste Wohnung in den Tuilerien und die Frau Gräfin eine feste Wohnung in der Rue Coq-Héron!"

„Sire, ich vermöchte Eurer Majestät nichts Anderes zu antworten, als: Frau von Charny wünscht allein zu wohnen."

„Aber Sie besuchen sie doch alle Tage? . . . Nein . . . zweimal in der Woche? . . ."

„Sire, ich habe nicht das Vergnügen gehabt, Frau

von Charny zu ſehen, ſeit dem Tage, wo Euere Majeſtät mir befohlen, mich nach ihr zu erkundigen."

„Nun! . . . das ſind ja mehr als acht Tage?"

„Es ſind zehn, Sire," erwiederte Charny mit leicht bewegter Stimme.

Der König begriff beſſer den Schmerz als die Schwermuth, und er faßte in dem Tonausdrucke des Grafen die Nuance einer Gemüthsbewegung auf, die er hatte entſchlüpfen laſſen.

„Graf," ſprach Ludwig XVI., mit der Gutmüthigkeit, die dem Hauswirth, wie er ſich zuweilen ſelbſt nannte, ſo ſchön ſtand, „Graf, daran ſind Sie theilweiſe Schuld."

„Ich Schuld," verſetzte Charny lebhaft und unwillkürlich erröthend.

„Ja, ja, Sie; bei der Entfremdung einer Frau, und beſonders einer ſo vollkommenen wie die Gräfin, liegt der Fehler immer ein wenig am Mann."

„Sire!"

„Sie werden mir ſagen, das gehe mich nichts an, mein lieber Graf. Und ich, ich antworte Ihnen: „„Doch das geht mich an; ein König vermag Vieles durch ſein Wort."" Seien Sie offenherzig, Sie ſind undankbar gegen das arme Fräulein von Taverney geweſen, das Sie ſo ſehr liebt!"

„Das mich ſo ſehr liebt . . . Sire . . . verzeihen Sie, hat Eure Majeſtät nicht geſagt," verſetzte Charny mit einem leichten Gefühle von Bitterkeit, „Fräulein von Taverney liebe mich ſehr?"

„Fräulein von Taverney oder Frau von Charny, das iſt ganz dasſelbe, denke ich."

„Ja und nein, Sire."

„Nun wohl, ich habe geſagt, Frau von Charny liebe Sie, und ich widerrufe nicht."

„Sire, Sie wiſſen, daß es nicht erlaubt iſt, einen König Lügen zu ſtrafen."

Digitized by Google

„Oh! Sie mögen Lügen strafen, so lange Sie wollen, ich verstehe mich hierauf.“

„Und Seine Majestät hat an gewissen, ohne Zweifel für sie allein sichtbaren, Merkmalen wahrgenommen, Frau von Charny liebe mich . . . sehr?“

„Ich weiß nicht, ob die Merkmale für mich allein sichtbar waren, mein lieber Graf; aber ich weiß, daß in der erschrecklichen Nacht vom 6. October, von dem Moment an, wo sie mit uns vereinigt war, die Gräfin Sie nicht eine Secunde aus dem Blicke verloren hat, und daß ihre Augen alle Bangigkeiten ihres Herzens ausdrückten, so daß ich, als die Thüre des Oeil-de-boeuf nahe daran war, eingestoßen zu werden, die arme Frau eine Bewegung machen sah, um sich zwischen Sie und die Gefahr zu werfen.“

Das Herz von Charny schnürte sich zusammen; er hatte bei der Gräfin etwas dem, was der König so eben gesagt, Aehnliches zu erkennen geglaubt; doch jede Einzelheit seiner letzten Zusammenkunft mit André war seinem Geiste zu sehr gegenwärtig, um nicht diese unbestimmte Meinung seines Herzens und diese entschiedene Behauptung des Königs zu überwiegen.

„Und ich bin um so mehr darauf aufmerksam gewesen,“ fuhr Ludwig XVI. fort, „weil schon bei meiner Reise nach Paris, als Sie von der Königin zu mir nach dem Stadthause geschickt wurden, die Königin mir bestimmt sagte, die Gräfin sei beinahe vor Schmerz in Ihrer Abwesenheit und vor Freude bei Ihrer Rückkehr gestorben.“

„Sire,“ sprach Charny traurig lächelnd, „Gott hat gestattet, daß diejenigen, welche über uns geboren sind, bei der Geburt und ohne Zweifel als eines der Privilegien ihres Geschlechts den Blick erhalten, der im Grunde der Herzen Geheimnisse aufsucht, welche anderen Menschen unbekannt bleiben. Der König und die Königin haben so gesehen: das muß also sein; doch die Schwäche meines

Digitized by Google

Gesichts hat mich anders sehen lassen; darum bitte ich den König, sich nicht zu sehr um diese große Liebe von Frau von Charny für mich zu bekümmern. Will er mich zu einer gefährlichen und entfernten Sendung verwenden, so werden die Abwesenheit oder die Gefahr, meinerseits wenigstens, gleich willkommen sein."

„Als Sie aber vor acht Tagen die Königin nach Turin schicken wollte, schien es Ihr Wunsch zu sein, in Paris zu bleiben?"

„Ich hielt meinen Bruder für genügend für diese Sendung und wollte mir eine schwierigere oder gefahrvollere vorbehalten."

„Gerade, mein lieber Graf, weil der Augenblick gekommen ist, Ihnen eine heute schwierige und für die Zukunft vielleicht nicht gefahrlose Sendung anzuvertrauen, sprach ich mit Ihnen von der Vereinzelung der Gräfin, und ich hätte gewünscht, sie bei einer Freundin zu sehen, da ich ihr den Gatten entführe."

„Ich werde der Gräfin schreiben, Sire, um ihr die guten Gefühle Eurer Majestät mitzutheilen."

„Wie, Sie werden ihr schreiben! gedenken Sie nicht die Gräfin vor Ihrer Abreise zu besuchen?"

„Ich bin ein einziges Mal bei Frau von Charny erschienen, ohne sie um Erlaubniß zu bitten, Sire, und nach der Art, wie sie mich empfangen hat, bedürfte es nun, damit ich sie auch nur um diese einfache Erlaubniß bäte, nicht weniger als des ausdrücklichen Befehls Eurer Majestät."

„Sprechen wir also nicht mehr hierüber; ich werde von Allem dem mit der Königin während Ihrer Abwesenheit reden," sagte der König, während er vom Tische aufstand.

Dann hustete er zwei bis dreimal mit der Befriedigung eines Menschen, der gut gespeist hat und seiner Verdauung sicher ist, und bemerkte:

„Bei meiner Treue, die Aerzte haben sehr Recht,

wenn sie behaupten, jede Sache habe zwei Gesichter, die sie verdrießlich einem leeren Magen und strahlend einem vollen Magen bieten. Treten Sie in mein Cabinet ein, mein lieber Graf, ich fühle mich in der Stimmung, offenherzig mit Ihnen zu sprechen."

Der Graf folgte Ludwig XVI., während er an das dachte, was zuweilen an Majestät ein gekröntes Haupt durch die materielle und gemeine Seite verliert, welche die stolze Marie Antoinette ihrem Gemahle vorzuwerfen sich nicht erwehren konnte.

XXII.

Wo sich der König mit Staatsangelegenheiten beschäftigt.

Obgleich der König erst vierzehn Tage in den Tuilerien residirte, waren doch zwei von seinen Gelassen völlig eingerichtet.

Diese zwei Gelasse waren seine Schmiede und sein Cabinet.

Später und bei einer Veranlassung, welche auf das Geschick des unglücklichen Fürsten keinen geringeren Einfluß hatte, als dieses, werden wir den Leser in die königliche Schmiede einführen; für den Augenblick aber haben wir im Cabinet zu thun; treten wir also hinter Charny ein, welcher nun vor dem Schreibtische stand, an den sich der König gesetzt hat.

Dieser Schreibtisch ist beladen mit Karten, geographischen Werken, englischen Journalen und Papieren,

Digitized by Google

unter denen man die von der Handschrift von Ludwig XVI. an der Vielfältigkeit der Zeilen erkennt, welche sie bedecken und weder oben, noch unten, noch am Rande Raum lassen.

Der Charakter offenbart sich in der kleinsten Einzelheit: der sparsame Ludwig XVI. ließ nicht nur nicht das geringste Stück weißes Papier verloren gehen, sondern unter seiner Hand bedeckte sich dieses Stück mit so vielen Buchstaben, als es materiell enthalten konnte.

Charny war in den drei bis vier Jahren, die er in vertrautem Umgang mit dem erhabenen Fürstenpaare lebte, zu sehr an alle diese Details gewöhnt, um die Bemerkungen zu machen, die wir hier bezeichnen. Darum wartete er, ohne daß sich sein Auge auf irgend einen Gegenstand heftete, ehrfurchtsvoll, bis der König das Wort an ihn richtete.

Aber da angelangt, wo er war, schien der König, trotz des zum Voraus angekündigten Vertrauens, in Verlegenheit zu sein, wie er in die Materie eingehen sollte.

Zuerst, und gleichsam um sich Muth zu geben, öffnete er eine Schublade seines Schreibtisches, und in dieser Schublade ein geheimes Fach, zog einige mit Umschlägen bedeckte Papiere heraus, legte sie auf den Tisch und drückte seine Hand darauf.

„Herr von Charny," sagte er endlich, „ich habe Eines bemerkt . . ."

Er hielt inne und schaute Charny fest an, dieser aber wartete ehrerbietig, bis es dem König gefiele, fortzufahren.

„In der Nacht vom 5. auf den 6. October, als Sie zwischen der Garde der Königin und der meinigen zu wählen hatten, wiesen Sie Ihrem Bruder seinen Platz bei der Königin an und blieben bei mir."

„Sire," erwiederte Charny, „ich bin das Haupt der Familie, wie Eure Majestät das Haupt des Staates ist, ich hatte also das Recht, bei Ihnen zu sterben."

Digitized by Google

„Das brachte mich auf den Gedanken," fuhr Ludwig XVI. fort, „wenn ich jene geheime, schwierige und gefährliche Sendung zu geben hätte, so könnte ich sie Ihrer Loyalität als Franzose, Ihrem Herzen als Freund anvertrauen."

„Oh! Sire," rief Charny, „so hoch mich der König erhebt, ich bin nicht so anmaßend, zu glauben, er könne aus mir etwas Anderes machen, als einen treuen und dankbaren Unterthan."

„Herr von Charny, Sie sind ein ernster Mann, obgleich Sie kaum sechs und dreißig Jahre zählen; Sie machten nicht alle Ereignisse durch, die sich um uns her entrollt, ohne einen Schluß daraus gezogen zu haben . . . Herr von Charny, was denken Sie von meiner Lage, und, wenn Sie mein erster Minister wären, welche Mittel würden Sie mir vorschlagen, um sie zu verbessern?"

„Sire," antwortete Charny mit mehr Zögern als Verlegenheit, „ich bin ein Soldat . . . ein Seemann . . . diese hohen socialen Fragen übersteigen das Maaß meines Verstandes."

„Mein Herr," sprach der König, indem er Charny die Hand mit einer Würde reichte, welche plötzlich gerade aus der Lage, in die er sich in diesem Augenblick versetzt hatte, hervorzuspringen schien, „Sie sind ein Mann, und ein anderer Mann, der Sie für seinen Freund hält, fragt Sie ganz einfach, Sie, ein redliches Herz, einen gesunden Geist, einen loyalen Unterthan, was Sie an seiner Stelle thun würden."

„Sire," erwiederte Charny, „in einer Lage, welche nicht minder ernst als es diese ist, hat mir die Königin eines Tags die Ehre erwiesen, mich um meinen Rath zu fragen; es war am Tage der Einnahme der Bastille: sie wollte gegen die hunderttausend bewaffneten und wie eine Hydra von Eisen und Feuer über die Boulevards und die Straßen des Faubourg Saint-Antoine sich hinwälzen-

Digitized by Google

den Pariſer ihre acht bis zehntauſend fremden Soldaten ſchicken. Wäre ich der Königin weniger bekannt geweſen, hätte ſie weniger Ergebenheit und Ehrfurcht in meinem Herzen geſehen, ſo würde mich meine Antwort ohne Zweifel mit ihr entzweit haben . . . Ach! Sire, muß ich heute nicht befürchten, daß, vom König befragt, meine zu offenherzige Antwort den König verletzt?"

„Was haben Sie der Königin geantwortet?"

„Du Eure Majeſtät nicht ſtark genug ſei, um als Eroberer in Paris einzuziehen, ſo müſſe ſie als Vater einziehen."

„Nun, mein Herr," ſprach der König, „iſt das nicht der Rath, den ich befolgt habe?"

„Gewiß, Sire."

„Nur fragt es ſich, ob ich wohl daran gethan habe, ihn zu befolgen; denn ſagen Sie ſelbſt, bin ich diesmal als König oder als Gefangener eingezogen?"

„Sire, erlaubt mir der König mit aller Offenherzigkeit zu ſprechen?"

„Thun Sie es, mein Herr; ſo bald ich Sie um Ihren Rath frage, frage ich Sie zugleich um Ihre Meinung."

„Sire, ich habe das Mahl von Verſailles mißbilligt; Sire, ich habe die Königin flehentlich gebeten, in Ihrer Abweſenheit nicht in's Theater zu gehen; Sire, ich war in Verzweiflung, als Ihre Majeſtät die Cocarde der Nation mit Füßen trat, um die ſchwarze Cocarde, die Cocarde von Oeſterreich, aufzuſtecken."

„Herr von Charny, glauben Sie, dies ſei die wahre Urſache der Ereigniſſe des 5. und 6. October geweſen?"

„Nein, Sire, aber es war wenigſtens der Vorwand. Sire, nicht wahr, Sie ſind nicht ungerecht gegen das Volk? das Volk iſt gut, das Volk liebt Sie, das Volk iſt royaliſtiſch; doch das Volk leidet, doch das Volk friert, doch das Volk hungert; es hat über ſich, unter ſich, neben ſich ſchlimme Räthe, die es vorwärts treiben;

Digitized by Google

es geht, es drängt, es wirft nieder, denn es kennt selbst seine Stärke nicht: einmal losgelassen, verbreitet, rollend, ist es eine Ueberschwemmung oder eine Feuersbrunst, es ersäuft oder verbrennt."

„Wohl denn, Herr von Charny, nehmen Sie an, was sehr natürlich ist, ich wolle weder ersäuft, noch verbrannt werden, was muß ich thun? . . ."

„Sire, Sie müssen der Ueberschwemmung keinen Vorwand geben, sich zu verbreiten, der Feuersbrunst keinen, sich zu entzünden . . . Doch verzeihen Sie, Sire," sagte Charny inne haltend, „ich vergesse, daß selbst auf einen Befehl des Königs . . ."

„Sie wollen sagen, auf eine Bitte. Fahren Sie fort, Herr von Charny, fahren Sie fort, der König bittet Sie."

„Sire, Sie haben dieses Volk von Paris gesehen, das so lange seiner Souverains beraubt, so hungerig, sie wiederzusehen; Sie haben es drohend, mordbrennerisch, mörderisch in Versailles gesehen, oder Sie haben es wenigstens so zu sehen geglaubt, denn in Versailles war es nicht das Volk. Sie haben es gesehen, sage ich, in den Tuilerien, unter dem doppelten Balcon des Palastes, Sie, die Königin, die königliche Familie grüßend, in Ihre Gemächer eindringend mittelst seiner Deputationen, Deputationen von den Damen der Halle, Deputationen von der Bürgergarde, Deputationen von den Municipalitäten, und diejenigen, welche nicht das Glück hatten, Abgeordnete zu sein, in Ihre Gemächer einzudringen, Worte mit Ihnen zu wechseln, haben Sie an den Fenstern Ihres Speisesaales, durch welche die Mütter, süße Opfergaben! den erhabenen Tischgenossen die Küsse ihrer kleinen Kinder zusandten, sich zusammenschaaren sehen?"

„Ja," sprach der König, „ich habe Alles dies gesehen, und daher kommt mein Zögern. Ich frage mich: welches ist das wahre Volk, dasjenige, welches brennt und mordet, oder dasjenige, welches liebkost und zujauchzt?"

Digitized by Google

„Oh! das letzte, Sire, das letzte! Vertrauen Sie diesem, und es wird Sie gegen das andere vertheidigen.“

„Graf, Sie wiederholen mir in einer Entfernung von zwei Stunden genau das, was mir diesen Morgen der Doctor Gilbert sagte.“

„Nun, Sire, warum geruhen Sie, da Sie sich bei einem so tiefen, so gelehrten, so ernsten Manne wie der Doctor Raths erholt haben, mich, einen armen Officier, um den meinigen zu fragen?“

„Ich will es Ihnen sagen, Herr von Charny,“ erwiederte Ludwig XVI. „Weil ich glaube, daß ein großer Unterschied zwischen Ihnen und dem Doctor stattfindet. Sie sind dem König ergeben, und der Doctor ist nur dem Königthum ergeben.“

„Ich begreife nicht recht, Sire.“

„Ich meine, unter der Bedingung, daß das Königthum, das Princip, unversehrt wäre, würde er gern den König, den Menschen, verlassen.“

„Dann spricht Eure Majestät die Wahrheit,“ versetzte Charny, „dieser Unterschied findet zwischen uns statt: Sie sind zugleich für mich, Sire, der König und das Königthum. Unter diesem Titel bitte ich Sie also über mich zu verfügen.“

„Vor Allem will ich von Ihnen wissen, Herr von Charny, an wen Sie sich in diesem Augenblick der Ruhe, in welchem wir uns vielleicht zwischen zwei Stürmen befinden, wenden würden, um die Spuren des vergangenen Sturmes zu verwischen und den zukünftigen Sturm zu beschwören?“

„Wenn ich zugleich die Ehre und das Unglück hätte, König zu sein, Sire, so würde ich mich der Rufe erinnern, die meinen Wagen bei meiner Rückkehr von Versailles umgeben haben, und ich würde die rechte Hand Herrn von Lafayette und die linke Herrn von Mirabeau reichen.“

„Graf,“ versetzte der König lebhaft, „wie können

Digitized by Google

Sie mir das sagen, Sie, der Sie den Einen verabscheuen und den Andern verachten?"

„Sire, es handelt sich hier nicht um eine Sympathie, es handelt sich um das Heil des Königs und die Zukunft des Königreichs."

„Gerade dies hat mir auch der Doctor Gilbert gesagt," murmelte der König, wie mit sich selbst sprechend

„Sire," rief Charny, „ich bin glücklich, in meiner Meinung mit einem so erhabenen Manne, wie der Doctor Gilbert, zusammenzutreffen."

„Sie glauben also, mein lieber Graf, aus der Verbindung dieser zwei Männer können die Ruhe der Nation und die Sicherheit des Königs hervorgehen?"

„Mit der Hülfe Gottes, Sire, würde ich viel von der Verbindung dieser zwei Männer hoffen."

„Aber wenn ich mir diese Verbindung gefallen ließe, wenn ich zu diesem Vertrag einwilligte und, trotz meines Wunsches, trotz des ihrigen vielleicht, die ministerielle Combination, die sie verbinden soll, scheiterte, was denken Sie, daß ich thun müßte?"

„Ich glaube, daß es, wenn er alle von der Vorsehung in seine Hände gelegte Mittel erschöpft, wenn er alle durch seine Stellung ihm auferlegte Pflichten erfüllt hätte, Zeit wäre, daß der König an seine Sicherheit und die seiner Familie dächte."

„Dann würden Sie mir vorschlagen, zu fliehen?"

„Ich würde Eurer Majestät vorschlagen, sich mit denjenigen von ihren Regimentern und ihren Edelleuten, auf welche sie zählen zu können glaubte, in eine Festung wie Metz, Straßburg oder Nancy zurückzuziehen."

Das Gesicht des Königs strahlte.

„Ah! ah!" sagte er, „und von allen den Generalen, die mir Beweise von Anhänglichkeit gegeben haben, sprechen Sie offenherzig, Charny, Sie, der Sie alle kennen, welchem würden Sie den gefährlichen Auftrag, seinen König zu entführen oder zu empfangen, anvertrauen?"

Digitized by Google

„Oh! Sire, Sire," erwiederte Charny, „es ist eine schwere Verantwortlichkeit, den König bei einer solchen Wahl zu leiten . . . Sire, ich erkenne meine Unwissenheit, meine Schwäche, meine Ohnmacht . . . Sire, ich verwerfe mich . . ."

„Nun wohl, ich will es Ihnen leicht machen. Die Wahl ist getroffen; zu diesem Manne will ich Sie schicken. Hier ist der Brief geschrieben, welchen Sie ihm zu überreichen beauftragt sein werden; der Name, den Sie mir angeben, wird also keinen Einfluß auf meine Entscheidung haben; nur wird er mir einen treuen Diener mehr bezeichnen, der ohne Zweifel auch Gelegenheit haben wird, seine Treue zu zeigen. Sprechen Sie, Herr von Charny, wenn Sie Ihren König dem Muthe, der Redlichkeit, dem Verstande eines Mannes anzuvertrauen hätten, welchen Mann würden Sie bezeichnen?"

„Sire," antwortete Charny, „ich schwöre Eurer Majestät, nicht weil Bande der Freundschaft, ich möchte beinahe sagen, der Familie, mich mit ihm verbinden, aber es gibt in der Armee einen Mann, der bekannt ist durch die große Ergebenheit, die er für den König hegt, einen Mann, der als Gouverneur der Inseln unter dem Winde während des amerikanischen Krieges unsere Besitzungen der Antillen sehr wirksam beschützt und selbst den Engländern mehrere Inseln genommen hat, der seitdem mit verschiedenen wichtigen Commandos beauftragt war und zu dieser Stunde, glaube ich, General-Gouverneur der Stadt Metz ist; dieser Mann, Sire, ist der Marquis von Bouillé. — Als Vater würde ich ihm meinen Sohn, als Sohn würde ich ihm meinen Vater, als Unterthan würde ich ihm meinen König anvertrauen!"

So wenig demonstrativ Ludwig XVI. war, er folgte doch mit einer offenbaren Bangigkeit den Worten des Grafen, und man hätte können sein Gesicht immer mehr sich aufklären sehen, je mehr er die Person zu erkennen glaubte, welche Charny mit seinen Worten bezeichnete. Als der

Graf endlich den Namen dieser Person aussprach, konnte er sich eines Freudenschreies nicht erwehren.

„Sehen Sie, sehen Sie, Graf," sprach er, „lesen Sie die Adresse dieses Briefes und sagen Sie, ob es nicht die Vorsehung selbst ist, die mir den Gedanken, mich an Sie zu wenden, eingegeben hat!"

Charny nahm den Brief aus den Händen des Königs und las folgende Aufschrift:

An Herrn François Claude Amour, Marquis von Bouillé, General-Commandanten der Stadt Metz.

Thränen der Freude und des Stolzes stiegen zu den Augenlidern von Charny empor.

„Sire," rief er, „ich vermöchte Ihnen hienach nur noch Eines zu sagen: ich bin bereit, für Eure Majestät zu sterben."

„Und ich, mein Herr, ich sage Ihnen, daß ich nach dem, was vorgefallen ist, mich nicht mehr für berechtigt halte, Geheimnisse gegen Sie zu haben, weil, wenn die Stunde gekommen ist, Sie es sind, Sie allein, hören Sie wohl? dem ich meine Person, die der Königin und die meiner Kinder anvertrauen werde. Hören Sie mich also wohl an und vernehmen Sie, was man mir vorschlägt und was ich ausschlage."

Charny verbeugte sich, tiefe Aufmerksamkeit bezeichnend.

„Es ist nicht das erste Mal, Herr von Charny, wie Sie sich wohl denken können, daß mir die Idee kommt, mir und denjenigen, welche mich umgeben, einen Plan dem ähnlich auszuführen, von welchem wir gerade reden. In der Nacht vom 5. auf den 6. October dachte ich darauf, die Königin entweichen zu lassen; ein Wagen hätte sie nach Rambouillet gebracht, ich hätte sie zu Pferde eingeholt, und von dort aus würden wir leicht die Grenze erreicht haben, denn die Wachsamkeit, welche uns heute umgibt, war noch nicht thätig. Der Plan scheiterte,

Digitized by Google

weil die Königin nicht ohne mich abreisen wollte und mich meinerseits schwören ließ, nicht ohne sie zu reisen."

„Sire, ich war dabei, als dieser fromme Schwur zwischen dem König und der Königin, oder vielmehr zwischen dem Gatten und der Gattin ausgetauscht wurde."

„Seitdem hat Herr von Breteuil Unterhandlungen mit mir eröffnet, — durch die Vermittelung des Grafen von Innisdal, und vor acht Tagen habe ich einen Brief von Solothurn erhalten."

Der König hielt inne, und als er sah, daß der Graf stumm und unbeweglich blieb, sagte er:

„Sie antworten nicht, Graf?"

„Sire," erwiederte Charny sich verbeugend, „ich weiß, daß Herr Baron v. Breteuil der Mann Oesterreichs ist, und ich befürchte, die gerechten Sympathien des Königs in Betreff der Königin seiner Gemahlin und des Kaiser Joseph II. seines Schwagers zu verletzen."

Der König ergriff die Hand von Charny, neigte sich zu ihm und sagte leise:

„Befürchten Sie nichts, Graf, ich liebe Oesterreich ebenso wenig, als Sie es lieben."

Die Hand von Charny bebte vor Erstaunen zwischen den Händen des Königs.

„Graf! Graf! wenn ein Mann von Ihrem Werthe sich hingeben, das heißt, sein Leben zum Opfer bringen will für einen andern Mann, der vor ihm nur den traurigen Vorzug hat, König zu sein, so muß er auch denjenigen kennen, für welchen er sich opfert. Graf, ich habe Ihnen gesagt und wiederhole Ihnen, ich liebe Oesterreich nicht; ich liebe Maria Theresia nicht, welche uns in den siebenjährigen Krieg verwickelt hat, wobei wir zweimal hundert tausend Mann, zwei Millionen und siebenzehn hundert Meilen Terrain in America verloren haben; welche Frau von Pompadour, eine Prostituirte, ihre Cousine nannte; welche sich ihrer Töchter als diplomatische Agenten bediente; welche durch die Erzherzogin

Caroline Neapel regierte; welche durch die Erzherzogin Marie Antoinette Frankreich zu regieren gedachte."

„Sire, Sire," sagte Charny, „Eure Majestät vergißt, daß ich ein Fremder bin, ein einfacher Unterthan des Königs und der Königin von Frankreich!"

Und er unterstrich durch seinen Tonausdruck das Wort Königin, wie wir es mit der Feder unterstrichen haben.

„Ich habe es Ihnen gesagt, Graf." fuhr der König fort, „Sie sind ein Freund, und ich kann um so offenherziger mit Ihnen reden, als das Vorurtheil, das ich gegen die Königin hatte, zu dieser Stunde völlig aus meinem Geiste verschwunden ist. Aber gegen meinen Willen habe ich eine Frau aus diesem dem Hause Frankreich zweimal feindlich gesinnten Hause empfangen, — feindlich als Lothringen, feindlich als Oesterreich; wider meinen Willen habe ich an meinen Hof jenen Abbé von Vermond, den Lehrer der Königin dem Anscheine nach, den Spion von Maria-Theresia in Wirklichkeit, kommen sehen, — diesen Menschen, den ich zwei bis dreimal des Tages mit dem Ellenbogen stieß, dergestalt war er beauftragt, sich zwischen meine Beine zu stecken, und an den ich im Verlaufe von neunzehn Jahren nicht ein einziges Wort richtete; gegen meinen Willen habe ich nach einem zehnjährigen Kampfe Herrn von Breteuil mit dem Departement meines Hauses und dem Gouvernement von Paris beauftragt; gegen meinen Willen habe ich zu meinem ersten Minister den Erzbischof von Toulouse, einen Atheisten, ernannt; gegen meinen Willen endlich habe ich Oesterreich die Millionen bezahlt, die es Holland auspressen wollte. Heute noch, zu dieser Stunde, wo ich mit Ihnen spreche, wer räth, als Nachfolger der todten Maria Theresia, der Königin, wer lenkt sie? Ihr Bruder Joseph II., welcher glücklicher Weise stirbt. Durch wen räth er ihr? Sie wissen es so gut als ich: durch das Organ ebendieses Abbé von Vermond, des Baron von

Breteuil und des Gesandten von Oesterreich, Mercy d'Argenteau. Hinter diesem Greise ist ein anderer Greis verborgen, Kaunitz, der siebenzigjährige Minister des hundertjährigen Oesterreich. Diese zwei Alten lenken die Königin von Frankreich durch Mademoiselle Bertin, ihre Putzmacherin, und durch Herrn Leonard, ihren Friseur, denen sie Pensionen bezahlen; und wohin lenken sie sie? Zur Allianz mit Oesterreich! mit Oesterreich, das immer unheilbringend für Frankreich gewesen — als Freund und als Feind. Oesterreich! das einst katholische und devote Oesterreich, das heute abschwört und sich zur Hälfte philosophisch macht unter Joseph II.; das unkluge Oesterreich, das gegen sich sein eigenes Schwert, Ungarn, wendet; das unvorsichtige Oesterreich, das sich durch die belgischen Priester den schönsten Theil seiner Krone, die Niederlande, nehmen läßt; das abhängige Oesterreich, das den Rücken Europa zuwendet, welches es nie aus dem Blicke verlieren sollte, und gegen die Türken, unsere Verbündeten, seine besten Truppen zum Vortheil von Rußland gebraucht. Nein, nein, nein, Herr von Charny, ich hasse Oesterreich, und Oesterreich hassend konnte ich mich ihm nicht anvertrauen."

„Sire, Sire," versetzte Charny, „solche vertrauliche Eröffnungen sind sehr ehrenvoll, zugleich aber auch sehr gefährlich für denjenigen, welchem man sie macht! Sire, wenn Sie eines Tags bereuen würden, sie mir gemacht zu haben!"

„Oh! ich befürchte das nicht, und zum Beweise diene, daß ich vollende."

„Sire, Eure Majestät hat mir befohlen, zu hören, ich höre."

„Dieser Vorschlag zur Flucht ist nicht der einzige, der mir gemacht worden. Kennen Sie Herrn von Favras?"

„Den Marquis von Favras, den ehemaligen Kapitän

Digitized by Google

im Regiment Belzunce, den ehemaligen Lieutenant bei der Garde von Monsieur? ja, Sire."

„Das ist er," sprach der König, indem er einen besondern Nachdruck auf die letzte Qualification legte, „den ehemaligen Lieutenant bei der Garde von Monsieur. Was denken Sie von ihm?"

„Es ist ein braver Soldat, ein wackerer Edelmann; ruinirt zum Unglück, was ihn unruhig macht und zu einer Menge von gefährlichen Versuchen, von wahnsinnigen Projecten antreibt, aber ein Mann von Ehre, Sire, der ohne einen Schritt zurückzuweichen, ohne eine Klage auszustoßen, sterben wird, um das gegebene Wort zu halten, — ein Mann, dem Eure Majestät sich für einen Handstreich anzuvertrauen Recht hätte, der aber, wie ich befürchte, als Haupt eines Unternehmens nichts taugen würde."

„Das Haupt des Unternehmens ist auch nicht er," sagte der König mit einer gewissen Bitterkeit; „es ist Monsieur . . . ja, es ist Monsieur, der Geld macht; es Monsieur, der Alles vorbereitet; es ist Monsieur, der, bis zum Ende sich aufopfernd, bleibt, wenn ich abgereist sein werde, reise ich wirklich mit Favras ab."

Charny machte eine Bewegung.

„Nun! was haben Sie, Graf?" fuhr der König fort. „Das ist nicht die Partei von Oesterreich, das ist die Partei der Prinzen, der Emigranten, des Adels."

„Sire, entschuldigen Sie mich; ich habe es Ihnen gesagt, ich zweifle weder an der Redlichkeit, noch am Muthe von Herrn von Favras; an welchen Ort Herr von Favras Euer Majestät zu führen verspricht, er wird sie führen, oder in ihrer Vertheidigung unter Weges sterben. Aber warum reist Monsieur nicht mit Eurer Majestät ab? warum bleibt Monsieur?"

„Aus Ergebenheit, und dann auch vielleicht, — für den Fall, daß das Bedürfniß, den König abzusetzen und einen Regenten zu ernennen, sich fühlbar machen würde, — damit das Volk, müde, unnütz einem Regenten nach-

Digitized by Google

gelaufen zu ſein, ſeinen Regenten nicht zu fern zu ſuchen hätte."

„Sire," rief Charny, „Eure Majeſtät ſagt mir erſchreckliche Dinge."

„Ich ſage, was die ganze Welt weiß, mein lieber Graf, was Ihr Bruder mir geſtern ſchreibt; im letzten Rathe der Prinzen in Turin iſt nämlich davon die Rede geweſen, mich abzuſetzen und einen Regenten zu ernennen; in demſelben Rathe hat Herr von Condé, mein Vetter, den Vorſchlag gemacht, gegen Lyon zu marſchiren, was auch dem König widerfahren möchte. Sie ſehen alſo, daß ich Favras eben ſo wenig annehmen kann, als Breteuil, Oeſterreich oder die Prinzen. Dies, mein lieber Graf, habe ich Niemand, als Ihnen geſagt, und dies ſage ich Ihnen, damit Sie, da Niemand, nicht einmal die Königin, ſei es aus Zufall, ſei es abſichtlich, — Ludwig XVI. betonte beſonders die von uns unterſtrichenen Worte, — damit Sie, da Niemand, nicht einmal die Königin Ihnen ein Vertrauen bewieſen hat, wie das, welches ich Ihnen zeige, auch Niemand ſo ergeben ſeien, wie mir."

„Sire," fragte Charny, indem er ſich vorbeugte, „ſoll das Geheimniß meiner Reiſe vor Jedermann bewahrt werden?"

„Gleichviel, mein lieber Graf, ob man weiß, daß Sie reiſen, wenn man nur nicht weiß, in welcher Abſicht Sie reiſen."

„Und der Zweck ſoll Herrn von Bouillé allein enthüllt werden?"

„Herrn von Bouillé allein, und auch ihm nur, nachdem Sie ſich ſeiner Geſinnung wohl verſichert haben. Der Brief, den ich Ihnen für den Gouverneur übergebe, iſt ein einfacher Einführungsbrief. Sie kennen meine Lage, meine Befürchtungen, meine Hoffnungen beſſer als die Königin, meine Frau, beſſer als Herr Necker, mein Miniſter, beſſer als Herr Gilbert, mein Rath. Handeln

Digitized by Google

Sie dem gemäß, ich lege den Faden und die Scheere in Ihre Hände, entrollen Sie oder schneiden Sie ab."

Hierauf übergab er dem Grafen einen offenen Brief und fügte bei:

„Leſen Sie."

Der Graf nahm den Brief und las:

Palaſt der Tuilerien den 29. October.

„Ich hoffe, mein Herr, Sie ſind fortwährend mit Ihrer Stellung als Gouverneur von Metz zufrieden. Der Herr Graf von Charny, Lieutenant meiner Garde, der durch dieſe Stadt reiſt, wird Sie fragen, ob es in Ihren Wünſchen liege, daß ich etwas Anderes für Sie thue; ich würde in dieſem Falle die Gelegenheit ergreifen, Ihnen angenehm zu ſein, wie ich dieſe ergreife, Ihnen die Verſicherung meiner Hochachtung zu wiederholen.

„Ludwig."

„Und nun," ſagte der König, „gehen Sie; Sie haben Vollmacht in Betreff der Herrn von Bouillé zu machenden Verſprechungen, wenn Sie glauben, es ſei nöthig, ihm Verſprechungen zu machen; verbinden Sie mich aber nur in dem Maße von dem, was ich halten kann."

Und er reichte ihm zum zweiten Male die Hand.

Charny küßte dieſe Hand mit einer Gemüthserſchütterung, die ihn neuer Betheuerungen überhob, und er entfernte ſich aus dem Cabinet und ließ den König überzeugt zurück; Ludwig XVI. hatte ſich auch in der That durch ſein Vertrauen das Herz des Grafen beſſer erworben, als er es durch alle Reichthümer und alle Gunſtbezeugungen, über die er in den Tagen ſeiner Allmacht verfügt, hätte thun können.

Digitized by Google

XXIII.

Bei der Königin.

Charny ging, das Herz voll von entgegengesetzten Gefühlen, vom König weg.

Aber das erste von diesen Gefühlen, das, welches auf die Oberfläche dieser stürmisch in seinem Gehirne rollenden Gedankenwogen stieg, war die tiefe Dankbarkeit, die er für das grenzenlose Vertrauen empfand, das der König ihm bezeigt hatte.

Dieses Vertrauen legte ihm in der That Pflichten auf, welche um so heiliger, als sein Gewissen entfernt nicht stumm war bei der Erinnerung an das Unrecht, das er gegen diesen würdigen König hatte, der im Augenblicke der Gefahr seine Hand auf seine Schulter als auf eine treue und redliche Stütze ausstreckte.

Je mehr auch Charny im Grunde seines Herzens sein Unrecht gegen seinen Herrn anerkannte, desto mehr war er bereit, sich für ihn zu opfern.

Und je mehr dieses Gefühl ehrfurchtsvoller Ergebenheit im Herzen des Grafen wuchs, desto mehr nahm das minder reine Gefühl ab, das er Tage, Monate, Jahre lang der Königin gewidmet hatte.

Darum hatte Charny, ein erstes Mal zurückgehalten durch eine unbestimmte Hoffnung, welche mitten unter Gefahren geboren ward, wie jene Blumen, die auf Abstürzen erblühen und mit ihren Wohlgerüchen die Abgründe erfüllen, — eine Hoffnung, die ihn instinktartig zu Andrée zurückgeführt, — nachdem diese Hoffnung verloren war, voll Eifer eine Sendung ergriffen, die ihn vom Hofe entfernte, wo er die doppelte Qual empfand,

Digitized by Google

noch von der Frau geliebt zu werden, die er nicht mehr liebte, und noch nicht geliebt zu werden, — er glaubte es wenigstens — von der Frau, die er schon liebte.

Die Kälte benützend, welche seit einigen Tagen in seinem Verhältniß zur Königin eingetreten war, kehrte er nach seinem Zimmer zurück, entschlossen, ihr seine Abreise durch einen einfachen Brief anzukündigen, als er an seiner Thüre Weber fand, der auf ihn wartete.

Die Königin wollte ihn sprechen und wünschte ihn auf der Stelle zu sehen.

Es war nicht möglich, sich diesem Wunsche der Königin zu entziehen. Die Wünsche der gekrönten Häupter sind Gebote.

Charny gab seinem Kammerdiener einige Befehle, beauftragte ihn, die Pferde an seinen Wagen anspannen zu lassen, und folgte dem Milchbruder der Königin auf dem Fuße.

Marie Antoinette war in einer geistigen Stimmung, welche ganz der von Charny entgegengesetzt; sie hatte sich ihrer Härte gegen den Grafen erinnert, und bei der gleichzeitigen Erinnerung an die aufopfernde Ergebenheit, die er in Versailles gezeigt, beim Anblick, — denn dieser Anblick war ihr stets gegenwärtig, — beim Anblick des quer über den Corridor vor ihrem Zimmer ausgestreckten, mit Blut bedeckten Bruders von Charny fühlte sie etwas wie einen Gewissensbiß, und sie gestand sich selbst, angenommen, Charny habe ihr nur Ergebenheit gezeigt, so habe sie ihm diese Ergebenheit schlecht belohnt.

Aber hatte sie nicht auch das Recht, von Charny etwas Anderes zu verlangen, als Ergebenheit.

Hatte Charny wirklich, wenn sie es wohl überlegte, gegen sie all das Unrecht, das sie ihm aufbürdete?

Mußte sie nicht auf Rechnung der brüderlichen Trauer jene Art von Gleichgültigkeit setzen, die er bei seiner Rückkehr von Versailles an den Tag gelegt? Ueberdies be-

Digitized by Google

stand diese Gleichgültigkeit nicht nur auf der Oberfläche, und, eine unruhige Liebende, hatte sie sich vielleicht zu sehr beeilt, Charny zu verurtheilen, als sie ihm die Sendung nach Turin angetragen, um ihn von Andrée zu entfernen, welche Sendung er ausgeschlagen? Ihre erste Bewegung, eine eifersüchtige, schlimme Bewegung, war gewesen, diese Weigerung werde veranlaßt durch die entstehende Liebe des Grafen für Andrée und durch seinen Wunsch, bei seiner Frau zu bleiben; und in der That, dieser, welche um sieben Uhr aus den Tuilerien abgegangen, war zwei Stunden später ihr Gatte bis in ihren Zufluchtsort in der Rue Coq-Héron gefolgt. Doch die Abwesenheit von Charny hatte nicht lange gedauert; auf den Schlag neun Uhr war er ins Schloß zurückgekehrt; dann, sobald er zurückgekehrt war, hatte er die aus drei Zimmern bestehende Wohnung, welche man auf Befehl des Königs für ihn in Bereitschaft gesetzt, ausgeschlagen und sich mit der Mansarde begnügt, die für seinen Bedienten bezeichnet gewesen.

Anfangs hatte diese ganze Combination der armen Königin eine Combination geschienen, bei der ihre Eitelkeit und ihre Liebe Alles zu leiden hätten; doch die strengste Nachforschung hatte Charny nicht außerhalb des Palastes ertappen können, angenommen in Angelegenheiten seines Dienstes, und es war völlig erwiesen, in den Augen der Königin, wie in den Augen der anderen Bewohner des Palastes, daß seit seiner Rückkehr nach Paris und seinem Eintritt ins Schloß Charny kaum sein Zimmer verlassen hatte.

Es war andererseits auch erwiesen, daß seit ihrem Abgange aus dem Schlosse Andrée nicht wieder darin erschienen.

Hatten sich Andrée und Charny gesehen, so war es nur eine Stunde, an dem Tage, wo der Graf die Sendung nach Turin ausgeschlagen.

Allerdings hatte während dieser ganzen Periode Charny eben so wenig die Königin zu sehen gesucht;

Digitized by Google

aber würde nicht, statt in dieser Fernhaltung ein Zeichen von Gleichgültigkeit zu erkennen, ein hellsehender Blick darin im Gegentheil einen Beweis von Liebe finden?

Hatte sich nicht Charny, verletzt durch den ungerechten Verdacht der Königin, nicht aus einem Uebermaaß von Kälte, sondern aus einem Uebermaaß von Liebe beiseit halten können?

Denn die Königin gab selbst zu, daß sie ungerecht und hart gegen Charny gewesen; ungerecht, daß sie ihm zum Vorwurf gemacht, er sei während jener erschrecklichen Nacht vom 5. auf den 6. October beim König geblieben, statt bei ihr zu bleiben, und er habe zwischen zwei Blicken für sie einen für Andrée gehabt; hart, daß sie nicht mit einem zärtlicheren Herzen den tiefen Schmerz getheilt, den Charny beim Anblick seines todten Bruders empfunden.

Es ist übrigens bei jeder tiefen und ächten Liebe so; gegenwärtig, erscheint das Wesen, das der Gegenstand derselben ist, in den Augen von dem Theile, welcher glaubt, er habe sich zu beklagen, mit allen Rauhheiten der Gegenwart. In dieser kurzen Distanz erscheinen alle Vorwürfe, die man ihm machen zu dürfen glaubt, begründet; Mängel des Charakters, Bizarrerien des Geistes, Vergessungen des Herzens, Alles erscheint wie durch ein Vergrößerungsglas; man begreift nicht, warum man so lange diese Liebesdefectuositäten nicht gesehen und sie so lange ertragen hat. Doch der Gegenstand dieser unheilvollen Erforschung entfernt sich freiwillig oder mit Gewalt; kaum ist er entfernt, so verschwinden diese Rauhheiten, welche von nahe verwundeten wie Dorne; die zu harten Umrisse verwischen sich; der zu strenge Realismus fällt unter dem poetischen Hauche der Entfernung und im liebkosenden Blicke der Erinnerung; man richtet nicht mehr, man vergleicht, man kommt auf sich selbst zurück mit einer Strenge nach Maaßgabe der Nachsicht, die man für den Andern fühlt, von dem man

Digitized by Google

anerkennt, man habe ihn schlecht geschätzt, und das Resultat von dieser ganzen Arbeit des Herzens ist, daß nach einer Abwesenheit von acht bis zehn Tagen die abwesende Person uns theurer und nothwendiger scheint, als je.

Wohl verstanden, wir setzen voraus, daß keine andere Liebe diese Abwesenheit benützt, um im Herzen den Platz der ersten einzunehmen.

Dies war also die Gesinnung der Königin in Beziehung auf Charny, als die Thüre sich öffnete und der Graf, der, wie wir gesehen, aus dem Cabinet des Königs kam, in der tadellosen Haltung eines Officiers im Dienste eintrat.

In seiner, immer so tief ehrfurchtsvollen, Haltung lag aber zugleich etwas so Eisiges, was die magnetischen Ausflüsse zurückzustoßen schien, welche bereit waren, aus dem Herzen der Königin hervorzustürzen, um im Herzen von Charny alle die süßen, zärtlichen oder schmerzlichen Erinnerungen aufzusuchen, die sich darin seit vier Jahren aufgehäuft, nach Maaßgabe, wie die abwechselnd langsame oder rasche Zeit aus der Gegenwart die Vergangenheit und aus der Zukunft die Gegenwart gemacht hatte.

Charny verbeugte sich und blieb beinahe auf der Schwelle.

Die Königin schaute umher, als wollte sie sich fragen, welche Ursache den jungen Mann am andern Ende des Gemaches zurückhalte, und als sie sich versichert hatte, der Wille von Charny sei die einzige Ursache seiner Entfernung, sagte sie:

„Treten Sie näher, Herr von Charny, wir sind allein.“

Charny näherte sich. Dann sprach er mit einer sanften, aber zugleich so festen Stimme, daß man unmöglich die geringste Bewegung darin erkennen konnte:

Digitized by Google

„Hier bin ich zu den Befehlen Eurer Majestät, Madame.“

„Graf,“ versetzte die Königin mit ihrem liebevollsten Tone, „haben Sie nicht gehört, daß ich Ihnen sagte, wir seien allein?“

„Doch, Madame,“ erwiederte Charny; „aber ich sehe nicht ein, in welcher Hinsicht diese Einsamkeit die Weise ändern kann, in der ein Unterthan mit seiner Fürstin zu sprechen hat.“

„Als ich Sie holen ließ, Graf, und von Weber hörte, Sie folgen ihm, glaubte ich, es wäre ein Freund, welcher käme, um mit einer Freundin zu reden.“

Ein bitteres Lächeln trat leicht auf den Lippen von Charny hervor.

„Ja, Graf,“ sprach die Königin, „ich begreife dieses Lächeln, und ich weiß, was Sie sich innerlich sagen. Sie sagen sich, ich sei ungerecht in Versailles gewesen, und in Paris sei ich launenhaft.“

„Ungerechtigkeit oder Laune, Madame,“ versetzte Charny, „Alles ist einer Frau erlaubt, um so viel mehr einer Königin.“

„Ei! mein Gott! mein Freund,“ sprach Marie Antoinette mit allem Zauber, den sie in ihre Augen und ihre Stimme legen konnte, „Sie wissen wohl Eines: daß, — die Laune mag von der Frau oder von der Königin kommen, — die Königin Sie nicht als Rath, die Frau Sie nicht als Freund entbehren kann.“

Und sie reichte ihm ihre zarte, weiße Hand, welche, wenn auch ein wenig abgemagert, immer noch würdig war, als Modell für einen Bildhauer zu dienen.

Charny nahm diese königliche Hand und schickte sich, nachdem er sie ehrerbietig geküßt, an, sie wieder fallen zu lassen, als er fühlte, daß Marie Antoinette die seinige zurückhielt.

„Nun wohl, ja,“ sprach die arme Frau, durch diese Worte auf die Bewegung antwortend, die er gemacht,

Digitized by Google

„nun wohl, ja, ich bin ungerecht, mehr als ungerecht, ich bin grausam gewesen, mein lieber Graf! Sie haben in meinem Dienste einen Bruder verloren, den Sie mit väterlicher Zärtlichkeit liebten; dieser Bruder war für mich gestorben; ich mußte ihn mit Ihnen beweinen; in jenem Moment haben der Schrecken, der Zorn, die Eifersucht, — was wollen Sie, Charny, ich bin Weib! — die Thränen in meinen Augen zurückgehalten . . . Als ich aber allein geblieben, während der zehn Tage, wo ich Sie nicht gesehen, habe ich Ihnen weinend meine Schuld bezahlt, und zum Beweise, schauen Sie mich an, mein Freund, ich weine noch," fügte Marie Antoinette bei.

Und sie warf leicht ihren schönen Kopf zurück, damit Charny ihre wie Diamanten durchsichtigen Thränen in der Furche, welche der Schmerz in ihren Wangen zu graben anfing, herabrollen sehen könnte.

Ach! hätte Charny wissen können, welche Menge von Thränen denen, die vor ihm flossen, folgen sollte, er wäre ohne Zweifel, von einem ungeheuren Mitleid bewegt, vor der Königin auf die Kniee gefallen und hätte sie um Verzeihung gebeten für das Unrecht, das sie gegen ihn hatte.

Doch die Zukunft ist, durch die Erlaubniß des barmherzigen Gottes, in einen Schleier gehüllt, den keine Hand aufheben, kein Blick vor der Stunde durchdringen kann, und der schwarze Stoff, aus welchem das Geschick den von Marie Antoinette gemacht hatte, schien noch genug mit goldenen Stickereien geschmückt zu sein, daß man nicht bemerkte, es sei ein Trauerstoff . . .

„Glauben Sie mir, Madame," sprach Charny, „ich bin sehr dankbar für diese Erinnerung, die sich an mich wendet, und für diesen Schmerz, der sich an meinen Bruder wendet; leider habe ich kaum die Zeit, Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken . . ."

„Wie so, und was wollen Sie hiemit sagen?" fragte Marie Antoinette erstaunt.

Digitized by Google

„Ich will hiemit sagen, daß ich Paris in einer Stunde verlasse.“

„Sie verlassen Paris in einer Stunde?“

„Ja, Madame.“

„Oh! mein Gott! verlassen Sie uns wie die Andern?“ rief die Königin. „Wandern Sie aus, Herr von Charny?“

„Ach!“ erwiederte Charny, „Eure Majestät hat mir durch diese grausame Frage bewiesen, daß ich, allerdings ohne mein Wissen, viel Unrecht gegen sie gehabt habe.“

„Verzeihen Sie, mein Freund, Sie sagen mir, Sie reisen ab . . . Warum reisen Sie?“

„Um eine Sendung zu vollbringen, mit welcher mich der König zu beauftragen mir die Ehre erwiesen hat.“

„Und Sie verlassen Paris?“ fragte die Königin mit Bangigkeit.

„Ich verlasse Paris, ja, Madame.“

„Auf wie lange?“

„Ich weiß es nicht.“

„Aber vor acht Tagen schlugen Sie eine Sendung aus, wie mir scheint?“

„Das ist wahr, Madame.“

„Warum, nachdem Sie vor acht Tagen eine Sendung ausgeschlagen, nehmen Sie heute eine an?“

„Weil in acht Tagen, Madame, viele Veränderungen in der Existenz eines Menschen und in Folge hievon in seine Entschließungen eintreten können.“

Die Königin schien eine Anstrengung mit ihrem Willen und zugleich mit den verschiedenen Organen zu machen, welche diesem Willen unterthan und ihn zu übertragen betraut sind.

„Und Sie reisen allein?“ fragte sie.

„Ja, Madame, allein.“

Marie Antoinette athmete.

Digitized by Google

Dann sank sie, wie gelähmt durch die Anstrengung, die sie gemacht, einen Moment auf sich selbst zusammen, schloß die Augen, strich mit ihrem Batisttaschentuch über ihre Stirne und fragte noch:

„Und wohin gehen Sie so?"

„Madame," erwiederte Charny ehrerbietig, „der König, ich weiß es, hat keine Geheimnisse für Eure Majestät; die Königin frage ihren erhabenen Gemahl sowohl nach dem Zwecke meiner Reise, als nach dem Gegenstande meiner Sendung, und ich bezweifle nicht eine Secunde, daß er ihr Beides sagt."

Marie Antoinette öffnete die Augen wieder und heftete einen erstaunten Blick auf Charny.

„Warum sollte ich mich aber an ihn wenden, da ich mich an Sie wenden kann?" sagte sie.

„Weil das Geheimniß, das ich in mir trage, das des Königs ist, Madame, und nicht das meinige."

„Mein Herr," versetzte Marie Antoinette mit einer gewissen Hoheit, „mir scheint, wenn es das Geheimniß des Königs ist, so ist es auch das der Königin."

„Ich bezweifle es durchaus nicht, Madame," erwiederte Charny, indem er sich verbeugte; „darum getraue ich mich auch Eure Majestät zu versichern, der König werde keine Schwierigkeit machen, es ihr anzuvertrauen."

„Ist aber diese Sendung im Inneren von Frankreich oder nach dem Auslande?"

„Der König allein kann Eurer Majestät hierüber die Aufklärung geben, die sie verlangt."

„Also," sprach die Königin mit einem tiefen Schmerze, der für den Augenblick die Oberhand über die Gereiztheit gewann, welche in ihr die Zurückhaltung von Charny verursachte, „also Sie reisen, Sie entfernen sich von mir, Sie werden ohne Zweifel Gefahren preisgegeben sein, und ich werde weder wissen, wo Sie sind, noch welche Gefahren Sie laufen!"

„Madame, wo ich auch sein mag, Sie werden da,

Digitized by Google

wo ich bin, darauf kann ich Ihnen einen Eid schwören, einen getreuen Unterthan, ein ergebenes Herz haben, und welchen Gefahren ich mich auch aussetze, sie werden mir süß sein, da ich mich ihnen für den Dienst der zwei Häupter aussetze, die ich am meisten auf der Welt verehre."

Und der Graf verbeugte sich und schien, um sich zurückzuziehen, nur die Erlaubniß der Königin zu erwarten.

Die Königin stieß einen Seufzer aus, der einem unterdrückten Schluchzen glich, nahm ihren Hals in die Hand, als wollte sie ihren Thränen wieder in ihre Brust hinabsteigen helfen, und sagte dann:

„Es ist gut, mein Herr, gehen Sie."

Charny verbeugte sich abermals und ging festen Schrittes nach der Thüre.

Doch in dem Augenblick, wo der Graf die Hand auf den Drücker legte, rief die Königin, die Arme gegen ihn ausstreckend:

„Charny!"

Der Graf bebte und wandte sich erbleichend um.

„Charny," fuhr Marie Antoinette fort, „kommen Sie hierher!"

Er näherte sich schwankend.

„Kommen Sie hierher, näher," fügte die Königin bei, „schauen Sie mir in's Gesicht . . . Nicht wahr, Sie lieben mich nicht mehr?"

Charny fühlte einen ganzen Schauer seine Adern durchlaufen; er glaubte einen Augenblick in Ohnmacht zu sinken.

Es war dies das erste Mal, daß die hochmüthige Frau, die stolze Fürstin sich vor ihm beugte.

Unter allen andern Umständen, in jedem andern Moment wäre er vor Marie Antoinette auf die Kniee gefallen und hätte sie um Verzeihung gebeten: aber die Erinnerung an das, was zwischen ihm und dem König

Digitized by Google

vorgegangen, hielt ihn aufrecht, und alle seine Kräfte zusammenraffend, erwiederte er:

„Madame, nach den Zeichen des Vertrauens und der Güte, mit denen mich der König überhäuft hat, wäre ich wahrhaftig ein Elender, wenn ich Eure Majestät nicht einzig und allein meiner Ergebenheit und meiner Ehrfurcht versichern würde."

„Es ist gut, Graf," sprach die Königin, „Sie sind frei, gehen Sie."

Einen Augenblick war Charny von einem unwiderstehlichen Verlangen, der Königin zu Füßen zu stürzen, erfaßt, doch die unbesiegbare Redlichkeit, die in ihm wohnte, schlug, ohne sie zu vertilgen, die Reste dieser Liebe nieder, die er erloschen glaubte, während sie auf dem Punkte war, sich glühender als je wiederzubeleben.

Er eilte also aus dem Zimmer, eine Hand auf der Stirne, die andere auf seiner Brust, und Worte ohne Folge murmelnd, welche aber, so unzusammenhängend sie waren, wenn die Königin sie gehört hätte, in ein Lächeln des Triumphes die verzweifelten Thränen von Marie Antoinette verwandelt haben würden.

Die Königin folgte ihm mit den Augen, immer in der Hoffnung, er werde sich umwenden und zu ihr kommen.

Doch sie sah die Thüre sich vor ihm öffnen und sich hinter ihm schließen.

Doch sie hörte seine Tritte sich in den Vorzimmern und Corridors entfernen.

Fünf Minuten, nachdem er verschwunden und das Geräusch seiner Tritte erloschen war, schaute und horchte sie noch.

Plötzlich wurde ihre Aufmerksamkeit durch ein neues Geräusch erregt, welches aus dem Hofe kam.

Es war das eines Wagens.

Sie lief an's Fenster und erkannte den Reisewagen

Digitized by Google

von Charny, der durch den Schweizerhof fuhr und sich durch die Rue du Carousel entfernte.

Sie klingelte Weber.

Weber trat ein.

„Wenn ich nicht Gefangene im Schlosse wäre," fragte sie, „und ich wollte nach der Rue Coq-Héron gehen, welchen Weg müßte ich nehmen?"

„Majestät," erwiederte Weber, „Sie müßten durch das Thor des Schweizerhofes gehen und sich nach der Rue du Carousel wenden, sodann der Rue Saint-Honoré folgen, bis . . ."

„Gut . . . genug . . . Er wird ihr Lebewohl sagen," murmelte sie.

Und nachdem sie einen Augenblick ihre Stirne an die eiskalte Fensterscheibe angelehnt hatte, fuhr sie mit leiser Stimme, jedes Wort zwischen ihren zusammengepreßten Zähnen brechend, fort:

„Oh! ich muß doch wissen, woran ich mich zu halten habe!"

Dann sprach sie laut:

„Weber. Du wirst nach der Rue Coq-Héron Nr. 9 zu der Frau Gräfin von Charny gehen und ihr sagen, ich wünsche sie heute Abend zu sprechen."

„Verzeihen Sie," entgegnete der Kammerdiener, „ich glaubte, Eure Majestät habe schon über ihren Abend zu Gunsten des Herrn Doctor Gilbert verfügt?"

„Ah! es ist wahr," versetzte zögernd die Königin.

„Was befiehlt Eure Majestät?"

„Bestelle den Doctor ab und ersuche ihn, morgen früh zu kommen."

Und leise sprach sie:

„Ja, so ist es gut, morgen früh die Politik. Ueberdies könnte die Unterredung, die ich mit Frau von Charny heute Abend zu pflegen gedenke, einigen Einfluß auf die Entschließung haben, die ich fassen werde!"

Und mit der Hand winkend entließ sie Weber.

Digitized by Google

XXIV.

Düsterer Horizont.

Die Königin täuschte sich. Charny ging nicht zur Gräfin.

Er begab sich auf die königliche Post, um Postpferde an seinen Wagen spannen zu lassen.

Nur, während man anspannte, trat er beim Postmeister ein, verlangte Feder, Tinte und Papier und schrieb einen Brief an die Gräfin, welchen er dem Bedienten, der seine Pferde zurückführte, zu ihr zu tragen befahl.

Halb auf einem an der Ecke des Kamins im Salon stehenden Canapé liegend, war die Gräfin, die ein Guéridon vor sich hatte, beschäftigt, diesen Brief zu lesen, als Weber nach dem Privilegium der Leute, welche im Auftrage des Königs oder der Königin kamen, ohne vorhergehende Meldung bei ihr eingeführt wurde.

„Herr Weber," sagte die Kammerfrau, die Thüre öffnend.

Die Gräfin faltete rasch den Brief zusammen, den sie in ihrer Hand hielt, und drückte ihn an ihre Brust, als ob der Kammerdiener der Königin gekommen wäre, um ihn ihr zu nehmen.

Weber entledigte sich seines Auftrages deutsch. Es war immer ein großes Vergnügen für den wackern Mann, die Sprache seiner Heimath zu sprechen, und man weiß, daß Andrée, die das Deutsche in ihrer Jugend gelernt hatte, durch den vertrauten Umgang, in dem sie zehn Jahre mit der Königin gelebt, so weit gekommen war, daß sie das Deutsche wie ihre Muttersprache sprach.

Eine der Ursachen, welche Weber den Abgang von

Digitized by Google

Andrée und ihre Trennung von der Königin hatten besonders bedauern lassen, war diese Gelegenheit, seine Sprache zu sprechen, die der würdige Deutsche hiedurch verlor, gewesen.

Er drang auch sehr lebhaft darauf, — ohne Zweifel in der Hoffnung, aus der Zusammenkunft werde eine Annäherung hervorgehen, — daß unter keinem Vorwande Andrée bei dem Rendezvous, das man ihr gab, fehle, und wiederholte mehrere Male, es sei von der Königin eine Zusammenkunft, die sie mit dem Doctor Gilbert haben sollte, abbestellt worden, damit sie Herrin ihres Abends sei.

Andrée antwortete einfach, sie werde den Befehlen Ihrer Majestät Folge leisten.

Als Weber abgegangen war, blieb Andrée einen Moment unbeweglich und mit geschlossenen Augen, wie eine Person, welche aus ihrem Geiste jeden dem, welcher sie beschäftigt, fremden Gedanken verjagen will, und erst, nachdem es ihr gelungen, wohl in sich selbst zurückzukehren, nahm sie ihren Brief wieder und fuhr fort, denselben zu lesen.

Als sie den Brief gelesen hatte, küßte sie ihn zärtlich und verbarg ihn an ihrem Herzen.

Dann sprach sie mit einem Lächeln voll Traurigkeit:

„Gott beschirme Dich, theure Seele meines Lebens. Ich weiß nicht, wo Du bist, aber Gott weiß es, und meine Gebete wissen, wo Gott ist!"

Hienach, obgleich es ihr unmöglich war, zu errathen, aus welcher Ursache die Königin nach ihr verlangte, erwartete sie ohne Ungeduld, wie ohne Furcht den Augenblick, sich in die Tuilerien zu begeben.

Nicht dasselbe war bei der Königin der Fall. Gewisser Maßen eine Gefangene im Schlosse, schweifte sie, um ihre Ungeduld abzunützen, vom Pavillon der Flora zum Pavillon Marsan hin und her.

Monsieur half ihr eine Stunde hinbringen. Monsieur

Digitized by Google

war in's Schloß gekommen, um zu erfahren, wie Favras vom König aufgenommen worden.

Die Königin, welche die Ursache der Reise von Charny nicht kannte und sich diesen Weg der Rettung bewahren wollte, ließ sich für den König viel tiefer ein, als er sich selbst eingelassen hatte, und sagte Monsieur, er möge nur fortfahren, und im gegebenen Augenblick nehme sie Alles auf sich.

Monsieur seinerseits war heiter und voll Vertrauen. Das Anlehen, welches er mit dem genuesischen Banquier, den wir einen Augenblick in seinem Landhause Bellevue gesehen, negocirte, war gelungen, und am Abend vorher hatte ihm Favras die zwei Millionen überbracht, von denen Monsieur Favras nicht hatte bewegen können, mehr anzunehmen, als hundert Louis d'or, die er durchaus brauchte, um die Ergebenheit von zwei Burschen anzufeuchten, auf welche Favras, wie er ihm geschworen, zählen konnte, und die ihn bei der königlichen Entführung unterstützen sollten.

Favras hat Monsieur über diese zwei Menschen näher unterrichten wollen; doch immer vorsichtig, hatte es Monsieur nicht nur ausgeschlagen, sie zu sehen, sondern auch, ihre Namen kennen zu lernen.

Monsieur wurde dafür angesehen, als wüßte er nichts von dem, was um ihn her vorging. Monsieur gab Favras Geld, weil Favras einst bei seiner Person angestellt gewesen war; aber Monsieur wußte nicht und wollte nicht wissen, was Favras mit diesem Gelde machte.

Uebrigens, wie wir schon gesagt haben, im Falle der Abreise des Königs blieb Monsieur. Monsieur hatte den Anschein, als wäre er dem Komplotte ganz fremd. Monsieur schrie, daß ihn seine Familie verlassen; und da Monsieur das Mittel gefunden hatte, sich sehr populär zu machen, so würde äußerst wahrscheinlich, — das Königthum war noch bei den meisten Franzosen eingewurzelt, — so würde äußerst wahrscheinlich, wie Ludwig XVI. zu Charny gesagt hatte, Monsieur zum Regenten ernannt.

Digitized by Google

Scheiterte die Entführung, so wußte Monsieur von Nichts, oder Monsieur folgte vielmehr mit den fünfzehn bis achtzehnmalhunderttausend Franken baarem Geld, die ihm blieben, nach Turin dem Grafen d'Artois und den Herren Prinzen von Condé.

Als Monsieur weggegangen war, verbrauchte die Königin eine andere Stunde bei Frau von Lamballe. Bis zum Tod ergeben, — man hat es bei Gelegenheit gesehen. — war indessen die arme Prinzessin immer nur der Nothbehelf von Marie Antoinette gewesen, welche sie nach und nach verlassen hatte, um ihre unbeständige Gunst auf Andrée und auf die Damen Polignac zu übertragen. Doch die Königin kannte sie; sie brauchte nur einen Schritt ihrer wahren Freundin entgegen zu machen, und diese machte den übrigen Weg mit offenen Armen und offenem Herzen.

In den Tuilerien und seit der Rückkehr von Versailles bewohnte die Prinzessin von Lamballe den Pavillon de Flore, wo sie den wahren Salon von Marie Antoinette hielt, wie es Frau von Polignac in Trianon that. So oft die Königin einen großen Schmerz oder eine große Unruhe hatte, ging sie zu Frau von Lamballe, — ein Beweis, daß sie sich hier geliebt fühlte. Dann, ohne daß sie etwas zu sagen nöthig hatte, ohne nur die sanfte junge Frau zur Vertrauten ihres Schmerzes oder ihrer Unruhe zu machen, legte sie ihren Kopf auf diese lebendige Statue der Freundschaft, und die Thränen, welche den Augen der Königin entströmen, vermischten sich bald mit denen, welche aus den Augen der Prinzessin flossen.

O arme Märtyrin! wer wird es wagen, in der Dunkelheit der Alcoven zu suchen, ob die Quelle dieser Freundschaft rein oder verbrecherisch war, wenn die unerbittliche, erschreckliche Geschichte, mit den Füßen in Deinem Blute, ihm sagen wird, um welchen Preis Du sie bezahlt hast?

Dann nahm das Mittagsmahl eine weitere Stunde

Digitized by Google

hin. Man speiste in Familie mit Madame Elisabeth, Frau von Lamballe und den Kindern.

Beim Mahle waren die zwei erhabenen Tischgenossen sehr in sich gekehrt. Jedes von ihnen hatte ein Geheimniß vor dem Andern:

Die Königin die Sache Favras;

Der König die Sache Bouillé.

Ganz das Gegentheil vom König, der sein Heil lieber Allem, selbst der Revolution zu verdanken haben wollte, als dem Auslande, zog die Königin das Ausland Allem vor.

Uebrigens muß man sagen, das, was wir Franzosen das Ausland nennen, war für die Königin die Familie. Wie hätte sie dieses Volk, das ihre Soldaten tödtete, diese Weiber, die sie in den Höfen von Versailles beschimpft hatten, diese Männer, welche sie in ihren Gemächern ermorden wollten, diese Menge, die sie die Oesterreicherin nannte, in die Wagschale legen können mit den Königen, von denen sie Hülfe forderte, mit Joseph II., ihrem Bruder, mit Ferdinand I., ihrem Schwager, mit Karl IV., ihrem Geschwisterkinde durch den König, mit dem er näher verwandt war, als selbst der König mit den Orleans und den Condé.

Die Königin sah also in dieser Flucht, die sie vorbereitete, das Verbrechen nicht, dessen sie seitdem bezüchtigt wurde; sie sah im Gegentheil darin das einzige Mittel, die königliche Würde zu behaupten, und in der Rückkehr mit bewaffneter Hand, auf welche sie hoffte, die einzige Sühnung von der Höhe der Beleidigungen, die ihr widerfahren waren.

Wir haben das Herz des Königs entblößt gezeigt. Er mißtraute den Königen und den Prinzen. Er gehörte entfernt nicht der Königin an, wie Viele geglaubt haben, obgleich er Deutscher durch seine Mutter war; doch die Deutschen betrachten die Oesterreicher nicht als Deutsche.

Nein, der König gehörte den Priestern.

Digitized by Google

Er bestätigte alle Decrete gegen die Könige, gegen die Prinzen, gegen die Emigranten. Er setzte sein Veto auf das Decret gegen die Priester.

Für die Priester wagte er den 20. Juni, unterstützte er den 10. August, erduldete er den 21. Januar.

Der Papst, der keinen Heiligen aus ihm machen konnte, machte auch einen Märtyrer aus ihm.

Gegen ihre Gewohnheit blieb die Königin an diesem Tage wenig bei ihren Kindern. Sie fühlte wohl, daß sie, da ihr Herz nicht ganz dem König gehörte, zu dieser Stunde nicht das Recht auf Liebkosungen der Kinder hatte. Das Herz der Frau, dieses geheimnißvolle Eingeweide, das die Leidenschaft ausbrütet und die Reue auskriechen macht, kennt allein diese seltsamen Widersprüche.

Die Königin zog sich frühzeitig in ihre Wohnung zurück und schloß sich ein. Sie sagte, sie habe zu schreiben, und stellte Weber als Wache vor ihre Thüre.

Der König bemerkte übrigens wenig von diesem Rückzug, denn er war in seinem Geiste mit den allerdings geringeren, aber doch ernsten Ereignissen beschäftigt, von denen er, durch den Polizeilieutenant so eben in Kenntniß gesetzt, Paris bedroht wußte.

Diese Ereignisse bezeichnen wir hier mit zwei Worten.

Die Nationalversammlung hatte sich, wie wir gesehen, als vom König unzertrennlich erklärt, und sobald der König sich in Paris befand, war sie ihm dahin nachgefolgt.

Bis der für sie bestimmte Saal der Manége zu ihrer Aufnahme bereit war, hatte sie zum Orte ihrer Sitzungen den Saal des erzbischöflichen Palastes gewählt.

Hier hatte sie durch ein Decret den Titel König von Frankreich und Navarra in den König der Franzosen verwandelt.

Sie hatte die königlichen Formeln: „Nach unserem

vollen Wissen und unserer Machtvollkommenheit ..." geächtet, und an ihre Stelle die: „Ludwig durch die Gnade Gottes und das constitutionelle Staatsgesetz" decretirt.

Was bewies, daß die Nationalversammlung, wie alle parlamentarische Versammlungen, deren Tochter oder deren Ahn sie ist, sich oft mit nichtswürdigen Dingen beschäftigte, während sie sich mit sehr ernsten Dingen hätte beschäftigen sollen.

Sie hätte sich zum Beispiel mit der Nahrung von Paris, das buchstäblich Hungers starb, beschäftigen sollen.

Die Rückkehr von Versailles und die Uebersiedelung des Bäckers, der Bäckerin und des Bäckerjungen in die Tuilerien, hatten nicht die erwartete Wirkung hervorgebracht.

Es fehlte fortwährend an Mehl und Brod.

Alle Tage gab es Zusammenschaarungen vor der Thüre der Bäcker, und diese Zusammenschaarungen verursachten große Unordnungen. Wie aber denselben steuern?

Das Versammlungsrecht war geheiligt durch die Erklärung der Menschenrechte.

Doch die Nationalversammlung wußte nichts von Allem dem. Ihre Mitglieder waren nicht genöthigt, vor den Thüren der Bäcker Queue zu machen, und bekam zufällig eines von ihren Mitgliedern während der Sitzung Hunger, so war es sicher, in einer Entfernung von hundert Schritten frische kleine Brode zu finden bei einem Bäcker Namens François, der in der Rue du Marché-Palu, Bezirk von Notre-Dame, wohnte und, da er sechs bis acht Mal im Tage backte, immer eine Reserve für die Herren von der Nationalversammlung hatte.

Der Polizeilieutenant war also beschäftigt, Ludwig XVI. seine Befürchtungen in Betreff dieser Unordnungen mitzutheilen, welche sich an einem schönen Morgen in einen Aufstand verwandeln konnten, als Weber die Thüre

Digitized by Google

des kleinen Cabinets der Königin öffnete und mit halber Stimme meldete:

„Die Frau Gräfin von Charny.“

XXV.

Frau ohne Mann. — Liebende ohne Geliebten.

Obgleich die Königin selbst Andrée hatte zu sich rufen lassen, obgleich sie folglich die Meldung, die man ihr machte, erwartete, bebte sie doch am ganzen Leibe bei den fünf Worten, welche Weber ausgesprochen.

Die Königin konnte sich nicht verhehlen, daß zwischen ihr und Andrée bei jenem, so zu sagen, vom ersten Tage, wo sie sich als junge Mädchen im Schlosse Taverney gesehen, abgeschlossenen Vertrage ein Austausch von Freundschaft und von Dienstleistungen stattgefunden, bei welchem Marie Antoinette immer die Schuldnerin gewesen.

Nichts aber ist den Königen so lästig, als diese eingegangenen Verbindlichkeiten, besonders wenn sie an den tiefsten Wurzeln des Herzens festhalten.

Hieraus erfolgte, daß die Königin, welche Andrée holen ließ, im Glauben, sie habe ihr große Vorwürfe zu machen, als sie sich von Angesicht zu Angesicht der jungen Frau gegenüber fand, sich nun der Verbindlichkeiten erinnerte, die sie gegen sie hatte.

Was Andrée betrifft, sie war immer dieselbe: kalt, ruhig, rein wie der Diamant, aber auch schneidend und unverwundbar wie er.

Digitized by Google

Die Königin zögerte einen Augenblick, um sich zu besinnen, mit welchem Namen sie die weiße Erscheinung begrüßen sollte, die vom Schatten der Thüre in den Halbschatten des Zimmers überging und allmälig in den Lichtkreis eintrat, den die drei Kerzen des auf dem Tische stehenden Candelabers auswarfen.

Endlich streckte sie die Hand gegen ihre alte Freundin aus und sprach:

„Seien Sie willkommen, heute wie immer, Andrée."

So stark und so vorbereitet sie in den Tuilerien erschien, so war es doch nun an Andrée, zu beben. Sie hatte in diesen Worten, welche die Königin an sie gerichtet, eine Erinnerung an den Ton erkannt, in dem einst die Dauphine mit ihr sprach.

„Brauche ich Eurer Majestät zu sagen," erwiederte Andrée, die Frage mit ihrer gewöhnlichen Offenherzigkeit und Bestimmtheit adoptirend, „daß sie, würde sie immer so mit mir gesprochen haben, wie sie es so eben gethan, nicht nöthig gehabt hätte, wenn sie mit mir reden wollte, mich außerhalb des Palastes, den sie bewohnt, holen zu lassen?"

Nichts konnte der Königin besser dienen, als diese Art, auf welche Andrée in die Sache einging; sie nahm sie also wie eine Eröffnung auf, die sie zu benützen gedachte.

„Ach!" sagte sie, „Sie müßten es wissen, Sie, die Sie so schön, so keusch und so rein; Sie, deren Herz kein Haß getrübt hat; Sie, deren Seele keine Liebe verrückt hat; Sie, die die Wolken des Sturmes bedecken und verschwinden machen können wie einen Stern, welcher jedes Mal, wenn der Wind den Sturm fegt, glänzender am Firmament wiedererscheint! alle Frauen, selbst die höchst gestellten, haben nicht Ihre unerschütterliche Seelenruhe; ich aber besonders, die ich Sie um Beistand gebeten, und der Sie ihn so edelmüthig bewilligt . . ."

Digitized by Google

„Die Königin," erwiederte Andrée, „spricht von Zeiten, die ich vergessen hatte, und von denen ich glaubte, sie erinnere sich derselben nicht mehr."

„Die Antwort ist streng, Andrée," sprach die Königin, „und dennoch verdiene ich sie, und Sie haben Recht, sie mir zu geben; nein, es ist wahr, so lange ich glücklich gewesen bin, habe ich mich Ihrer aufopfernden Ergebenheit nicht erinnert, und zwar vielleicht, weil keine menschliche Macht, nicht einmal die königliche Macht mir ein Mittel bot, mich meiner Schuld gegen Sie zu entledigen; Sie mußten mich für undankbar halten, Andrée; aber vielleicht war das, was Sie für Undank hielten, nur Unvermögen."

„Ich hätte das Recht, Sie anzuschuldigen," versetzte Andrée, „würde ich je etwas gewünscht oder verlangt haben, und die Königin hätte sich meinem Wunsche widersetzt und mein Verlangen zurückgewiesen; aber wie soll ich mich beklagen, Madame, da ich nie etwas gewünscht oder verlangt habe?"

„Nun denn! soll ich es Ihnen sagen, meine liebe Andrée? gerade diese Art von Gleichgültigkeit in Betreff der Dinge dieser Welt erschreckt mich bei Ihnen; ja, Sie scheinen mir ein übermenschliches Wesen zu sein, ein Geschöpf von einer andern Sphäre durch einen Wirbel fortgetragen und unter uns geworfen, wie jene durch das Feuer geläuterten Steine, die, man weiß nicht, aus welcher Sonne fallen ... Hieraus geht hervor, daß man Anfangs erschrocken ist über seine Schwäche, wenn man sich derjenigen gegenüber befindet, welche nie schwach gewesen. Hernach aber beruhigt man sich, man sagt sich, die höchste Nachsicht liege in der höchsten Vollkommenheit; an der reinsten Quelle müsse man seine Seele waschen, und in einem Augenblicke tiefen Schmerzes thut man, was ich so eben gethan habe, Andrée, man ruft das übermenschliche Wesen zu sich, dessen Tadel man fürchtete, um es um seinen Trost zu bitten."

Digitized by Google

„Ach! Madame," erwiederte Andrée, wenn dies wirklich die Sache ist, die Sie von mir verlangen, so befürchte ich sehr, das Resultat entspricht der Erwartung nicht."

„Andrée! Andrée! Sie vergessen, bei welchem erschrecklichen Umstande Sie mich schon unterstützt und getröstet haben!" sagte die Königin.

Andrée erbleichte sichtbar. Als sie die Königin schwankend und die Augen geschlossen sah, wie Jemand, dessen Kraft entschwindet, machte sie eine Bewegung mit dem Arme und mit der Hand, um sie auf dasselbe Canapé zu ziehen, auf welchem sie saß; Andrée widersetzte sich aber und blieb stehen.

„Madame," sprach sie, „wenn Eure Majestät Mitleid mit ihrer getreuen Dienerin hätte, so würde sie ihr Erinnerungen ersparen, die von sich zu entfernen ihr beinahe gelungen war; es ist eine schlechte Trösterin, diejenige, welche von Niemand einen Trost verlangt, nicht einmal von Gott, weil sie bezweifelt, ob Gott selbst die Macht hat, bei gewissen Schmerzen zu trösten."

Die Königin heftete auf Andrée ihren klaren, tiefen Blick.

„Gewisse Schmerzen!" sagte sie; „Sie haben also noch andere Schmerzen, als die, welche Sie mir anvertraut?"

Andrée antwortete nicht.

„Sprechen Sie," fuhr die Königin fort, „die Stunde, uns zu erklären, ist gekommen, und ich habe Sie zu diesem Ende zu mir rufen lassen. Sie lieben Herrn von Charny?"

Andrée wurde bleich wie eine Todte, blieb aber stumm.

„Sie lieben Herrn von Charny?" wiederholte die Königin.

„Ja," antwortete Andrée.

Digitized by Google

Die Königin stieß einen Schrei aus wie eine verwundete Löwin.

„Oh!“ rief sie, „ich vermuthete es! . . . Und seit wann lieben Sie ihn?“

„Seit der ersten Stunde, wo ich ihn gesehen habe.“

Die Königin wich erschrocken vor dieser Marmorstatue zurück, welche gestand, daß sie eine Seele besitze.

„Oh!“ sprach sie, „und Sie haben geschwiegen?“

„Sie wissen es besser, als irgend Jemand, Madame.“

„Und warum dies?“

„Weil ich bemerkt habe, daß Sie ihn liebten.“

„Wollen Sie denn sagen, daß Sie ihn mehr liebten, als ich ihn liebte, da ich nichts gesehen habe?“

„Ah!“ versetzte Andrée mit Bitterkeit, „Sie haben nichts gesehen, weil er Sie liebte, Madame!“

„Ja . . . und ich sehe nun, weil er mich nicht mehr liebt. Das wollen Sie sagen, nicht wahr?“

Andrée blieb stumm.

„So antworten Sie doch!“ fuhr die Königin fort, indem sie Andrée nicht mehr bei der Hand, sondern beim Arme faßte; „gestehen Sie, daß er mich nicht mehr liebt!“

Andrée antwortete weder durch ein Wort, noch durch eine Geberde, noch durch ein Zeichen.

„Wahrhaftig,“ rief die Königin, „das ist um zu sterben! . . . . Aber tödten Sie mich doch auf der Stelle, indem Sie mir sagen, daß er mich nicht mehr liebt! . . . Nicht wahr, er liebt mich nicht mehr?“

„Die Liebe oder die Gleichgültigkeit des Herrn Grafen von Charny sind seine Geheimnisse; es ist nicht meine Sache, sie zu entschleiern,“ erwiederte Andrée.

„Oh! seine Geheimnisse . . . nicht die Geheimnisse von ihm allein; denn ich setze voraus, daß er Sie zur Vertrauten genommen hat!“ sprach die Königin mit Bitterkeit.

„Nie hat mir der Herr Graf von Charny ein Wort von seiner Liebe für Sie oder von seiner Gleichgültigkeit gegen Sie gesagt."

„Nicht einmal diesen Morgen?"

„Ich habe den Herrn Grafen von Charny diesen Morgen nicht gesehen."

Die Königin heftete auf Andrée einen Blick, der in die tiefste Tiefe ihres Herzens zu dringen suchte.

„Wollen Sie sagen, Sie wissen nichts von der Abreise des Grafen?"

„Ich will das nicht sagen."

„Woher ist Ihnen aber diese Abreise bekannt, wenn Sie Herrn von Charny nicht gesehen haben?"

„Er hat mir geschrieben, um sie mir mitzutheilen."

„Ah!" rief die Königin, „er hat Ihnen geschrieben?"

Und wie Richard III. in einem äußersten Augenblick ausgerufen: „Ein Königreich für ein Pferd!" so war Marie Antoniette nahe daran, zu rufen: „Meine Krone für diesen Brief!"

Andrée begriff diesen glühenden Wunsch der Königin; aber sie wollte sich die Freude machen, ihre Nebenbuhlerin einen Augenblick in der Angst zu lassen.

„Und dieser Brief, den Ihnen der Graf in der Stunde seiner Abreise geschrieben hat . . . ich bin überzeugt, Sie haben ihn nicht bei sich?"

„Sie irren sich, Madame," erwiederte Andrée, „hier ist er."

Und sie zog aus ihrer Brust den von ihrer Wärme lauen und von ihrem Wohlgeruche duftenden Brief und reichte ihn der Königin.

Diese nahm ihn schauernd, preßte ihn einen Augenblick zwischen ihren Fingern, da sie nicht wußte, ob sie ihn behalten oder zurückgeben sollte, und schaute Andrée mit zusammengezogenen Brauen an; dann warf sie fern von sich alles Zögern und sagte:

Digitized by Google

„Oh! die Versuchung ist zu stark.“

Und sie öffnete den Brief, neigte sich gegen das Licht des Candelabers und las wie folgt:

„Madame,

„Ich verlasse Paris in einer Stunde auf den ausdrücklichen Befehl des Königs.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wohin ich gehe, warum ich reise, noch wie lange ich von Paris abwesend sein werde; lauter Dinge, an denen Ihnen wahrscheinlich sehr wenig gelegen ist, welche Ihnen mitzutheilen ich indessen wohl ermächtigt zu sein gewünscht hätte.

„Einen Augenblick hatte ich die Absicht, mich zu Ihnen zu begeben, um Ihnen meine Abreise mündlich anzukündigen, aber ich wagte es nicht, dies ohne Ihre Erlaubniß zu thun . . .“

Die Königin wußte, was sie zu wissen wünschte, sie wollte den Brief Andrée zurückgeben, doch diese, als hätte sie zu befehlen, und nicht zu gehorchen gehabt, sprach:

„Gehen Sie bis zum Ende, Madame.“

Die Königin las weiter:

„Ich habe die letzte Sendung, die man mir angeboten, ausgeschlagen, weil ich armer Narr damals glaubte, irgend eine Sympathie halte mich in Paris zurück; seitdem habe ich aber leider den Beweis vom Gegentheil erlangt, und ich ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, mich von den Herzen zu entfernen, denen ich gleichgültig bin.

„Sollte es mir während dieser Reise ergehen, wie dem unglücklichen Georges, so sind alle meine Maßregeln getroffen, Madame, daß Sie zuerst von dem Unglück, das mir widerfahren, und von der Freiheit, die Ihnen zurückzugeben wäre, unterrichtet werden. Dann erst,

Madame, werden Sie erfahren, welche tiefe Bewunderung in meinem Herzen Ihre erhabene Ergebenheit entstehen gemacht hat, die so schlecht belohnt wurde von derjenigen, welcher Sie, jung, schön und geboren, um glücklich zu sein, Jugend, Schönheit und Glück geopfert.

„Alles, was ich mir dann von Gott und von Ihnen erbitte, ist, daß Sie ein Andenken bewilligen dem Unglücklichen, der so spät den Werth des Schatzes, den er besaß, erkannt hat.

„Alle Ehrfurcht des Herzens,

„Graf Olivier von Charny."

Die Königin reichte den Brief Andrée, die ihn diesmal wieder nahm, und ließ mit einem Seufzer an ihrer Seite ihre träge, beinahe leblose Hand hinabfallen.

„Nun, Madame," fragte Andrée, „sind Sie verrathen? habe ich, ich sage nicht das Versprechen, das ich Ihnen geleistet, denn ich habe Ihnen nie ein Versprechen geleistet, sondern das Vertrauen verletzt, das Sie in mich gesetzt?"

„Verzeihen Sie mir, Andrée," erwiederte die Königin. „Oh! ich habe so sehr gelitten! . . ."

„Sie haben gelitten! . . . Sie wagen es, vor mir zu sagen, Sie haben gelitten, Madame! Und ich, was soll ich dann sagen? . . . Oh! ich werde nicht sagen, ich habe gelitten, denn ich will nicht ein Wort gebrauchen, dessen sich eine andere Frau schon bedient hat, um denselben Gedanken zu bezeichnen. Nein, ich müßte ein neues, unbekanntes, unerhörtes Wort haben, welches der Inbegriff aller Schmerzen, der Ausdruck aller Qualen wäre . . . Sie haben gelitten . . . und dennoch, Madame, haben Sie nicht den Mann, den Sie liebten, gleichgültig gegen diese Liebe, auf den Knieen und sein Herz in den Händen, einer andern Frau sich zuwenden sehen; Sie haben nicht Ihren Bruder, der eifersüchtig auf diese

Digitized by Google

ndere Frau, welche er in der Stille und wie ein Heide seine Gottheit anbetete, sich mit dem Manne, den Sie liebten, sich schlagen sehen; Sie haben nicht den Mann, den Sie liebten, durch Ihren Bruder auf eine Art verwundet, die man einen Augenblick für tödtlich hielt, in seinem Delirium nur nach dieser andern Frau rufen hören, deren Vertraute Sie waren; Sie haben nicht diese andere Frau wie einen Schatten durch die Corridors schlüpfen sehen, wo Sie selbst umsonst wachten, um diese Töne des Deliriums zu hören, welche bewiesen, daß eine wahnsinnige Liebe, wenn sie auch nicht über das Leben hinausreichte, diese doch wenigstens bis an die Schwelle des Grabes begleitete: Sie haben diesen Mann nicht, durch ein Wunder der Natur und der Wissenschaft ins Leben zurückkehrend, sich aus seinem Bette erheben sehen, um Ihrer Nebenbuhlerin zu Füßen zu fallen . . . Ihre Nebenbuhlerin, ja, Madame, denn in der Liebe mißt man nach der Größe der Liebe die Gleichheit der Rangstufen; Sie haben sich hernach nicht, in Ihrer Verzweiflung, mit fünfundzwanzig Jahren in ein Kloster zurückgezogen und zu den eisigen Füßen eines Crucifixes die Liebe, die Sie verzehrte, auszulöschen gesucht; dann, eines Tags, als Sie nach einem Jahre von Gebeten, von Schlaflosigkeiten, von Fasten, von ohnmächtigen Wünschen, von Schmerzensschreien, die Flamme, die Sie verzehrte, nicht gelöscht, wohl aber eingeschläfert zu haben glaubten, haben Sie nicht diese Nebenbuhlerin, Ihre alte Freundin, welche nichts begriffen, nichts errathen hatte, Sie in Ihrer Einsamkeit aufsuchen sehen, um Sie zu bitten . . . was? . . . um Sie im Namen einer alten Freundschaft, welche die Leiden nicht hatten schwächen können, im Namen ihres Heiles als Gattin, im Namen der gefährdeten königlichen Majestät zu bitten, die Frau zu werden . . . von wem? . . . von diesem Manne, den Sie seit drei Jahren anbeteten! — Frau ohne Gatten, wohlverstanden, ein einfacher Schleier zwischen die Blicke der Menge und das Glück Anderer

geworfen, wie ein Tuch zwischen einem Leichname und der Welt ausgebreitet wird; Sie haben nicht, beherrscht, nicht durch das Mitleid, die eifersüchtige Liebe hat keine Barmherzigkeit, — und Sie wissen das wohl, Madame, Sie, die Sie mich geopfert; Sie haben nicht, beherrscht durch die Pflicht die ungeheuere Aufopferung angenommen; Sie haben nicht den Priester Sie fragen hören, ob Sie zum Gatten einen Mann nehmen, der nie Ihr Gatte sein werde; Sie haben nicht gefühlt, wie Ihnen dieser Mann an den Finger einen goldenen Ring steckte, der, das Pfand eines ewigen Bundes, für Sie nur ein leeres, bedeutungsloses Symbol war; Sie haben nicht eine Stunde nach der Trauungsfeierlichkeit Ihren Gatten verlassen, um ihn nur als Liebhaber Ihrer Nebenbuhlerin wiederzusehen! . . . Ah! Madame! Madame! die abgelaufenen drei Jahre sind drei grausame Jahre, das sage ich Ihnen!"

Die Königin hob ihre kraftlose Hand auf, um die Hand von Andrée zu suchen.

Andrée zog die ihrige zurück.

„Ich, ich hatte nichts versprochen," sagte sie, „und dies habe ich gehalten; Sie, Madame," fuhr die junge Frau fort, die sich zur Anklägerin machte, „Sie hatten mir zwei Dinge versprochen."

„Andrée! Andrée!" rief die Königin.

„Sie hatten mir versprochen, Herrn von Charny nicht wiederzusehen; ein Versprechen, das um so heiliger war, als ich es nicht von Ihnen verlangte."

„Andrée!"

„Dann hatten Sie mir versprochen, — oh! diesmal schriftlich, — Sie hatten mir versprochen, mich wie eine Schwester zu behandeln; ein Versprechen, das um so heiliger war, als ich nicht darum nachgesucht hatte."

„Andrée!"

„Muß ich Sie an die Worte dieses Versprechens erinnern, das Sie mir in einem feierlichen Augenblick

Digitized by Google

geleistet, in einem Augenblick, wo ich Ihnen mein Leben..: mehr als mein Leben . . . meine Liebe . . . das heißt, mein Glück auf dieser Welt und mein Heil in der andern geopfert hatte . . . Ja, mein Heil in der andern, denn man sündigt nicht nur durch Handlungen, Madame, und wer sagt mir, der Herr werde mir meine wahnsinnigen Begierden, meine gottlosen Wünsche vergeben? Nun wohl! in jenem Augenblick, wo ich Ihnen Alles geopfert, haben Sie mir ein Billet übergeben; dieses Billet sehe ich noch, jeder Buchstabe flammt vor meinen Augen; dieses Billet war in folgenden Worten abgefaßt:

„Andrée, Sie haben mich gerettet! Meine Ehre kommt mir von Ihnen zu, mein Leben gehört Ihnen! Im Namen dieser Ehre, die Sie so viel gekostet, schwöre ich Ihnen, daß Sie mich Ihre Schwester nennen können. Versuchen Sie es, Sie werden mich nicht erröthen sehen.

„Ich lege diese Schrift in Ihre Hand; es ist das Pfand meiner Dankbarkeit; es ist die Mitgift, die ich Ihnen schenke.

„Ihr Herz ist das edelste von allen Herzen; es wird mir Dank wissen für das Geschenk, das ich Ihnen biete.

„Marie Antoinette."

Die Königin stieß einen Seufzer kleinmüthiger Niedergeschlagenheit aus.

„Ja, ich begreife," sagte Andrée, „weil ich dieses Billet verbrannte, glaubten Sie, ich habe es vergessen? . . . Nein, nein, Madame, Sie sehen, daß ich jedes Wort behalten habe, und je mehr Sie sich nicht mehr desselben zu entsinnen schienen, desto mehr erinnerte ich mich."

„Oh! verzeih mir, verzeih mir, Andrée . . . Ich glaubte, er liebe Dich."

„Sie glaubten also, es sei ein Gesetz des Herzens, daß er, wenn er Sie weniger liebe, Madame, eine Andere lieben müsse?"

Digitized by Google

Andrée hatte so viel gelitten, daß sie ebenfalls grausam wurde.

„Sie auch, Sie haben also auch bemerkt, er liebe mich weniger?“ sagte die Königin mit einem Ausdruck des Schmerzes.

Andrée antwortete nicht. Sie schaute nur die Königin erstaunt an, und etwas wie ein Lächeln trat auf ihre Lippen.

„Aber was soll ich thun, mein Gott, was soll ich thun, um diese Liebe, das heißt mein Leben, das entschwindet, zurückzuhalten? Oh! wenn Du das weißt, Andrée, meine Schwester, meine Freundin, sage es mir, ich flehe Dich an, ich beschwöre Dich! . . .“ rief die Königin.

Und sie streckte ihre beiden Hände gegen Andrée aus.

Andrée wich einen Schritt zurück.

„Kann ich das wissen, Madame,“ erwiederte sie, „ich, die er nie geliebt hat?“

„Ja, aber er kann Dich lieben . . . Eines Tages kann er Dir auf den Knieen Abbitte thun, er kann Dich um Verzeihung anflehen für Alles, was er Dich hat leiden lassen; und, mein Gott! die Leiden sind so schnell in den Armen desjenigen, welchen man liebt, vergessen! Die Verzeihung ist so rasch demjenigen, welcher uns hat leiden lassen, bewilligt!“

„Wohl denn! kommt dieses Unglück, — ja das wäre wahrscheinlich ein Unglück für Beide, Madame; — vergessen Sie, daß ich, ehe ich die Frau von Charny würde, ihm ein Geheimniß mitzutheilen, ein Geständniß zu machen hätte, ein erschreckliches Geheimniß, ein gräßliches Geständniß, welches auf der Stelle diese Liebe, die Sie fürchten, tödten würde? Vergessen Sie, daß ich ihm zu erzählen hätte, was ich Ihnen erzählt habe?“

„Sie würden ihm sagen, Sie seien von Gilbert entehrt worden? . . . Sie würden ihm sagen, Sie haben ein Kind?“

Digitized by Google

„Ja, wahrhaftig, Madame," erwiederte Andrée, „für wen halten Sie mich denn, daß Sie einen solchen Zweifel offenbaren?"

Die Königin athmete.

„Sie würden also nichts thun, um es zu versuchen, Herrn von Charny zu Ihnen zurückzuführen?" fragte sie.

„Nein, Madame, ebenso wenig in der Zukunft, als ich in der Vergangenheit etwas gethan habe."

„Werden Sie ihm nicht sagen, werden Sie ihn nicht vermuthen lassen, daß Sie ihn lieben?"

„Wenn er nicht kommt und mir sagt, er liebe mich, nein, Madame."

„Und wenn er Ihnen sagt, er liebe Sie, wenn Sie ihm sagen, Sie lieben ihn, Sie schwören mir . . ."

„Oh! Madame," unterbrach Andrée die Königin.

„Ja," sprach die Königin, „ja, Sie haben Recht, Andrée, meine Schwester, meine Freundin, und ich bin ungerecht, anspruchsvoll, grausam. Oh! doch wenn Alles mich verläßt, Freunde, Macht, Ruf, dann möchte ich wenigstens, daß diese Liebe, der ich Ruf, Macht, Freunde opfern würde, mir bliebe."

„Und nun, Madame," sagte Andrée mit der eisigen Kälte, welche sie nicht einen Augenblick verlassen hatte, als sie von den von ihr ausgestandenen Qualen sprach; „haben Sie noch über einen andern Gegenstand Auskunft zu verlangen . . . haben Sie mir einige neue Befehle zu ertheilen?"

„Nein, ich danke. Ich wollte Ihnen meine Freundschaft wiedergeben, und Sie schlagen Sie aus . . . Leben Sie wohl, Andrée; nehmen Sie wenigstens meine Dankbarkeit mit."

Andrée machte mit der Hand eine Geberde, welche dieses zweite Gefühl ebenso zurückzustoßen schien, wie sie das erste zurückgestoßen hatte, und nach einer kalten, tiefen Verneigung ging sie langsam und stillschweigend wie eine Erscheinung hinaus.

Digitized by Google

„Oh! Du haſt ſehr Recht, Eiskörper, Demantherz, Feuerſeele, daß Du weder meine Dankbarkeit, noch meine Freundſchaft willſt; ich fühle es, — und ich bitte den Herrn deshalb um Verzeihung — ich haſſe Dich, wie ich nie einen Menſchen gehaßt habe . . . denn wenn er Dich nicht liebt . . . oh! ich bin feſt überzeugt, er wird Dich eines Tags lieben! . . ."

Dann rief ſie Weber und fragte ihn:

„Weber, haſt Du Herrn Gilbert geſehen?"

„Ja, Eure Majeſtät," antwortete der Kammerdiener.

„Um welche Stunde wird er morgen früh kommen?"

„Um zehn Uhr, Madame."

„Es iſt gut, Weber; ſage meinen Frauen, ich werde heute Abend ohne ſie zu Bette gehen, und leidend und müde wie ich bin, wünſche ich, daß man mich morgen bis zehn Uhr ſchlafen laſſe . . . Die erſte und einzige Perſon, die ich empfange, wird der Doctor Gilbert ſein."

XXVI.

Der Bäcker François.

Wir werden es verſuchen, zu ſchildern, wie dieſe Nacht für die zwei Frauen verlief.

Erſt um neun Uhr finden wir die Königin wieder, die Augen durch die Thränen geröthet, die Wangen durch die Schlafloſigkeit gebleicht. Um acht Uhr, das heißt bei Tagesanbruch, denn man befand ſich in der traurigen Jahreszeit, in der die Tage kurz und düſter ſind, um acht

Uhr hatte sie das Bett verlassen, wo sie vergebens während der ersten Stunden der Nacht Ruhe gesucht, und wo sie während der letzten nur einen fieberhaften, bewegten Schlaf gefunden.

Seit einigen Augenblicken, obgleich nach den gegebenen Befehlen Niemand in ihr Zimmer zu treten wagte, hörte sie um ihre Wohnung das Hin- und Herlaufen, das plötzliche Gelärme und das anhaltende Geräusch, was anzeigt, daß außen etwas Ungewöhnliches vor sich geht.

In diesem Augenblick war die Toilette der Königin beendigt; die Pendeluhr schlug die neunte Stunde.

Mitten unter allen diesen verworrenen Geräuschen, welche in den Gängen zu laufen schienen, hörte sie die Stimme von Weber Stillschweigen fordern.

Sie rief dem getreuen Kammerdiener.

Auf der Stelle hörte jedes Geräusch auf.

Die Thüre öffnete sich.

„Was gibt es denn, Weber?" fragte die Königin; „was geht denn im Schlosse vor, und was bedeuten alle diese Geräusche?"

„Majestät," erwiederte Weber, „es scheint, es ist Lärmen auf der Seite der Cité."

„Lärmen!" versetzte die Königin, „und aus welchem Anlaß?"

„Man weiß es noch nicht, Majestät, doch man sagt, es bilde sich ein Aufstand wegen des Brodes."

Früher wäre der Königin der Gedanke nicht gekommen, es gebe Leute, welche Hungers sterben; aber seitdem sie auf der Fahrt von Versailles den Dauphin Brod von ihr hatte fordern hören, ohne daß sie ihm geben konnte, begriff sie, was die Hungersnoth war.

„Arme Leute!" murmelte sie, indem sie sich der Worte, die sie auf dem Wege gehört, und der Erklärung erinnerte, die ihr Gilbert von diesen Worten gegeben hatte. „Arme Leute! sie sehen nun wohl, daß es weder

Digitized by Google

die Schuld des Bäckers, noch die der Bäckerin ist, wenn sie kein Brod haben."

Dann fragte sie laut:

„Und befürchtet man, es werde ernst?"

„Ich vermöchte es Eurer Majestät nicht zu sagen. Nicht zwei Berichte gleichen sich," erwiederte Weber.

„Nun denn!" sprach die Königin, „lauf bis zur Citè, Weber, das ist nicht weit von hier; sieh mit Deinen Augen, was vorgeht, und komm und melde es mir."

„Und der Herr Doctor Gilbert?" fragte der Kammerdiener.

„Sage Campan oder Misery, daß ich ihn erwarte, und die Eine oder die Andere wird ihn bei mir einführen."

In dem Augenblick aber, wo Weber zu verschwinden im Begriffe war, rief ihm die Königin nach:

„Schärfe den Leuten ein, daß sie den Doctor nicht warten lassen, Weber; er, der von Allem unterrichtet ist, wird uns erklären, was vorgeht."

Weber verließ das Schloß, erreichte das Pförtchen des Louvre, eilte auf die Brücke, und geleitet durch das Geschrei, der Woge folgend, die gegen den erzbischöflichen Palast rollte, kam er auf den Notre-Dame-Platz.

Je mehr er gegen das alte Paris vorgerückt war, desto mehr war die Menge angewachsen, desto lebhafter war das Geschrei geworden.

Unter diesem Geschrei oder vielmehr unter diesem Gebrülle hörte man von jenen Stimmen, wie man sie nur am Himmel an Sturmtagen und auf der Erde an Revolutionstagen hört; man vernahm Stimmen, welche riefen:

„Das ist ein Aushungerer! Tödtet ihn! tödtet ihn! An die Laterne!"

Und Tausende von Stimmen, welche nicht einmal wußten, wovon die Rede war, und unter denen man die

Digitized by Google

der Weiber unterschied, wiederholten im Vertrauen und in der Erwartung von einem der Schauspiele, die das Herz der Menge immer vor Freude springen machen:

„Das ist ein Aushungerer! Tödtet ihn! An die Laterne!"

Plötzlich fühlte sich Weber von einer von jenen heftigen Erschütterungen getroffen, wie sie bei einer großen Menschenmasse stattfinden, wenn sich eine Strömung bildet, und er sah durch die Rue Chanoinesse eine menschliche Woge, einen lebendigen Katarakt kommen, in dessen Mitte sich ein unglücklicher bleicher Mensch in zerrissenen Kleidern zerarbeitete.

Auf ihn hatte es all dieses Volk abgesehen; gegen ihn erhoben sich alle diese Schreie, all dies Gebrülle, alle diese Drohungen.

Ein einziger Mann vertheidigte ihn gegen diese Menge; ein einziger Mann bildete einen Damm gegen diesen menschlichen Strom.

Dieser Mann, der eine Aufgabe des Mitleids unternommen hatte, welche die Kräfte von zehn Menschen, von zwanzig Menschen, von hundert Menschen überstieg, war Gilbert.

Allerdings fingen Einige aus der Menge, die ihn erkannt hatten, an zu rufen:

„Es ist der Doctor Gilbert, ein Patriot, der Freund von Herrn Lasayette und von Herrn Bailly. Hören wir den Doctor Gilbert."

Auf diese Rufe fand einen Augenblick ein Halt statt, etwas wie jene vorübergehende Stille, die sich auf den Wellen zwischen zwei Windstößen ausbreitet.

Weber benützte dies, um sich einen Weg bis zu dem Doctor zu bahnen.

Es gelang ihm mit großer Mühe.

„Herr Doctor Gilbert," sagte der Kammerdiener.

Gilbert wandte sich nach der Seite um, woher die Stimme kam.

Digitized by Google

„Ah! Sie sind es, Weber?" versetzte der Doctor.

Dann winkte er ihn zu sich und sagte ihm leise:

„Gehen Sie und melden Sie der Königin, ich werde vielleicht später kommen, als sie mich erwartet. Ich bin beschäftigt, einen Menschen zu retten."

„Oh! ja, ja!" rief der Unglückliche, der diese letzten Worte hörte, „nicht wahr, Sie werden mich retten, Doctor? . . . Sagen Sie ihnen, ich sei unschuldig, sagen Sie ihnen, meine Frau sei guter Hoffnung . . . Ich schwöre Ihnen, daß ich kein Brod verborgen habe, Doctor."

Doch als hätten diese Klage und diese Bitte den halb erloschenen Zorn und Haß wieder in Brand gesteckt, verdoppelte sich das Geschrei, und die Drohungen suchten sich in Thätlichkeiten zu verwandeln.

„Meine Freunde," rief Gilbert, mit einer übermenschlichen Stärke gegen die Wüthenden kämpfend, „dieser Mensch ist ein Franzose, ein Bürger wie Ihr; man kann, man darf einen Menschen nicht umbringen, ohne ihn zu hören. Führt ihn zum Districte, und hernach wird man sehen."

„Ja!" riefen einige Stimmen, welche denjenigen gehörten, die den Doctor erkannt hatten.

„Herr Gilbert," sagte der Kammerdiener der Königin, „halten Sie fest. Ich will die Officiere vom District benachrichtigen . . . der District ist nur ein paar Schritte entfernt; in fünf Minuten werden sie hier sein."

Und er entschlüpfte und verschwand durch die Menge, ohne nur die Gutheißung von Gilbert abzuwarten.

Fünf bis sechs Personen waren indessen dem Doctor zu Hülfe gekommen und hatten aus ihren Leibern eine Art Verschanzung für den Unglücklichen gemacht.

Dieser Wall, so schwach er war, hielt für den Augenblick die Mörder im Zaume, welche indessen mit ihrem Geschrei die Stimme des Doctors und die der

Digitized by Google

guten Bürger, die sich ihm angeschlossen hatten, zu bedecken fortfuhren.

Zum Glück entsteht nach fünf Minuten eine Bewegung in der Menge, ein Gemurmel folgt darauf, und dieses Gemurmel übersetzt sich durch die Worte:

„Die Officiere vom District! die Officiere vom District!"

Vor den Officieren vom District verstummen die Drohungen, tritt die Menge zurück. Die Mörder haben wahrscheinlich das Losungswort noch nicht.

Man führt den Unglücklichen nach dem Stadthause.

Er hat sich an den Doctor angehängt, er hält ihn beim Arme, er will ihn nicht loslassen.

Wer ist nun dieser Mensch?

Wir wollen es Ihnen sogleich sagen.

Es ist ein armer Bäcker Namens Denis François, derselbe, dessen Namen wir schon ausgesprochen, und der die kleinen Brode den Herren von der Nationalversammlung lieferte.

Am Morgen ist eine Frau in sein Magazin in der Rue du Marché-Palu in dem Augenblick eingetreten, wo er sein sechstes Gebäck*) Brod ausgetheilt hat und das siebente zu bereiten anfängt.

Die alte Frau fordert einen Laib Brod.

„Es ist keiner mehr da," antwortet François, „aber wartet auf mein siebentes Gebäck, und Ihr sollt zuerst bedient werden."

„Ich will sogleich Brod haben," entgegnet die Frau; „hier ist Geld."

„Wenn ich Euch sage, daß keines mehr da ist..." versetzt der Bäcker.

„Laßt mich sehen."

„Oh! tretet ein, seht, sucht, das ist mir ganz lieb."

---

*) Ofen voll.

Digitized by Google

Die alte Frau tritt ein, sucht, riecht, durchstöbert, öffnet einen Schrank und findet in diesem Schranke drei altbackene Brodlaibe, jeden von vier Pfund, welche die Knechte für sich aufbewahrt hatten.

Sie nimmt einen, geht ab, ohne zu bezahlen, und auf die Reclamation des Bäckers wiegelt sie das Volk auf und schreit, François sei ein Aushungerer, und er verberge die Hälfte von seinem Geback.

Der Ruf Aushungerer bezeichnete zu einem beinahe gewissen Tod denjenigen, welcher der Gegenstand desselben war.

Ein ehemaliger Dragoner-Werber, genannt Fleur d'Epine, der in einer Schenke gegenüber trank, tritt aus dieser Schenke und wiederholt mit einer weingrünen Stimme den von der Alten ausgestoßenen Schrei.

Bei diesem doppelten Geschrei läuft das Volk brüllend herbei, erkundigt sich, erfährt, wovon die Rede ist, wiederholt die ausgestoßenen Schreie, stürzt nach der Bude des Bäckers, überwältigt die vier Mann Wache, welche die Polizei vor seine Thüre, wie vor die seiner Zunftgenossen gestellt hatte, verbreitet sich im Magazin, und findet außer den zwei von der Alten zurückgelassenen und denuncirten altgebackenen Laiben Brod zehn Dutzend frische kleine Brode, welche für die Deputirten, die ihre Sitzungen im erzbischöflichen Palaste, das heißt, hundert Schritte von François, halten, reservirt worden waren.

Von da an ist der Unglückliche verurtheilt; es ist nicht mehr eine Stimme, es sind hundert Stimmen, es sind tausend Stimmen, welche schreien: „Auf den Aushungerer!"

Eine ganze Menge brüllt: „An die Laterne!"

In diesem Augenblick wird der Doctor Gilbert, der von einem Besuche bei seinem Sohne zurückkommt, den er wieder zum Abbé Bérardier, ins Collége Louis le Grand, geführt hatte, durch den Lärmen herbeigezogen; er sieht

Digitized by Google

ein ganzes Volk, das den Tod eines Menschen verlangt, und eilt diesem Menschen zu Hülfe.

Hier hatte er mit ein paar Worten von François erfahren, um was es sich handelte; er hatte die Unschuld des Bäckers erkannt und ihn zu vertheidigen gesucht.

Da hatte die Menge zugleich den unglücklichen Bedrohten und seinen Vertheidiger, Beide in dasselbe Anathem hüllend und bereit, Beide mit einem Schlage niederzuschmettern, mitfortgerissen.

In diesem Augenblick war Weber, von der Königin abgesandt, auf den Notre-Dame-Platz gekommen und hatte Gilbert erkannt.

Wir haben gesehen, wie nach dem Abgange von Weber die Officiere vom Districte erschienen und der unglücklichen Bäcker unter Bedeckung nach dem Stadthause geführt wurde.

Angeklagter, Wachen des Districts, gereizter, aufgebrachter Pöbel, Alles drang durch einander in das Stadthaus ein, dessen Platz alsbald gefüllt war mit Arbeitern ohne Arbeit und Hungers sterbenden armen Teufeln, welche immer bereit, sich in alle Meutereien zu mischen und Jedem, der in den Verdacht gerieth, die Ursache der öffentlichen Noth zu sein, einen Theil von dem Elend, das sie erduldeten, zurückzugeben.

Kaum war auch der unglückliche François unter der gähnenden Halle des Stadthauses verschwunden, als das Geschrei sich verdoppelte.

Es schien allen diesen Menschen, man habe ihnen eine Beute, die ihnen gehörte, entführt.

Individuen mit Unheil weissagenden Gesichtern durchfurchten die Menge und flüsterten ihr zu:

„Es ist ein vom Hofe bezahlter Aushungerer, darum will man ihn retten.“

Und die Worte: „Es ist ein Aushungerer! es ist ein Aushungerer!“ schlängelten sich durch diesen ausgehungerten

Pöbel wie die Lunte eines Feuerwerks, allen Haß entzündend, allen Zorn in Brand steckend.

Zum Unglück war es noch sehr früh am Morgen, und Keiner von den Männern, welche Gewalt über das Volk hatten, — weder Bailly, noch Lafayette, — war da.

Sie wußten es wohl, diejenigen, welche in den Gruppen wiederholten: „Es ist ein Aushungerer! es ist ein Aushungerer!“

Endlich, da man den Angeklagten nicht wieder erscheinen sah, verwandelten sich die Schreie in ein ungeheures Hurrah, die Drohungen in ein allgemeines Gebrülle.

Die Menschen, von denen wir gesprochen, schlüpften unter der Halle durch, krochen längs der Treppen hin und drangen bis in den Saal ein, wo der unglückliche Bäcker war, den Gilbert nach seinen besten Kräften vertheidigte.

Die Nachbarn von François ihrerseits, welche beim Tumulte herbeigelaufen waren, bestätigten, er habe seit dem Anfange der Revolution die größten Beweise von Eifer gegeben; er habe bis zehn Ofen voll jeden Tag gebacken; wenn es seinen Zunftgenossen an Mehl gefehlt, habe er ihnen von dem seinigen gegeben; um sein Publikum rascher zu bedienen, habe er außer seinem Ofen den eines Zuckerbäckers gemiethet, wo er sein Holz trocknen lasse.

Am Ende der Aussagen und Angaben ist erwiesen, daß dieser Mann, statt einer Strafe, eine Belohnung verdient.

Doch auf dem Platze, auf den Treppen, im Saale sogar schreit man fortwährend: „Er ist ein Aushungerer!“ und fordert den Tod des Schuldigen.

Plötzlich findet ein unerwarteter Einbruch in den Saal statt; er öffnet die Glieder der Nationalgarde, welche François umgeben, und trennt ihn von seinen Be-

Digitized by Google

schützern. Gegen das improvisirte Tribunal zurückgestoßen, sieht Gilbert zwanzig Arme sich erheben. Von ihnen gepackt, zurückgezogen, harpunirt, schreit der Angeklagte um Hülfe, streckt flehend seine Hände aus, aber umsonst... Vergebens macht Gilbert eine verzweifelte Anstrengung, um ihn zu erreichen; die Oeffnung, durch welche der Unglückliche allmälig verschwindet, schließt sich wieder hinter ihm. Wie ein von einem Wirbel angezogener Schwimmer, hat er einige Secunden, die Hände krampfhaft geballt, die Verzweiflung in den Augen, die Stimme in der Kehle erstickt, gekämpft; dann hat ihn die Woge wieder bedeckt, der Schlund hat ihn verschlungen!

Von diesem Augenblick an ist er verloren.

Oben von den Treppen herabgerollt, hat er auf jeder Stufe eine Wunde erhalten. Unter der Halle ist sein ganzer Leib schon nur eine große Wunde.

Es ist nicht mehr das Leben, um was er bittet, es ist der Tod!

Wo verbarg sich denn der Tod zu jener Zeit, daß er so bereit war, herbeizulaufen, wenn man ihn rief?

In einer Secunde ist der Kopf des unglücklichen François vom Leibe getrennt und erhebt sich auf der Spitze eines Spießes.

Bei dem Geschrei auf der Straße stürzen die Aufrührer, die sich auf den Treppen und in den Sälen befinden, rasch die Stufen hinab. Man muß das Schauspiel bis zum Ende sehen.

Es ist etwas Merkwürdiges, ein Kopf auf der Spitze eines Spießes; seit dem 6. October hat man keinen mehr gesehen, und man ist am 21.

„Oh! Billot! Billot!" murmelte Gilbert, während er aus dem Saale eilte, „wie glücklich bist Du, daß Du Paris verlassen hast!"

Er war über den Grève-Platz, dem Ufer der Seine folgend, gegangen und hatte diesen Spieß, diesen blutigen Kopf und das brüllende Geleite sich über den Pont-Neuf

Digitized by Google

entfernen lassen, als er auf der Hälfte des Quai Pelletier fühlte, daß man seinen Arm berührte.

Er richtete den Kopf auf, gab einen Schrei von sich, wollte stehen bleiben und sprechen; aber der Mann, den er erkannt hatte, schob ihm ein Billet in die Hand, legte einen Finger auf seinen Mund und entfernte sich, gegen den bischöflichen Palast zuschreitend.

Ohne Zweifel wollte dieser Mann das Incognito beobachten; doch eine Dame der Halle, die ihn erkannt hatte, klatschte in die Hände und rief:

„Ah! das ist unser Mütterchen Mirabeau!"

„Es lebe Mirabeau!" riefen sogleich fünfhundert Stimmen; „es lebe der Vertheidiger des Volks! es lebe der patriotische Redner!"

Und der Schweif vom Cortége, der dem Kopfe des unglücklichen François folgte, wandte sich, als er dieses Geschrei hörte, um und bildete eine Escorte für Mirabeau, den nun eine unermeßliche Menge, beständig schreiend, bis zur Thüre des erzbischöflichen Palastes begleitete.

Es war in der That Mirabeau, der auf dem Wege zur Sitzung der Nationalversammlung Gilbert begegnet war und ihm ein Billet zugestellt hatte, welches er auf dem Comptoir eines Weinhändlers geschrieben, mit der Absicht, es ihm in seiner Wohnung zukommen zu lassen.

Digitized by Google

XXVII.

Der Vortheil, den man aus einem abgeschnittenen Kopfe ziehen kann.

Gilbert hatte rasch das Billet gelesen, das ihm Mirabeau zugesteckt, er hatte es langsam ein zweites Mal gelesen und sodann in seine Westentasche geschoben. Hierauf hatte er einen Fiacre gerufen und dem Kutscher Befehl gegeben, ihn in die Tuilerien zu führen.

Bei seiner Ankunft fand er alle Gitter geschlossen und alle Wachen verdoppelt, auf Befehl von Lafayette, der, so bald er erfahren, es finden Unruhen in Paris statt, damit angefangen, daß er auf die Sicherheit des Königs und der Königin bedacht gewesen war, wonach er sich an den Ort, wo, wie man ihm gesagt, die Unruhen stattfanden, begeben hatte.

Gibert gab sich dem Concierge der Rue de l'Echelle zu erkennen und gelangte in das Innere.

Als ihn Madame Campan, welche von der Königin das Losungswort erhalten hatte, erblickte, ging sie ihm entgegen und führte ihn sogleich ein. Weber war, der Königin gehorchend, zu den Orten zurückgekehrt, wo Neues sich ereignete.

Als sie Gilbert gewahrte, stieß die Königin einen Schrei aus.

Ein Theil des Rockes und des Jabot von Gilbert war in dem Kampfe, den er ausgehalten, um den unglücklichen François zu retten, zerrissen worden, und einige Blutstropfen befleckten seine Hand.

„Madame," sagte er, „ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, daß ich so vor ihr erscheine; aber ich habe

Digitized by Google

sie unwillkürlich schon lange genug warten lassen, und ich wollte sie nicht länger warten lassen.“

„Und der Unglückliche, Herr Gilbert?“

„Er ist todt, Madame, er ist ermordet, in Stücke zerrissen worden . . .“

„Er war doch wenigstens schuldig?“

„Er war unschuldig, Madame.“

„Oh! mein Herr, das sind die Früchte Ihrer Revolution! Nachdem sie die adeligen Herren, die Staatsbeamten, die Garden umgebracht haben, erwürgen sie einander unter sich; es gibt also kein Mittel, Gerechtigkeit an diesen Mördern zu üben?“

„Wir werden bemüht sein, dies zu thun; mehr werth wäre es aber, den Mördern zuvorzukommen, als sie zu bestrafen.“

„Wie soll man denn zu diesem Ziele gelangen? Mein Gott! der König und ich verlangen ja nichts Anderes.“

„Madame, alle diese unglücklichen Vorfälle rühren von einem großen Mißtrauen des Volkes gegen die Agenten der Macht her: stellen Sie an die Spitze der Regierung Männer, welche das Vertrauen des Volkes haben, und nichts Aehnliches wird mehr vorfallen.“

„Ja, ja, Herrn von Mirabeau, Herrn von Lafayette, nicht wahr?“

„Ich hoffte, die Königin habe mich rufen lassen, um mir zu sagen, sie habe den König dahin gebracht, daß er aufhöre, gegen die von mir vorgeschlagene Combination feindlich gesinnt zu sein.“

„Vor Allem, Doctor, verfallen Sie in einen schweren Irrthum, einen Irrthum, in den übrigens auch Andere als Sie verfallen: Sie glauben, ich habe Einfluß auf den König? Sie glauben, er folge meinen Eingebungen? Sie täuschen sich; wenn Jemand Einfluß auf den König hat, so ist es Madame Elisabeth und nicht ich, und zum Beweise dient, daß er gestern erst einen

Digitized by Google

von meinen Dienern, Herrn von Charny, in einer Mission abgeschickt hat, ohne daß ich weiß, wohin derselbe geht und in welchem Zwecke er abgereist ist."

„Und dennoch, wenn die Königin ihren Widerwillen gegen Herrn von Mirabeau überwinden wollte, könnte ich ihr dafür stehen, daß der König meinen Wünschen beizutreten bestimmt würde."

„Sprechen Sie, Herr Gilbert," versetzte die Königin lebhaft, „werden Sie mir zufällig sagen, dieser Widerwille sei nicht motivirt?"

„In der Politik, Madame, soll es weder Sympathie, noch Antipathie geben; es soll Verwandtschaften der Principien oder Combinationen der Interessen geben, und ich muß Eurer Majestät zur Schande der Menschen bemerken, daß die Combinationen der Interessen viel sicherer sind, als die Principienverwandtschaften."

„Doctor, werden Sie mir im Ernste sagen, ich soll mich einem Manne anvertrauen, der den 5. und 6. October gemacht, und mit einem Redner einen Vertrag abschließen, der mich öffentlich auf der Tribune beschimpft hat?"

„Glauben Sie mir, Madame, nicht Herr von Mirabeau hat den 5. und 6. October gemacht; die Hungersnoth, das Elend haben das Werk des Tags begonnen, ein geheimnißvoller, mächtiger, erschrecklicher Arm aber hat das Werk der Nacht gemacht . . . Vielleicht werde ich eines Tags im Stande sein, Sie auf dieser Seite zu vertheidigen und mit der finstern Macht zu kämpfen, welche nicht nur Sie allein, sondern auch alle die anderen gekrönten Häupter, nicht nur den Thron von Frankreich, sondern auch alle Throne der Erde verfolgt. So wahr ich die Ehre habe, mein Leben zu Ihren Füßen und zu denen des Königs zu legen, Madame, eben so wahr ist Herr von Mirabeau nicht betheiligt an jenen gräßlichen Tagen, und er hat in der Nationalversammlung wie die Andern, vielleicht ein wenig früher als die

Digitized by Google

Andern, durch ein Billet, das ihm zugestellt wurde, erfahren, das Volk marschire gegen Versailles."

„Werden Sie auch das leugnen, was weltkundig ist, ich meine die Beleidigung, die er mir auf der Tribune angethan hat?"

„Madame, Herr von Mirabeau ist einer von den Männern, die ihren Werth kennen und sich erbittern, wenn, während sie sehen, wozu sie taugen und von welcher Hülfe sie sein können, die Könige halsstarrig sie nicht verwenden; ja, damit Sie die Augen gegen ihn wenden, Madame, wird Herr von Mirabeau jedes Mittel, sogar die Beleidigung gebrauchen; es wird ihm lieber sein, wenn die erhabene Tochter von Maria Theresia, Königin und Frau, einen zornigen Blick auf ihn wirft, als wenn sie ihn gar nicht anschaut."

„Sie glauben also, Herr Gilbert, dieser Mann würde einwilligen, uns zu gehören?"

„Er ist ganz und gar hiezu bereit, Madame; entfernt sich Herr von Mirabeau vom Königthum, so ist es wie bei einem Pferde, das Seitensprünge macht und nur den Zügel und den Sporn seines Reiters zu fühlen braucht, um auf den rechten Weg zurückzukehren."

„Da er aber schon dem Herrn Herzog von Orleans gehört, so kann er nicht der ganzen Welt gehören?"

„Darin liegt gerade der Irrthum, Madame."

„Herr von Mirabeau gehört nicht dem Herrn Herzog von Orleans?" versetzte die Königin.

„Er gehört so wenig dem Herrn Herzog von Orleans, daß er, als er vernahm, der Prinz habe sich nach England vor den Drohungen von Herrn von Lafayette zurückgezogen, in seinen Händen das Billet von Herrn von Lauzun, welches ihm diese Abreise meldete, zerknitternd, sagte: „„Man behauptet, ich gehöre zur Partei dieses Menschen. Ich möchte nicht einmal für meinen Lackei etwas von ihm!""

„Ah! das söhnt mich wieder ein wenig mit ihm

aus," sprach die Königin, indem sie zu lächeln suchte, „und wenn ich glaubte, man könnte wirklich auf ihn zählen? . ."

„Nun?"

„Nun, vielleicht wäre ich weniger weit als der König davon entfernt, auf ihn zurückzukommen."

„Madame am Morgen nach dem Tage, wo das Volk von Versailles Eure Majestät, sowie der König und die königliche Familie zurückgeführt hat, traf ich Herrn von Mirabeau . . ."

„Berauscht von seinem Siege am vorhergehenden Tage . . ."

„Erschrocken über die Gefahren, welche Sie liefen, und über die, welche Sie noch laufen könnten."

„Wahrhaftig, sind Sie dessen sicher?" versetzte die Königin mit einer Miene des Zweifels.

„Soll ich Ihnen die Worte mittheilen, die er mir gesagt hat?"

„Ja, Sie werden mir Vergnügen machen."

„So vernehmen Sie dieselben, Wort für Wort; ich habe sie in mein Gedächtniß eingegraben, in der Hoffnung, ich werde eines Tags Gelegenheit haben, sie Eurer Majestät zu wiederholen: „„Wissen Sie ein Mittel, sich beim König und bei der Königin Gehör zu verschaffen, so bringen sie ihnen die Ueberzeugung bei, daß Frankreich und sie verloren sind, wenn die königliche Familie Paris nicht verläßt. Ich beschäftige mich mit einem Plane, um ihren Abgang zu bewerkstelligen. Wären sie im Stande, ihnen die Versicherung zu geben, daß sie auf mich zählen können?""

Die Königin wurde nachdenkend.

„Also," sagte sie, „es ist also auch die Ansicht von Herrn von Mirabeau, daß wir Paris verlassen sollen?"

„Es war seine Ansicht damals."

„Und er hat sie seitdem geändert?"

Digitized by Google

„Ja, wenn ich einem Billet glauben darf, welches ich vor einer halben Stunde erhalten habe.“

„Von wem?“

„Von ihm selbst.“

„Kann man dieses Billet sehen?“

„Es ist für Eure Majestät bestimmt,“ erwiederte Gilbert. Und er zog das Papier aus seiner Tasche.

„Eure Majestät wird entschuldigen, es ist auf Schülerpapier und auf dem Comptoir eines Weinhändlers geschrieben worden.“

„Oh! seien Sie hierüber unbesorgt; Papier und Pult, Alles ist im Einklang mit der Politik, welche in diesem Augenblick getrieben wird.“

Die Königin nahm das Papier und las:

„Das Ereigniß von heute verändert das Angesicht der Dinge.

„Man kann einen großen Nutzen aus diesem abgeschnittenen Kopfe ziehen.

„Die Nationalversammlung wird bange haben und das Martialgesetz verlangen.

„Herr von Mirabeau kann das Martialgesetz unterstützen und votiren lassen.

„Herr von Mirabeau kann behaupten, es sei nur Heil darin zu suchen, daß man die Macht der Exekutivgewalt zurückgebe.

„Herr von Mirabeau kann Herrn von Necker über die Lebensmittel angreifen und ihn stürzen.

„An der Stelle des Ministeriums Necker mache man ein Ministerium Mirabeau und Lafayette, Herr von Mirabeau steht für Alles!“

„Nun?“ sagte die Königin, „dieses Billet ist nicht unterzeichnet?“

„Hatte ich nicht die Ehre gehabt, Eurer Majestät zu sagen, Herr von Mirabeau habe es mir selbst übergeben?“

Digitized by Google

„Was denken Sie von Allem dem?“

„Meine Ansicht, Madame, ist, daß Herr von Mirabeau vollkommen Recht hat, und daß die Verbindung, die er vorschlägt, allein Frankreich retten kann.“

„Gut; Herr von Mirabeau lasse mir durch Sie eine Denkschrift über die Lage der Dinge und den Entwurf eines Ministeriums zukommen; ich werde Alles dem König vorlegen.“

„Und Eure Majestät wird es unterstützen?“

„Ich werde es unterstützen.“

„Mittlerweile also, und als erstes dem Königthum gegebenes Pfand, kann Herr von Mirabeau das Martialgesetz vertheidigen und verlangen, daß die Macht der Executivgewalt zurückgegeben werde?“

„Er kann das.“

„Dagegen würde, sollte der Sturz von Herrn von Necker dringlich werden, ein Ministerium Lafayette und Mirabeau nicht ungünstig aufgenommen?“

„Durch mich? Nein. Ich will beweisen, daß ich bereit bin, alle meine persönlichen Gefühle dem Wohle des Staates zu opfern. Nur, wie Sie wissen, stehe ich nicht für den König.“

„Würde uns Monsieur bei dieser Angelegenheit beistehen?“

„Ich glaube, daß Monsieur seine eigenen Projecte hat, die ihn verhindern werden, die von Andern zu unterstützen.“

„Und die Königin hat von den Projecten von Monsieur keine Idee?“

„Ich glaube, er ist der ersten Ansicht von Herrn von Mirabeau, nämlich, daß der König Paris verlassen soll.“

„Eure Majestät ermächtigt mich, Herrn von Mirabeau zu sagen, daß diese Denkschrift und dieser Entwurf eines Ministeriums von Eurer Majestät verlangt werden?“

„Ich mache Herrn Gilbert zum Richter über das

Maaß, welches er einem Manne gegenüber zu beobachten hat, der unser Freund von gestern ist und morgen wieder unser Feind werden kann."

„Oh! in diesem Punkte verlassen Sie sich auf mich; nur, da die Umstände ernst sind, ist keine Zeit zu verlieren; erlauben Sie also, daß ich in die Nationalversammlung gehe und Herrn von Mirabeau heute noch zu sehen suche; sehe ich ihn, so wird Eure Majestät in zwei Stunden die Antwort haben."

Die Königin machte mit der Hand ein Zeichen der Beistimmung und des Abschieds. Gilbert entfernte sich.

Eine Viertelstunde nachher war er in der Nationalversammlung.

Er fand die Versammlung in großer Aufregung wegen des vor ihren Thüren begangenen Verbrechens, und zwar begangen an einem Manne, der gleichsam ihr Diener war.

Die Mitglieder gingen von der Tribune zu ihren Bänken, von ihren Bänken in den Corridor hin und her.

Mirabeau saß allein, unbeweglich auf seinem Platze. Er wartete und hatte die Augen auf die öffentliche Tribune geheftet.

Als er Gilbert erblickte, klärte sich sein Löwengesicht auf.

Gilbert machte ihm ein Zeichen, das er durch eine Bewegung des Kopfes von oben nach unten erwiederte.

Gilbert riß ein Blatt aus seinen Tabletten und schrieb:

„Ihre Vorschläge sind angenommen, wenn nicht von beiden Partien, doch wenigstens von derjenigen, welche Sie für die einflußreichere von beiden halten und die ich auch dafür halte.

„Man verlangt eine Denkschrift für morgen, den Entwurf eines Ministeriums für heute.

„Bewirken Sie, daß die Macht der Exe-

cutivgewalt zurückgegeben wird, und die Executivgewalt wird mit Ihnen rechnen."

Dann legte er das Papier in Briefform zusammen, schrieb als Adresse darauf: „An Herrn von Mirabeau," rief einem Huissier und ließ das Billet an seine Bestimmung tragen.

Von der Tribune, wo er war, sah Gilbert den Huissier in den Saal eintreten, gerade auf den Abgeordneten von Aix zugehen und ihm das Billet übergeben.

Mirabeau las es mit einem Ausdrucke so tiefer Gleichgültigkeit, daß es seinem nächsten Nachbar unmöglich gewesen wäre, zu errathen, das Billet, welches er so eben empfangen, entspreche seinen glühendsten Wünschen; und mit derselben Gleichgültigkeit schrieb er auf ein halbes Blatt Papier, das er vor sich hatte, ein paar Zeilen, faltete es nachlässig zusammen, gab es, immer mit derselben scheinbaren Sorglosigkeit, dem Huissier und sagte:

„Der Person, welche Ihnen das Billet, das Sie mir gebracht, zugestellt hat."

Gilbert öffnete rasch das Papier.

Es enthielt folgende paar Zeilen, welche vielleicht für Frankreich eine andere Zukunft in sich schlossen, hätte der Plan, den sie vorschlugen, zur Ausführung gebracht werden können:

„Ich werde sprechen.

„Morgen werde ich die Denkschrift schicken.

„Hier ist die verlangte Liste; man wird ein paar Namen modificiren können.

„Herr Necker, erster Minister . . ."

Dieser Name ließ Gilbert beinahe zweifeln, daß das Billet, welcher er las, von der Hand von Mirabeau sei.

Da aber eine Note zwischen zwei Klammern auf diesen Namen wie auf die andern folgte, so fuhr er fort:

Digitized by Google

„Herr Necker, erſter Miniſter. (Man muß ihn ſo ohnmächtig machen, daß er unfähig iſt, und dennoch ſeine Popularität dem König erhalten.)

„Der Erzbiſchof von Bordeaux, Kanzler. (Man wird ihm empfehlen, mit großer Sorgfalt ſeine Redacteurs zu wählen.)

„Der Herzog von Liancourt, Krieg. (Er hat Ehre, Feſtigkeit, perſönliche Zuneigung für den König, was dem König Sicherheit geben wird.)

„Der Herzog von Larochefoucault. Haus des Königs, Stadt Paris. (Thouret mit ihm.)

„Der Graf von der Mark, Marine. (Er kann das Kriegsdepartement nicht haben, das man Herrn von Liancourt geben muß. Herr von der Mark hat Treue, Charakter, Ausführung.

„Der Biſchof von Autun, Miniſter der Finanzen. (Seine Motion in Betreff der Geiſtlichkeit hat ihm dieſe Stelle erworben. Laborde mit ihm.)

„Der Graf von Mirabeau im Conſeil des Königs. Ohne Departement. (Die kleinen Bedenklichkeiten rückſichtlich des Urtheils der Menſchen ſind nicht mehr an der Zeit; die Regierung muß ganz laut verſichern und erklären, ihre erſten Hülfsgenoſſen werden fortan der Charakter und das Talent ſein.)

„Target, Maire von Paris. (Die Baſoche wird ihn immer leiten.)

„Lafayette im Conſeil; Marſchall von Frankreich, Generaliſſimus auf Termin, um die Armee neu zu bilden.

„Herr von Montmorin, Gouverneur, Herzog und Pair. (Seine Schulden bezahlt.)

Digitized by Google

„Herr von Segur (von Rußland), auswärtige Angelegenheiten.

„Herr von Mounier, die Bibliothek des Königs.

„Herr Charpellier, die Gebäude.

Unter dieſe erſte Note war folgende zweite geſchrieben:

Theil von Lafayette.

„Miniſter der Juſtiz, der Herzog von Larochefoucault.

„Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, der Biſchof von Autun.

„Miniſter der Finanzen, Lambert, Haller oder Clavières.

„Miniſter der Marine . . .“

Theil der Königin.

„Miniſter des Kriegs oder der Marine, von der Mark.

„Chef des Bildungs- und Erziehungsrathes, der Abbé Sieyes.

„Geheimer Siegelbewahrer des Königs . . .

Die zweite Note deutete offenbar die Veränderungen und Modificationen an, welche ſich an der von Mirabeau vorgeſchlagenen Combination machen ließen, ohne Hinderniſſe ſeinen Abſichten entgegenzuſetzen, ohne Verwirrung in ſeine Pläne zu bringen. *)

*) Dieſe Noten, welche man in den Papieren von Mirabeau wieder aufgefunden, ſind ſeitdem, in dem von Herrn von Bacourt veröffentlichten Werke geſammelt worden, das ein ſcharfes Licht auf die zwei letzten Lebensjahre von Mirabeau wirft.

Digitized by Google

Alles war mit einer leicht zitternden Hand geschrieben, was bewies, daß Mirabeau, gleichgültig auf der Oberfläche, doch in seinem Innern von einer gewissen Bewegung ergriffen war.

Gilbert las rasch, riß ein neues Blatt Papier aus seinen Tabletten und schrieb darauf folgende Zeilen, welche er, nachdem er sie geschrieben, dem Huissier übergab, den er sich nicht zu entfernen gebeten hatte.

„Ich kehre zu der Herrin der Wohnung zurück, die wir miethen wollen, und bringe ihr die Bedingungen, unter denen Sie das Haus zu nehmen und wiederherzustellen einwilligen.

„Thun Sie mir in mein Haus, Rue Saint-Honoré, über der Assomption, der Bude eines Tischlers Namens Duplay gegenüber, das Resultat der Sitzung zu wissen, so bald sie beendigt ist."

Immer gierig nach Bewegung und Aufregung, angestachelt durch die Hoffnung, sie werde durch die politischen Intriguen die Leidenschaften ihres Herzens zu bekämpfen vermögen, wartete die Königin voll Ungeduld auf die Rückkehr von Gilbert, während sie die neue Erzählung von Weber anhörte.

Diese Erzählung betraf die Entwickelung der gräßlichen Scene, deren Anfang und nun auch Ende Weber gesehen hatte.

Von der Königin zurückgeschickt, um Erkundigungen einzuziehen, war er auf ein Ende des Pont Notre-Dame gelangt, während auf dem andern Ende dieser Brücke der blutige Cortége erschien, als Mordstandarte den Kopf des Bäcker François tragend, den in einer Volksverhöhnung, ähnlich der, welche die Köpfe der Gardes du corps beim Pont de Sèvres hatte rasiren und frisiren lassen, einer der Mörder, der drolliger als die Andern,

Digitized by Google

mit einer baumwollenen Mütze, die er einem von seinen Zunftgenossen genommen, geschmückt hatte.

Ungefähr auf dem Drittel der Brücke blieb eine bleiche, bestürzte, von Schweiß triefende junge Frau, welche trotz eines schon sichtbaren Anfangs von Schwangerschaft so rasch als möglich nach dem Stadthause lief, plötzlich stehen.

Dieser Kopf, dessen Züge sie noch nicht zu unterscheiden im Stande gewesen war, hatte jedoch schon in der Entfernung die Wirkung des Schildes im Alterthum auf sie hervorgebracht.

Und wie der Kopf immer näher kam, ließ sich leicht an der sichtbaren Verwandlung der Gesichtszüge der Armen wahrnehmen, daß sie nicht in Stein verwandelt war.

Als die gräßliche Trophäe nur noch zwanzig Schritte von ihr entfernt, gab sie einen Schrei von sich, streckte die Arme mit einer verzweifelten Bewegung aus und fiel, als hätten sich ihre Füße von der Erde gelöst, ohnmächtig auf die Brücke nieder.

Das war die im fünften Monat schwangere Frau von François.

Man trug sie bewußtlos vom Platze.

„Oh! mein Gott!“ murmelte die Königin, „Du schickst hier Deiner Magd die entsetzliche Lehre, daß es, so unglücklich man auch sein mag, immer noch Unglücklichere gibt!“

In diesem Augenblick erschien Gilbert, eingeführt durch Madame Campan, welche Weber in der Bewachung der königlichen Thüre ersetzt hatte.

Er fand nicht mehr die Königin, sondern die Frau, das heißt die Gattin, das heißt die Mutter, niedergebeugt unter der Erzählung, die sie zweimal in's Herz getroffen.

Die Stimmung war um so besser, da Gilbert, wenigstens seiner Meinung nach, das Mittel bot, um allen diesen Morden ein Ziel zu setzen.

Digitized by Google

Die Königin nahm, während sie ihre Augen, denen Thränen entrollten, und ihre Stirne, auf der der Schweiß perlte, abwischte, aus den Händen von Gilbert die Liste, die er brachte.

Doch ehe sie einen Blick auf dieses Papier warf, so wichtig es war, sagte sie:

„Weber, wenn diese arme Frau nicht todt ist, so werde ich sie morgen empfangen, und ist sie wirklich in anderen Umständen, so werde ich die Pathe ihres Kindes sein."

„Oh! Majestät!" rief Gilbert, „warum können nicht alle Franzosen die Thränen sehen, die Ihren Augen entfließen, die Worte hören, die aus Ihrem Munde kommen!"

Die Königin bebte. Das waren ungefähr dieselben Worte, welche bei einem nicht minder kritischen Umstande Charny ihr gesagt hatte.

Sie warf einen Blick auf die Note von Mirabeau; doch in diesem Moment zu sehr erschüttert, um eine entsprechende Antwort zu geben, sagte sie:

„Es ist gut, Doctor; lassen Sie mir diese Note. Ich werde es mir überlegen und Ihnen morgen antworten."

Dann streckte sie, vielleicht ohne zu wissen, was sie that, gegen Gilbert eine Hand aus, welche dieser, ganz erstaunt, nur mit dem Ende der Finger und der Lippen berührte.

Man wird zugestehen, es war schon eine furchtbare Verwandlung für die stolze Marie Antoinette, daß sie Erörterungen über ein Ministerium pflog, bei welchem Mirabeau und Lafayette betheiligt waren, und ihre Hand zum Kusse dem Doctor Gilbert reichte.

Um sieben Uhr Abends übergab ein Bedienter ohne Livree Gilbert folgendes Billet:

„Die Sitzung ist heiß gewesen.
„Das Martialgesetz ist votirt.

„Buzot und Robespierre wollten die Schöpfung eines höchsten Gerichtshofes für politische Verbrecher.

„Ich habe decretiren lassen, daß die Verbrechen der beleidigten Nation (das ist ein neues Wort, welches wir erfunden haben) durch das königliche Tribunal abgeurtheilt werden sollen.

„Ich habe, ohne Umschweife, das Heil Frankreichs in die Macht des Königthums gesetzt, und drei Viertel der Versammlung klatschten Beifall.

„Es ist heute der 21. October. Ich hoffe, das Königthum hat einen guten Weg seit dem 6. October gemacht.

„Vale et me ama.“

Das Billet war nicht unterzeichnet, aber es war von derselben Handschrift wie die ministerielle Note und das Billet vom Morgen; was ganz auf eins herauskam, da diese Schrift die von Mirabeau war.

XVXIII.

Das Chatelet.

Damit man den ganzen Umfang des Sieges, den Mirabeau und durch den Rückprall das Königthum, zu dessen Mandatar er sich gemacht, davon getragen, begreift, müssen wir unsern Lesern sagen, was das Chatelet war.

Uebrigens wird bald eines seiner ersten Urtheile Stoff zu einer der gräßlichsten Scenen geben, welche auf

Digitized by Google

der Grève im Verlaufe des Jahres 1790 vorgefallen sind, eine Scene, die, da sie unserem Gegenstande nicht fremd ist, nothwendig einen Platz in der Folge dieser Erzählung finden wird.

Das Chatelet, welches seit dem 13. Jahrhundert eine große historische Wichtigkeit, als Gericht und als Gefängniß, hatte, empfing die Allmacht, die es fünf Jahrhunderte hindurch übte, vom guten Ludwig IX.

Ein anderer König, Philipp August, war ein Liebhaber vom Bauen, wie es nur je einen gegeben hat.

Er baute Notre Dame wenigstens zum Theil.

Er gründete die Hospitäler de la Trinité, de Saint-Catherine und de Saint-Nicolas du Louvre.

Er pflasterte die Straßen von Paris, welche, mit Koth und Schlamm bedeckt, ihn, wie die Chronik sagt, durch ihren Gestank verhinderten, an seinem Fenster zu bleiben.

Er hatte in Wahrheit eine große Quelle für alle diese Ausgaben, — eine Quelle, welche seine Nachfolger leider erschöpften: das waren die Juden.

Im Jahre 1189 wurde er von der Narrheit der Zeit befallen.

Die Narrheit der Zeit bestand darin, daß man Jerusalem den Sultanen Asiens nehmen wollte. Er verband sich mit Richard Löwenherz und ging nach den heiligen Orten ab.

Doch bei seinem Abgang ließ er seinen guten Parisern, damit sie ihre Zeit nicht verlören und in ihren verlorenen Augenblicken nicht auf den Gedanken kämen, sich gegen ihn zu empören, wie sich auf seine Anstiftung mehr als einmal die Unterthanen und sogar die Söhne von Heinrich II. von England empört hatten, er ließ ihnen einen Plan zurück und befahl ihnen, unmittelbar nach seiner Abreise zur Ausführung desselben zu schreiten.

Dieser Plan betraf eine ihrer Stadt neu zu erbauende Einschließung, von welcher er, wie wir erwähnt, selbst das Programm gab, und die aus einer soliden

Digitized by Google

Mauer, einer wahren Mauer des 12. Jahrhunderts, mit Thürmchen und Thoren versehen, bestehen sollte.

Diese Mauer war die dritte, welche Paris umgab.

Die mit der Arbeit beauftragten Inginieurs nahmen, wie man leicht begreift, nicht ganz genau das Maaß von ihrer Hauptstadt; sie hatte sehr schnell seit Hugo Capet zugenommen, und sie versprach ihren dritten Gürtel krachen zu machen, wie sie die zwei ersten krachen gemacht hatte.

Man hielt also ihren Gürtel schlaff, und in diesen Gürtel schloß man, aus Vorsicht für die Zukunft, eine Menge von armen Dörfchen ein, welche bestimmt waren, später Theile vom großen Ganzen zu werden.

Diese Dörfer und Flecken hatten, so arm sie sein mochten, jedes seine herrschaftliche Gerichtsbarkeit.

Alle diese herrschaftlichen Gerichte, welche sich meistens einander widersprachen, machten nun, in eine und dieselbe Ringmauer eingeschlossen, die Opposition noch fühlbarer und stießen sich am Ende so sonderbar, daß sie eine große Verwirrung in die seltsame Hauptstadt brachten.

Es gab zu dieser Zeit einen Oberherrn von Vincennes, der, da er sich, wie es scheint, mehr als irgend ein Anderer über diesen Conflict zu beklagen hatte, demselben ein Ende zu machen beschloß.

Dieser Oberherr war Ludwig IX.

Denn es ist gut, die kleinen Kinder und auch die großen Personen darüber zu belehren, daß Ludwig IX., wenn er unter der berühmten, sprüchwörtlich gewordenen Eiche zu Gericht saß, dies als Obergerichtsherr und nicht als König that.

Er befahl dem zu Folge, daß alle durch diese kleinen herrschaftlichen Gerichte entschiedenen Sachen auf dem Wege der Appellation vor sein Chatelet in Paris gebracht werden sollen.

Die Gerichtsbarkeit des Chatelet fand sich so all-

Digitized by Google

mächtig, da sie beauftragt war, in letzter Instanz das Urtheil zu fällen.

Das Chatelet war also oberstes Tribunal geblieben bis zu dem Augenblick, wo das Parlament, nun ebenfalls in die königliche Justiz eingreifend, erklärte, es werde auf dem Wege der Appellation in den im Chatelet entschiedenen Sachen erkennen.

Doch die Nationalversammlung hatte die Parlamente aufgehoben.

„Wir haben sie lebendig begraben," sagte Lameth, als er die Sitzung verließ.

Und an der Stelle der Parlamente hatte sie, auf das Zubringen von Mirabeau, dem Chatelet seine alte Gewalt, vermehrt mit neuen Gewalten, zurückgegeben.

Es war also ein großer Triumph für das Königthum, daß die dem Martialgesetze unterliegenden Verbrechen der beleidigten Nation vor ein ihm gehöriges Tribunal gebracht wurden.

Das erste Verbrechen, über welches das Chatelet zu erkennen hatte, war das, welches wir durch Erzählung mitgetheilt haben.

Am Tage der Verkündigung des Gesetzes wurden zwei von den Mördern des unglücklichen François, ohne ein anderes Prozeßverfahren, als die öffentliche Anklage und die Notorität des Verbrechens, gehenkt.

Ein Dritter, der Werber Fleur d'Epine, dessen Namen wir ausgesprochen haben, wurde regelmäßig gerichtet und folgte, degradirt und vom Chatelet zum Tode verurtheilt, auf demselben Wege, den sie genommen, seinen zwei Gefährten in die Ewigkeit nach.

In zwei Sachen hatte es noch sein Urtheil zu fällen:

In der des Generalpächters Augeard.

In der des General-Inspectors der Schweizer, Pierre Victor von Besenval.

Das waren zwei dem Hofe ergebene Männer; man

hatte sich auch beeilt, ihre Sache vor das Chatelet zu bringen.

Augeard war angeklagt, die Fonds geliefert zu haben, mit welcher die Camarilla der Königin im Juli die auf dem Marsfelde versammelten Truppen bezahlte; da Augeard wenig bekannt war, so hatte seine Verhaftung kein großes Aufsehen gemacht; der Pöbel hegte auch keinen Haß gegen ihn.

Das Chatelet sprach ihn ohne zu großes Aergerniß frei.

Es blieb Besenval.

Besenval, das war etwas Anderes: sein Name war äußerst populär auf der schlimmen Seite des Wortes.

Er hatte die Schweizer bei Réveillon, an der Bastille und auf dem Marsfeld commandirt. Das Volk erinnerte sich, daß er es bei diesen Veranlassungen angegriffen hatte, und es freute sich, seine Genugthuung zu nehmen.

Die entschiedensten Befehle waren dem Chatelet gegeben worden; der König und die Königin wollten, daß Herr von Besenval unter keinem Vorwande verurtheilt werden sollte.

Es bedurfte nicht weniger, als diese doppelte Protection, um ihn zu retten.

Er selbst hatte sich als schuldig anerkannt, da er nach der Einnahme der Bastille entflohen war; man hatte ihn auf dem halben Wege zur Grenze festgenommen und nach Paris zurückgeführt.

Als er in den Saal eintrat, begrüßte ihn auch fast einstimmig Todesgeschrei.

„Besenval an den Galgen! Besenval an die Laterne!“ brüllte man von allen Seiten.

„Stille!“ riefen die Huissiers.

Nur mit großer Mühe erlangte man Stillschweigen.

Einer von den Anwesenden benützte dieses und rief mit einer herrlichen tiefen Tenorstimme:

Digitized by Google

„Ich verlange, daß man ihn in dreizehn Stücke zerschneide und jedem Canton eines davon schicke."

Aber trotz der Belastungen der Anklage, trotz der Animosität der ganzen Zuhörerschaft, wurde Besenval freigesprochen.

Entrüstet über diese doppelte Freisprechung, schrieb einer von den Zuhörern vier Verse auf ein Stück Papier, das er in ein Kügelchen zusammenrollte und dem Präsidenten zuwarf.

Der Präsident hob das Kügelchen auf, entrollte das Papier und las folgende Strophe:

Magistrats qui lavez Augeard,
Qui lavez Besenval, qui laveriez la peste,
Vous êtes le papier brouillard:
Vous enlevez la tache, et la tache vous reste *)!

Die Strophe war unterzeichnet. Das ist nicht Alles: der Präsident drehte sich, um den Verfasser derselben zu suchen.

Der Verfasser stand auf einer Bank und verlangte durch seine Geberden nach dem Blicke des Präsidenten.

Doch der Blick des Präsidenten senkte sich vor ihm.

Man wagte es nicht, ihn verhaften zu lassen.

Allerdings war der Verfasser Camille Desmoulins, der Antragsteller des Palais-Royal, der Mann mit dem Stuhle, mit der Pistole und den Kastanienblättern.

Einer von denjenigen, welche in gedrängter Menge hinausgingen, ein Mann, den man nach seiner Kleidung für einen einfachen Bürger des Marais halten konnte, wandte sich auch an einen von seinen Nachbarn, legte

*) Richter, die Ihr Augeard weiß wascht, Besenval weiß wascht und die Pest weiß waschen würdet, Ihr seid das Fließpapier! Ihr nehmt den Flecken weg und der Fleck bleibt Euch.

Digitized by Google

ihm die Hand auf die Schulter, obgleich dieser einer höheren Classe der Gesellschaft anzugehören schien, und sagte zu ihm:

„Nun, Herr Doctor Gilbert, was denken Sie von diesen zwei Freisprechungen?"

Derjenige, an welchen er sich wandte, bebte, schaute den Sprechenden an, erkannte sein Gesicht, wie er seine Stimme erkannt hatte, und erwiederte:

„Sie und nicht mich muß man dies fragen, Meister; Sie, der Sie Alles wissen, die Gegenwart, die Vergangenheit, die Zukunft!"

„Wohl denn, ich denke, nachdem diese zwei Schuldigen freigesprochen sind, muß man sagen: „„Wehe dem Unschuldigen, der als Dritter kommen wird!""

„Und warum glauben Sie, es werde ihnen ein Unschuldiger folgen, und derjenige, welcher folge, werde bestraft werden?" versetzte Gilbert.

„Aus einem einfachen Grunde," erwiederte der Andere mit jener ihm natürlichen Ironie: „es ist ziemlich Gewohnheit in dieser Welt, daß die Guten für die Schlechten leiden."

„Gott befohlen, Meister," sagte Gilbert, indem er Cagliostro die Hand reichte, denn an den paar Worten, die er gesprochen, hat man ohne Zweifel schon den furchtbaren Skeptiker erkannt.

„Und warum Gott befohlen?"

„Weil ich zu thun habe," erwiederte lächelnd Gilbert.

„Ein Rendezvous?"

„Ja."

„Mit wem? mit Mirabeau, mit Lafayette oder mit der Königin?"

Gilbert blieb stehen und schaute Cagliostro mit einer unruhigen Miene an.

„Wissen Sie, daß Sie mich zuweilen erschrecken?" sagte er.

Digitized by Google

„Im Gegentheil, ich müßte Sie beruhigen," versetzte Cagliostro.

„Wie so?"

„Gehöre ich nicht zu Ihren Freunden?"

„Ich glaube es."

„Seien Sie davon überzeugt, und wenn Sie einen Beweis wollen . . ."

„Nun?"

„Kommen Sie mit mir, und ich gebe Ihnen über diese ganze Unterhandlung, welche Sie für sehr geheim halten, Details so geheimer Art, daß Sie, der Sie die Sache zu führen glauben, dieselben nicht kennen."

„Hören Sie!" erwiederte Gilbert, „Sie spotten vielleicht meiner, mit Hülfe von einigen jener Blendwerke, mit denen Sie vertraut sind; doch gleichviel, die Umstände, unter denen wir fortschreiten, sind so ernst, daß ich eine Aufklärung, und wäre sie mir vom Satan geboten, annehmen würde. Ich folge Ihnen also, wohin Sie mich führen wollen."

„Oh! seien Sie unbesorgt, das wird nicht sehr weit sein, und besonders werde ich Sie an einen Ort führen, der Ihnen nicht unbekannt ist; nur erlauben Sie, daß ich den leeren Fiacre rufe, der gerade vorüberkommt; die Tracht, in der ich ausgegangen bin, hat mir nicht erlaubt, meinen Wagen und meine Pferde zu bestellen."

Und er winkte einem Fiacre, der auf der andern Seite der Straße fuhr.

Der Fiacre näherte sich, Beide stiegen ein.

„Wohin soll ich Sie führen, Bürger?" fragte der Kutscher Cagliostro, als hätte er begriffen, daß, obgleich einfacher gekleidet, derjenige, an welchen er sich wandte, den Andern führte, wohin seinem Willen ihn zu führen beliebte.

„Wohin Du weißt," erwiederte Cagliostro, indem er diesem Menschen eine Art von Freimaurerzeichen machte.

Der Kutscher schaute Balsamo mit Erstaunen an.

Digitized by Google

„Verzeihen Sie, Monseigneur," sagte er, während er dieses Zeichen durch ein anderes erwiederte, „ich hatte Sie nicht erkannt."

„Das war bei mir nicht so," sprach Cagliostro mit festem, stolzem Tone, „denn so zahlreich sie auch sind, ich kenne vom ersten bis zum letzten alle meine Unterthanen."

Der Kutscher schloß den Schlag, stieg auf seinen Bock und führte im Galopp seiner Pferde den Wagen durch diesen Irrsaal von Straßen, das sich vom Chatelet bis zum Boulevard des Filles du Calvaire hinzog, und von da die Fahrt bis zur Bastille fortsetzend, hielt er erst bei der Ecke der Rue Saint-Claude an.

Als der Wagen stille stand, war der Schlag mit einer Geschwindigkeit geöffnet, welche vom ehrfurchtsvollen Eifer des Kutschers zeugte.

Cagliostro winkte Gilbert, zuerst auszusteigen, stieg dann ebenfalls aus und fragte den Kutscher:

„Hast Du mir nichts zu sagen?"

„Doch, Monseigneur," antwortete der Kutscher, „und ich würde Ihnen meinen Bericht diesen Abend gemacht haben, hätte ich nicht das Glück gehabt, Sie zu treffen."

„Sprich also."

„Das, was ich Monseigneur zu sagen habe, soll nicht von profanen Ohren gehört werden."

„Oh!" versetzte Cagliostro lächelnd, „derjenige, welcher uns hört, ist nicht ganz ein Profaner."

Gilbert entfernte sich nun aus Discretion.

Er konnte sich indessen nicht enthalten, mit einem Auge zu schauen und mit einem Ohre zu hören.

Er sah, bei der Erzählung des Kutschers, ein Lächeln über das Gesicht von Balsamo schweben.

Er hörte die zwei Namen, Monsieur und Favras; als der Bericht beendigt war, zog Cagliostro zwei Louis d'or aus der Tasche und wollte sie dem Kutscher geben.

Digitized by Google

Aber dieser schüttelte den Kopf.

„Monseigneur," sprach er, „weiß wohl, daß es uns von der obersten Venta verboten ist, uns unsere Berichte bezahlen zu lassen."

„Ich bezahle Dir auch nicht Deinen Bericht, sondern Deine Fahrt," erwiederte Balsamo.

„Unter diesem Titel nehme ich es an," sagte der Kutscher.

Und er nahm die zwei Louis d'or und fügte bei:

„Ich danke, Monseigneur, das ist mein Tagelohn."

Dann sprang er leicht auf seinen Bock, fuhr im Trab weg, klatschte mit seiner Peitsche und ließ Gilbert ganz erstaunt über das, was er gesehen und gehört, zurück.

„Nun!" sagte Cagliostro, der die Thüre seit einigen Secunden offen hielt, ohne daß Gilbert eintrat, „kommen Sie, mein lieber Doctor?"

„Hier bin ich," erwiederte Gilbert, „entschuldigen Sie."

Und er trat über die Schwelle, so betäubt, daß er schwankte wie ein Trunkener.

XXIX.

Abermals das Haus der Rue Saint-Claude.

Man weiß übrigens, welche Gewalt Gilbert über sich besaß; er hatte nicht den großen einsamen Hof durchschritten, als er sich schon wieder erholt, und er stieg mit einem eben so festen Tritte die Stufen der Freitreppe

Digitized by Google

hinauf, als er schwankend über die Thürschwelle gegangen war.

Ueberdies kannte er das Haus, in das er eintrat, schon, da er in demselben einen Besuch in einer Epoche seines Lebens gemacht, welche tiefe Erinnerungen in ihm hinterlassen hatte.

Im Vorzimmer traf er denselben deutschen Bedienten, den er sechszehn Jahre früher hier getroffen; er war an demselben Platze und trug eine ähnliche Livree; nur war er, wie er, Gilbert, wie der Graf, wie selbst das Vorzimmer, um sechszehn Jahre älter geworden.

Fritz, — man erinnert sich, daß der würdige Diener so hieß, — Fritz errieth mit dem Auge, wohin sein Herr Gilbert führen wollte, und rasch öffnete er zwei Thüren und blieb auf der Schwelle der dritten stehen, um sich zu versichern, ob ihm Cagliostro keinen weiteren Befehl zu geben habe.

Diese dritte Thür war die des Salon.

Cagliostro bedeutete Gilbert durch ein Zeichen mit der Hand, er könne in den Salon eintreten, und hieß mit dem Kopfe nickend Fritz sich zurückziehen.

Nur fügte er mit der Stimme in deutscher Sprache bei:

„Ich bin bis auf weiteren Befehl für Niemand zu Hause."

Dann wandte er sich gegen Gilbert um und sagte:

„Nicht, damit Sie nicht verstehen, was ich zu meinem Bedienten sage, spreche ich deutsch; ich weiß, daß Sie dieser Sprache mächtig sind; aber Fritz, ein Tyroler, versteht das Deutsche besser als das Französische... Nun setzen Sie sich, ich gehöre ganz Ihnen, lieber Doctor."

Gilbert konnte sich nicht enthalten, mit einem neugierigen Blicke umherzuschauen, und seine Augen hefteten sich nach und nach auf die verschiedenen Meubles und Gemälde, welche den Salon schmückten, und es schien

Digitized by Google

einer um den andern von diesen Gegenständen in sein Gedächtniß zurückzukehren.

Der Salon war wohl derselbe wie einst, die acht Meisterbilder hingen noch an den Wänden; die Fauteuils von kirschrothem, goldgesticktem Lampas ließen immer noch ihre Blumen in dem Halbschatten, den die dichten Vorhänge verbreiteten, glänzen; der große Tisch von Boule war an seinem Platze, und die mit Porzellan von Sèvres beladenen Guéridons erhoben sich immer noch zwischen den Fenstern.

Gilbert stieß einen Seufzer aus und ließ seinen Kopf in seine Hand fallen. Auf die Neugierde der Gegenwart waren, für einen Augenblick wenigstens, die Erinnerungen an die Vergangenheit gefolgt.

Cagliostro schaute Gilbert an, wie Mephistopheles Faust anschauen mußte, als der deutsche Philosoph so unklug war, sich vor ihm seinen Träumen hinzugeben.

Plötzlich sagte er mit seiner scharfen Stimme:

„Es scheint, lieber Doctor, Sie erkennen diesen Salon wieder?"

„Ja, und er erinnert mich an die Verbindlichkeiten, die ich gegen Sie habe."

„Ah! bah! Chimären!"

„Wahrhaftig," fuhr Gilbert fort, der eben so wohl mit sich selbst, als mit Cagliostro sprach, „Sie sind ein seltsamer Mann, und erlaubte mir die allmächtige Vernunft den magischen Wundern, welche uns die Dichter und Chronikschreiber des Mittelalters berichten, Glauben beizumessen, so wäre ich versucht, zu glauben, Sie seien Zauberer wie Merlin oder Goldmacher wie Nicolas Flamel."

„Ja, für alle Welt bin ich dies, Gilbert; doch für Sie, nein. Nie habe ich Sie durch Wunder zu blenden gesucht. Sie wissen, ich ließ Sie immer den Grund der Dinge berühren, und haben Sie zuweilen, auf meinen Ruf, die Wahrheit aus ihrem Schachte ein wenig mehr

Digitized by Google

geſchmückt, ein wenig beſſer gekleidet, als ſie dies zu ſein pflegt, hervorkommen ſehen, ſo rührt dies davon her, daß ich als ächter Sicilianer, was ich bin, den Geſchmack für Flittergold habe."

„Hier, wie Sie ſich erinnern, Graf, haben Sie hundert tauſend Thaler einem unglücklichen Kinde in Lumpen mit derſelben Leichtigkeit gegeben, wie ich einem Armen einen Sou geben würde."

„Sie vergeſſen etwas noch Außerordentlicheres, Gilbert," ſprach Caglioſtro mit ernſtem Tone: „daß mir dieſes Kind in Lumpen die hundert tauſend Thaler, weniger zwei Louis d'or, die es angewendet, um ſich Kleider zu kaufen, zurückgebracht hat."

„Das Kind war nur ehrlich, während Sie herrlich waren."

„Und wer ſagt Ihnen, Gilbert, es ſei nicht leichter herrlich, als ehrlich zu ſein, hundert tauſend Thaler zu geben, wenn man Millionen hat, als demjenigen, welcher er ſie Ihnen geliehen, hundert tauſend Thaler zurückzubringen, wenn man keinen Sou hat."

„Das iſt vielleicht wahr," verſetzte Gilbert.

„Uebrigens hängt Alles von der Stimmung des Geiſtes ab, in der man ſich befindet. Es war mir kurz zuvor das größte Unglück meines Daſeins widerfahren, Gilbert; ich hing an nichts mehr, und hätten Sie mein Leben von mir verlangt, ich glaube, Gott verzeihe mir, ich würde es Ihnen gegeben haben, wie ich Ihnen die hundert tauſend Thaler gab."

„Sie ſind alſo eben ſo dem Unglück unterworfen, wie die anderen Menſchen?" ſagte Gilbert, indem er Caglioſtro mit einem gewiſſen Erſtaunen anſchaute.

Caglioſtro ſeufzte.

„Sie ſprachen von Erinnerungen, die dieſer Salon in Ihnen zurückruft. Spräche ich Ihnen von dem, woran er mich erinnert ... Doch nein; vor dem Ende meiner Erzählung würden der Reſt meiner Haare weiß werden;

Digitized by Google

lassen wir die abgelaufenen Ereignisse in ihrem Leichentuche, der Vergessenheit, — in der Vergangenheit, ihrem Grabe, — schlafen ... Plaudern wir von der Gegenwart, plaudern wir sogar von der Zukunft, wenn Sie wollen."

„Graf, so eben führten Sie mich selbst zur Wirklichkeit zurück; so eben brachen Sie für mich, wie Sie sagten, mit dem Charlatanismus, und nun sprechen Sie selbst das sonore Wort: die Zukunft, aus? Als ob diese Zukunft in Ihren Händen wäre, und als ob Ihre Augen ihre unentzifferbaren Hieroglyphen lesen könnten!"

„Und Sie vergessen, daß man sich, da ich zu meiner Verfügung mehr Mittel habe, als die anderen Menschen, nicht wundern darf, wenn ich besser und weiter sehe, als sie."

„Immer Worte, Graf!"

„Sie sind vergeßlich in Betreff der Thatsachen, Doctor."

„Was wollen Sie, — wenn meine Vernunft sich weigert; zu glauben?"

„Erinnern Sie sich des Philosophen, der die Bewegung leugnete?"

„Ja."

„Was that sein Gegner?"

„Er ging von ihm ... Gehen Sie! ich schaue, oder vielmehr, sprechen Sie! ich höre Sie."

„In der That, wir sind zu diesem Ende gekommen, und es ist nun schon viel Zeit mit Anderem verloren. Reden Sie, Doctor, woran sind wir mit unserem Fusionsministerium?"

„Wie, mit unserem Fusionsministerium?"

„Ja, mit unserem Ministerium Mirabeau-Lafayette."

„Wir sind bei leeren Gerüchten, welche Sie, wie die Anderen, haben wiederholen hören, und Sie wollen ihre Realität erkennen, indem Sie mich befragen."

„Doctor, Sie sind der eingefleischte Zweifel, und das Erschreckliche daran ist, daß Sie zweifeln, nicht weil

Digitized by Google

Sie nicht glauben, sondern weil Sie nicht glauben wollen. Ich muß Ihnen also zuerst sagen, was Sie so gut wissen, als ich? Es sei . . . Hernach werde ich Ihnen sagen, was ich besser weiß, als Sie."

„Ich höre, Graf."

„Vor vierzehn Tagen sprachen Sie mit dem König von Herrn von Mirabeau als von dem einzigen Manne, der die Monarchie retten könnte. An jenem Tage, — erinnern Sie sich dessen, — gingen Sie aus dem Zimmer des Königs weg, als Herr von Favras gerade eintrat."

„Was beweist, daß er damals noch nicht gehenkt war, Graf," sagte Gilbert lachend.

„Oh! Sie haben große Eile, Doctor! ich wußte nicht, daß Sie so grausam sind; lassen Sie doch dem armen Teufel ein paar Tage: ich habe Ihnen die Prophezeiung am 6. October gemacht; heute ist der 6. November, das ist nicht mehr als ein Monat. Sie werden wohl seiner Seele, um aus seinem Körper zu gehen, die Zeit bewilligen, die man einem Miethmann bewilligt, um seine Wohnung zu verlassen — das Trimester. Doch ich muß Ihnen bemerken, Doctor, daß Sie mich vom geraden Wege abbringen."

„Kehren Sie auf denselben zurück, Graf; ich folge Ihnen mit Vergnügen."

„Sie sprachen also mit dem König von Herrn von Mirabeau als von dem einzigen Menschen, der die Monarchie retten könnte."

„Das ist meine Meinung, Graf; darum habe ich diese Combination dem König vorgeschlagen."

„Das ist auch die meinige, Doctor; darum wird die Combination, die Sie dem König vorgeschlagen haben, scheitern."

„Scheitern?"

„Allerdings . . . Sie wissen wohl, ich will nicht, daß die Monarchie gerettet werde!"

„Fahren Sie fort.“

„Ziemlich erschüttert durch das, was Sie ihm sagten, hat der König, — verzeihen Sie, ich bin genöthigt, von oben wieder aufzunehmen, um Ihnen zu beweisen, daß mir nicht eine Phase der Unterhandlung unbekannt ist, — ziemlich erschüttert durch das, was Sie ihm sagten, hat der König von Ihrer Combination mit der Königin gesprochen, und, — zum großen Erstaunen der oberflächlichen Geister, wenn die große Schwätzerin, die man die Geschichte nennt, laut sagen wird, was wir hier leise sagen, — war die Königin Ihren Plänen weniger entgegen als der König; sie ließ Sie rufen; sie erörterte mit Ihnen das Für und Wider und ermächtigte Sie am Ende, mit Herrn von Mirabeau zu sprechen. Ist dies die Wahrheit, Doctor?“ fragte Cagliostro, Gilbert ins Gesicht schauend.

„Ich muß gestehen, Graf, daß Sie bis hierher nicht einen Augenblick vom geraden Wege abgegangen sind.“

„Wonach Sie, Herr Hochmüthiger, sich entzückt und in der tiefen Ueberzeugung, diese königliche Verwandlung sei Ihrer unwiderlegbaren Logik und Ihren unwiderstehlichen Argumenten zuzuschreiben, entfernt haben.“

Bei diesem ironischen Tone biß sich Gilbert unwillkürlich leicht auf die Lippen.

„Und was hätte diese Verwandlung bewirkt, wenn nicht meine Logik und meine Argumente? sprechen Sie, Graf; das Studium des Herzens ist mir so kostbar, als das des Leibes; Sie haben ein Instrument erfunden, mit dessen Hülfe man in der Brust der Könige liest: geben Sie mir dieses wunderbare Teleskop; Sie müßten ein Feind der Menschheit sein, wenn Sie es für sich allein behalten würden.“

„Ich sagte Ihnen, ich habe keine Geheimnisse für Sie, Doctor. Ich werde also Ihrem Wunsche gemäß mein Teleskop in Ihre Hände legen; Sie können nach Ihrem Belieben durch das Ende schauen, welches vergrößert, oder

Digitized by Google

durch das, welches verkleinert.. Nun denn, die Königin hat aus zwei Gründen nachgegeben: einmal, weil am Tage vorher ihr Herz einen großen Schmerz erduldet hatte, und weil ihr eine Intrigue zum Anknüpfen und zum Entwickeln vorschlagen der Königin eine Zerstreuung vorschlagen hieß; sodann, weil die Königin Frau ist, weil man ihr Herrn von Mirabeau als einen Löwen, als einen Tiger, als einen Bären geschildert hat und eine Frau nie dem für die Eitelkeit so schmeichelhaften Wunsche, einen Bären, einen Tiger oder einen Löwen zu zähmen, widerstehen kann. Sie sagte sich: „„Es wäre seltsam, wenn ich zu meinen Füßen diesen Mann beugte, der mich haßt; wenn ich den Tribun, der mich beschimpft hat, dahin brächte, daß er in Demuth Abbitte thäte. Ich werde ihn vor mir knieen sehen, das wird meine Rache sein; geht dann aus dieser Kniebeugung etwas Gutes für Frankreich und das Königthum hervor, desto besser!““ Doch Sie begreifen, dieses letzte Gefühl war ganz secundär."

„Sie bauen auf Hypothesen, Graf, und Sie hatten mir versprochen, mich durch Thatsachen zu überzeugen."

„Sie schlagen mein Teleskop aus; sprechen wir nicht mehr davon und kommen wir auf die materiellen Dinge zurück, auf die, welche man mit bloßen Augen sehen kann, auf die Schulden von Herrn von Mirabeau, zum Beispiel. Ah! das gehört zu den Dingen, für welche man kein Teleskop braucht."

„Nun, Graf, Sie haben da Gelegenheit, Ihre Freigebigkeit zu zeigen."

„Indem ich die Schulden von Herrn von Mirabeau bezahle?"

„Warum nicht? Sie haben wohl eines Tags die des Herrn Cardinal von Rohan bezahlt."

„Ah! werfen Sie mir diese Speculation nicht vor, das ist eine von denjenigen, welche mir am besten geglückt sind."

Digitized by Google

„Und was hat sie Ihnen eingetragen?“

„Die Halsbandgeschichte . . . mir scheint, das ist hübsch. Um einen solchen Preis bezahle ich die Schulden von Herr von Mirabeau. Doch für den Augenblick wissen Sie, daß er nicht auf mich rechnet; er rechnet auf den zukünftigen Generalissimus Lafayette, der ihn unglücklichen fünfzigtausend Franken, welche er ihm am Ende nicht gibt, wie einen Hund Kastanien nachspringen läßt.“

„Oh! Graf!“

„Armer Mirabeau! in der That, wie alle diese Dummköpfe und diese Gecken, mit denen Du zu thun hast, Dein Genie die Thorheiten Deiner Jugend bezahlen lassen! Es ist wahr, Alles dies ist providentiell, und Gott ist genöthigt, durch menschliche Mittel zu verfahren. „„Der unmoralische Mirabeau!““ sagt Monsieur, der unvermögend ist; „„Mirabeau, der Verschwender!““ sagt der Graf d'Artois, dem sein Bruder dreimal seine Schulden bezahlt hat. Armes Genie! ja, Du würdest die Monarchie vielleicht retten, da aber die Monarchie nicht gerettet werden soll, so sagt Rivarol: „„Mirabeau ist ein ungeheurer Schwätzer!““ „„Mirabeau ist ein Lump!““ sagt Malby. „„Mirabeau ist ein wunderlicher ausschweifender Kopf!““ sagt la Poule. „„Mirabeau ist ein Ruchloser!““ sagt Guillermy. „„Mirabeau ist ein Mörder!““ sagt der Abbé Maury. „„Mirabeau ist ein todter Mann!““ sagt Target. „„Mirabeau ist ein begrabener Mann!““ sagt Duport. „„Mirabeau ist ein Redner, der mehr ausgezischt als beklatscht worden ist!““ sagt Pelletier. „„Mirabeau hat die Blattern an der Seele!““ sagt Champcenetz. „„Man muß Mirabeau auf die Galeeren schicken!““ sagt Lambesc. „„Man muß Mirabeau aufhängen!““ sagt Marat. Und Mirabeau sterbe morgen, so wird ihm das Volk eine Apotheose machen, und alle diese Zwerge, die er um die ganze Brust überragt, und auf denen er lastet, so lange er lebt, werden seinem Leichenbegängniß folgen und singen und schreien: „„Wehe Frankreich, das

Digitized by Google

seinen Tribun verloren hat! wehe dem Königthum, das seine Stütze verloren hat!"

„Werden Sie mir auch den Tod von Mirabeau prophezeien?" rief Gilbert beinahe erschrocken.

„Sprechen Sie offenherzig, Doctor, glauben Sie, er werde lange leben, dieser Mann, den sein Blut verbrennt, den sein Herz erstickt, den sein Genie verzehrt? Glauben Sie, Kräfte, so riesig sie sein mögen, erschöpfen sich nicht in einem ewigen Kampfe gegen den Strom der Mittelmäßigkeit? Das von ihm unternommene Werk ist der Stein des Sisyphus. Erdrückt man ihn seit zwei Jahren nicht unablässig mit dem Worte: Unsittlichkeit? So oft er es nach unerhörten Anstrengungen auf den Gipfel des Berges zurückgeschoben zu haben glaubt, fällt dieses Wort schwerer als je wieder auf ihn herab. Was hat man dem König gesagt, der beinahe der Meinung der Königin in Beziehung auf Herrn von Mirabeau als ersten Minister beigetreten war? „„Sire, Paris wird über Unsittlichkeit schreien; Frankreich wird über Unsittlichkeit schreien; Europa wird über Unsittlichkeit schreien!"" Als ob Gott die großen Männer in derselben Form göße, wie den gemeinen Haufen der Sterblichen, und als ob, sich erweiternd, der Kreis, der die großen Tugenden umfaßt, nicht auch die großen Laster umfassen müßte! Gilbert, Sie werden sich erschöpfen, Sie und ein paar Männer von Intelligenz, um Mirabeau zum Minister zu machen, das heißt zu dem, was Herr von Turgot, ein Einfaltspinsel, Herr Necker, ein Pedant, Herr von Calonne, ein Geck, Herr von Brienne, ein Atheist, gewesen sind; — und Mirabeau wird nicht Minister sein, weil er hunderttausend Franken Schulden hat, welche bezahlt wären, wäre er der Sohn eines einfachen Generalpächters, und weil er zum Tode verurtheilt worden ist, wegen der Entführung der Frau eines alten Blödsinnigen, welche Frau sich am Ende aus Liebe für einen schönen Kapitän mit Kohlendampf erstickt hat."

Digitized by Google

„Aber was prophezeien Sie mir denn da?“ fragte Gilbert, der, während er dem Ausfluge, den der Geist von Cagliostro in das Land der Phantasie gemacht hatte, seinen Beifall gab, sich nur um den Schluß bekümmerte, den er daraus zurückgebracht.

„Ich sage Ihnen,“ wiederholte Cagliostro mit dem Prophetentone, der nur ihm eigenthümlich war und keine Entgegnung zuließ, „ich sage Ihnen, Herr von Mirabeau, der Mann von Genie, der Staatsmann, der große Redner, wird sein Leben aufzehren und am Grabe anlangen, ohne daß er es dazu gebracht hat, das zu sein, was alle Welt gewesen sein wird: Minister! Ah! die Mittelmäßigkeit ist eine gute Protection, mein lieber Gilbert!“

„Aber . . . der König widersetzt sich also?“ fragte Gilbert.

„Pest! er hütet sich wohl; er müßte mit der Königin streiten, der er beinahe sein Wort gegeben hat. Sie wissen, daß die Politik des Königs in dem Worte beinahe liegt; er ist beinahe constitutionell, beinahe Philosoph, beinahe populär und beinahe fein, wenn er von Monsieur berathen wird. Gehen Sie morgen in die Nationalversammlung, mein lieber Doctor, und Sie werden sehen, was dort vorfällt!“

„Können Sie mir es nicht zum Voraus sagen?“

„Dies hieße Ihnen das Vergnügen der Ueberraschung rauben.“

„Morgen, das ist lang!“

„So thun Sie etwas Besseres. Es ist fünf Uhr; in einer Stunde wird sich der Club der Jacobiner eröffnen. Das sind Nachtvögel, wie Sie wissen, diese Herren Jacobiner. Gehören Sie zur Gesellschaft?“

„Nein. Camille Desmoulins und Danton haben mich bei den Cordeliers aufnehmen lassen.“

„Nun wohl, in einer Stunde wird, wie ich Ihnen sagte, der Club der Jacobiner sich eröffnen. Das ist eine sehr gut zusammengesetzte Gesellschaft, in welcher

wir, seien Sie unbesorgt, nicht am unrechten Orte sein werden. Wir speisen mit einander zu Mittag; nach dem Essen nehmen wir einen Fiacre; wir lassen uns in die Rue Saint-Honoré führen, und wenn Sie aus dem alten Kloster weggehen, werden Sie erbaut sein. Zwölf Stunden im Voraus in Kenntniß gesetzt, werden Sie überdies vielleicht Zeit haben, den Streich zu pariren. Nun aber lassen Sie uns speisen."

„Wie!" fragte Gilbert, „Sie speisen um fünf Uhr zu Mittag?"

„Auf den Schlag fünf. Ich bin ein Vorläufer in allen Dingen; in zehn Jahren wird Frankreich nur zwei Mahle machen: ein Frühstück um zehn Uhr Morgens und ein Mittagsmahl um sechs Uhr Abends."

„Und wer wird diese Veränderungen in den Gewohnheiten herbeiführen?"

„Die Hungersnoth, mein Lieber."

„Sie sind wahrhaftig ein Unglücksprophet."

„Nein, denn ich prophezeie Ihnen ein gutes Mahl."

„Haben Sie Gesellschaft?"

„Ich bin durchaus allein. Doch Sie kennen das Wort des alten Gastronomen: „„Lucullus speist bei Lucullus.""

„Monsignieur ist bedient," meldete ein Lakei, der beide Flügel der Thüre eines glänzend erleuchteten und kostbar servirten Speisezimmers öffnete.

„Kommen Sie, Herr Pythagoräer," sagte Cagliostro, indem er Gilbert beim Arme nahm. „Bah! ein Mal ist nicht Gewohnheit!"

Gilbert folgte dem Zauberer, unterjocht durch die Magie seiner Worte, und vielleicht auch hingezogen durch die Hoffnung, in seinem Gespräche irgend einen Blitz glänzen zu machen, der ihn in der Nacht, in welcher er ging, leiten könnte.

Digitized by Google

XXX.

Der Club der Jacobiner.

Zwei Stunden nach der von uns mitgetheilten Unterredung hielt ein Wagen ohne Livree und ohne Wappen vor der Thüre der Saint-Roch-Kirche, deren Façade noch nicht durch die Kugeln des 13. Vendemiaire verstümmelt worden war.

Aus diesem Wagen stiegen zwei Männer aus, schwarz gekleidet, wie es damals die Mitglieder des dritten Standes waren, und beim gelben Schimmer der Reverberen, welche stellenweise den Nebel der Rue Saint-Honoré durchdrangen, einer Art von Strömung, welche die Menge bildete, folgend zogen sie sich auf der linken Seite der Straße bis zu der kleinen Thüre des Jacobiner-Klosters hin.

Haben unsere Leser, wie dies wahrscheinlich ist, errathen, daß diese zwei Männer der Doctor Gilbert und der Graf von Cagliostro oder der Banquier Zannone, wie er sich zu jener Zeit nennen ließ, waren, so brauchen wir ihnen nicht zu erklären, warum sie vor der kleinen Thüre stehen blieben, da diese Thüre das Ziel ihres nächtlichen Ganges war.

Uebrigens hatten die zwei Ankömmlinge nur der Menge zu folgen, denn die Menge war groß.

„Wollen Sie in das Schiff eintreten, oder werden Sie sich mit einem Platze auf den Tribunen begnügen?“ fragte Cagliostro Gilbert.

„Ich glaube, das Schiff sei einzig und allein den Mitgliedern der Gesellschaft vorbehalten?“ erwiederte Gilbert.

Digitized by Google

„Allerdings; aber bin ich nicht Mitglied von allen Gesellschaften?“ versetzte Cagliostro lachend; „und da ich es bin, sind es nicht auch meine Freunde? Hier ist eine Karte für Sie, wenn Sie wollen; ich, was mich betrifft, ich habe nur ein Wort zu sagen.“

„Man wird uns als Fremde erkennen und weggehen heißen,“ bemerkte Gilbert.

„Vor Allem, mein lieber Doctor, muß ich Ihnen Eines sagen . . . was Sie nicht wissen, wie es scheint, nämlich, daß die seit drei Monaten gegründete Gesellschaft der Jacobiner schon ungefähr sechzigtausend Mitglieder in Frankreich zählt und, ehe ein Jahr vergeht, viermal hundert tausend zählen wird; überdies, mein Theuerster,“ fügte Cagliostro lächelnd bei, „überdies ist hier der wahre Große Orient, der Mittelpunkt aller geheimen Gesellschaften, und nicht bei dem Dummkopf Fauchet, wie man glaubt. Wenn Sie nun nicht das Recht haben, unter dem Titel eines Jacobiners einzutreten, so haben Sie hier Ihren Platz in der Eigenschaft eines Rosenkreuzers anzusprechen.“

„Gleichviel,“ erwiederte Gilbert, „ich ziehe die Tribunen vor. Von den Tribunen herab werden wir über der ganzen Versammlung schweben, und bietet sich eine gegenwärtige oder zukünftige Illustration, die ich nicht kenne, so werden Sie mich mit ihr bekannt machen.“

Die Tribunen waren voll, doch bei der ersten, nach der er sich wandte, brauchte Cagliostro nur ein Zeichen zu machen und leise ein Wort auszusprechen, und zwei Männer, welche vorne standen, zogen sich auf der Stelle zurück, als wären sie nur hierher gekommen, um seinen Platz und den des Doctor Gilbert zu hüten.

Die Ankömmlinge nahmen ihre Plätze ein.

Die Sitzung war noch nicht eröffnet; die Mitglieder der Versammlung waren in Unordnung im dunkeln Schiffe verbreitet; die Einen plauderten in Gruppen; die Andern gingen in dem engen Raume, den ihnen die große Anzahl ihrer Collegen ließ, auf und ab; wieder Andere träumten

Digitized by Google

vereinzelt, entweder im Schatten sitzend oder stehend und an einen massiven Pfeiler angelehnt.

Spärliche Lichter goßen in Streifen einige Helle auf diese Menge, deren Individualitäten nur hervortraten, wenn sich ihre Gesichter oder ihre Personen zufällig unter einer von diesen schwachen Flammen befanden.

Nur war selbst im Halbschatten leicht zu sehen, daß man sich mitten in einem aristokratischen Vereine befand. Die gestickten Röcke und die Uniformen der Land- und Seeofficiere waren, die Menge mit Reflexen von Gold und Silber besprenkelnd, im Ueberflusse vorhanden.

Zu jener Zeit demokratisirte in der That nicht ein Arbeiter, nicht ein Mann aus dem Volke, wir möchten sagen, beinahe nicht ein Bürger die illustre Versammlung.

Für die Leute von der kleinen Welt gab es einen zweiten Saal unter dem ersten. Dieser zweite Saal wurde zu einer andern Stunde geöffnet, damit das Volk und die Aristokratie nicht mit dem Ellenbogen an einander stießen. Für die Unterweisung dieses Volkes hatte man eine brüderliche Gesellschaft gebildet.

Die Mitglieder dieser Gesellschaft waren beauftragt, ihm die Constitution zu erklären und ihm die Menschenrechte auseinanderzusetzen.

Die Jacobiner waren, wie gesagt, zu jener Zeit eine militärische, aristokratische, intellectuelle und besonders gelehrte und künstlerische Gesellschaft.

Die Gelehrten und die Künstler sind wirklich in der Mehrheit da.

Es sind hier an Literaten la Harpe, der Verfasser von Melanie; Chénier, der Verfasser von Karl IX.; Andrieux, der Verfasser der Etourdis, der schon im Alter von dreißig Jahren dieselben Hoffnungen gibt, die er noch im Alter von siebenzig gab, und der gestorben ist, nachdem er immer versprochen und nie gehalten; da ist auch Sedeine, der ehemalige Steinhauer, begünstigt von

der Königin, ein Royalist seinem Herzen nach, wie die Mehrzahl der Anwesenden; Chamfort, der gekrönte Dichter, Ersecretär des Herrn Prinzen von Condé, Vorleser von Madame Elisabeth; Laclos, der Mann des Herzogs von Orleans, der Verfasser der Liaisons dangereuses, der den Platz seines Patrons einnimmt und je nach den Umständen beauftragt ist, ihn bei seinen Freunden in's Gedächtniß zurückzurufen, oder von seinen Feinden vergessen zu lassen.

An Künstlern sind da Talma der Römer, der in seiner Rolle als Titus eine Revolution zu machen im Begriffe ist; durch ihn wird es kommen, daß man einstweilen die Haupthaare abschneidet, bis es durch Callot d'Herbois, seinen Collegen, dahin kommt, daß man die Köpfe abschneidet; ferner David, der Leonidas und die Sabinerinnen träumt; David, der sein großes Gemälde: der Schwur im Ballhause, anlegt und so eben vielleicht den Pinsel gekauft hat, mit dem er sein schönstes Gemälde und sein häßlichstes Bild: Marat in seinem Bade ermordet, machen wird; Vernet, der vor zwei Jahren von der Academie für sein großes Bild: der Triumph des Paulus Aemilius, aufgenommen worden ist; der sich damit belustigt, daß er Pferde und Hunde malt, ohne zu ahnen, daß vier Schritte von ihm, in der Versammlung, am Arme von Talma, ein junger corsischer Lieutenant mit glatten, ungepuderten Haaren ist, welcher ihm, ohne es selbst zu vermuthen, fünf von seinen schönsten Bildern, den Uebergang über den St. Bernhardsberg, die Schlachten vom Rivoli, vom Marengo, von Austerlitz und von Wagram vorbereitet; ferner Larive, der Erbe der declamatorischen Schule, der noch nicht geruht, in Talma einen Collegen zu sehen; den Voltaire Corneille und Belloy Racine vorzieht; ferner Lais, der Sänger, der das Entzücken der Oper in den Rollen des Kaufmanns in der Caravane, des Consul in Trajan und des

Digitized by Google

Cinna in der Vestalin bildet; sodann Lafayette, Lameth, Duport, Sieyès, Thouret, Chapellier, Rabaut-Saint-Etienne, Lanjuinais, Monlesier; mitten unter Allem dem endlich, mit herausfordernder Miene und anmaßendem Gesichte, der Abgeordnete von Grenoble, Barnave, aus dem die mittelmäßigen Menschen einen Mirabeau machen, während Mirabeau ihn zermalmt, so oft er sich herabläßt, den Fuß auf ihn zu setzen.

Gilbert warf einen langen Blick auf diese glänzende Versammlung, erkannte Jeden, schätzte in seinem Geiste alle diese verschiedenen Fähigkeiten und war wenig durch sie beruhigt.

Diese royalistische Gesammtheit tröstete ihn indessen wieder ein wenig.

„Im Ganzen," sagte er plötzlich zu Cagliostro, „welchen Mann sehen Sie unter allen diesen Männern, der wirklich feindlich gegen das Königthum gesinnt wäre?"

„Soll ich mit den Augen von Jedermann, mit den Ihrigen, mit denen von Herrn Necker, mit denen des Abbé Maury oder mit den meinigen sehen?"

„Mit den Ihrigen," erwiederte Gilbert; „ist es nicht entschieden, daß es Zaubereraugen sind?"

„Nun wohl, es finden sich zwei hier."

„Oh! das ist nicht viel unter vierhundert Männern."

„Es ist genug, wenn Einer von diesen zwei Männern der Mörder von Ludwig XVI. sein soll, und der Andere sein Nachfolger."

Gilbert bebte.

„Ho! ho!" murmelte er, „wir haben hier einen zukünftigen Brutus und einen zukünftigen Cäsar!"

„Nicht mehr, nicht weniger, mein lieber Doctor."

„Sie werden mich wohl beide sehen lassen, nicht wahr, Graf?" sagte Gilbert mit dem Lächeln des Zweifels auf den Lippen.

„O Apostel mit schuppenbedeckten Augen!" erwiederte

Digitized by Google

Cagliostro, „ich werde etwas Besseres thun, wenn Du willst; ich werde Dich sie mit dem Finger berühren lassen. Bei welchem soll ich anfangen?“

„Bei dem Umstürzer, wie mir scheint; ich habe große Ehrfurcht für die chronologische Ordnung. Lassen Sie mich zuerst Brutus sehen.“

„Du weißt,“ sprach Cagliostro, sich belebend, als würde er vom Hauche der Inspiration ergriffen, „Du weißt, daß die Menschen nie mit denselben Mitteln verfahren, um ein ähnliches Werk zu vollbringen? Unser Brutus wird also in keiner Hinsicht dem Brutus des Alterthums gleichen.“

„Ein Grund mehr, daß ich begierig bin, ihn zu sehen.“

„Nun, so schau, dort ist er!“ versetzte Cagliostro.

Und er streckte die Hand in der Richtung eines an die Kanzel angelehnten Mannes aus, dessen Kopf sich in diesem Augenblick allein im Lichte fand, indeß der übrige Körper im Schatten verloren war.

Dieser bleiche Kopf sah aus wie, in den alten Tagen der Proscriptionen, ein abgeschnittener, an die Rednerbühne genagelter Kopf.

Nur die Augen schienen zu leben, mit einem beinahe verächtlichen Ausdrucke des Hasses, mit dem Ausdrucke der Schlange, welche weiß, daß ihr Zahn ein tödtliches Gift enthält; sie folgten bei seinen zahlreichen Evolutionen dem lärmenden und geschwätzigen Barnave.

Gilbert fühlte etwas wie einen Schauer seinen ganzen Leib durchlaufen.

„In der That,“ sagte er, „Sie haben mich zum Voraus darauf aufmerksam gemacht; das ist weder der Kopf von Brutus, noch der von Cromwell.“

„Nein,“ versetzte Cagliostro; „doch es ist vielleicht der von Cassius. Sie wissen, mein Lieber, was Cäsar sagte: „„Alle diese fetten Leute, alle diese Wohllebemenschen, welche ihre Tage bei der Tafel, ihre Nächte

Digitized by Google

in Orgien hinbringen, fürchte ich nicht; nein, was ich fürchte, das ſind die Träumer mit magerem Leibe und bleichem Geſichte.““

„Derjenige, welchen Sie mir zeigen, entſpricht den von Cäſar geſtellten Bedingungen.“

„Kennen Sie ihn denn nicht?“ fragte Caglioſtro.

„Doch!“ erwiederte Gilbert, indem er ihn aufmerkſam anſchaute, „ich kenne ihn oder ich erkenne vielmehr in ihm ein Mitglied der Nationalverſammlung.“

„So iſt es!“

„Einer der weltſchweifigſten Redner der Linken.“

„So iſt es!“

„Den Niemand anhört, wenn er ſpricht.“

„So iſt es!“

„Ein kleiner Advocat von Arras, nicht wahr? er heißt Maximilian von Robespierre.“

„Ganz richtig! Nun wohl, ſchauen Sie dieſen Kopf mit Aufmerkſamkeit an.“

„Ich ſchaue ihn an.“

„Was ſehen Sie daran?“

„Graf, ich bin nicht Lavater.“

„Nein, doch Sie ſind ſein Schüler.“

„Ich ſehe den gehäſſigen Ausdruck der Mittelmäßigkeit gegen das Genie.“

„Das heißt, Sie beurtheilen ihn auch wie die ganze Welt. Ja, es iſt wahr, ſeine ſchwache, ein wenig herbe Stimme, ſein mageres, trauriges Geſicht, die Haut ſeiner Stirne, welche an ſeinen Schädel wie ein gelbes unbewegliches Pergament geklebt zu ſein ſcheint; ſein glaſiges Auge, das nur zuweilen einen grünlichen Flammenſtrahl hervorſpringen läßt, welcher ſogleich wieder erliſcht; dieſe beſtändige Spannung der Muskeln; dieſe gerade durch ihre Unbeweglichkeit ermüdende Phyſiognomie; dieſer unveränderlich olivenfarbige Rock, ein einziger, dürrer, ſcharf gebürſteter Rock; ja, Alles dies ich begreife es wohl, muß wenig Eindruck auf eine a

Rednern reiche Verſammlung machen, die das Recht hat, ſchwierig zu ſein, gewohnt, wie ſie es iſt, an das Löwengeſicht von Mirabeau, an die verwegene Anmaßung von Barnave, an die ſcharfe Gegenrede des Abbé Maury, an die Wärme von Cazalès und an die Logik von Sieyès; dieſem aber wird man nicht, wie Mirabeau, ſeine Immoralität vorwerfen; dieſer iſt der redliche Mann; er geht nie aus den Principien heraus, und geht er je aus der Geſetzlichkeit heraus, ſo wird es geſchehen, um den alten Text mit dem neuen Geſetze zu tödten!"

„Aber wer iſt denn dieſer Robespierre?"

„Ah! da biſt Du, Ariſtokrat des 17. Jahrhunderts! „„Wer iſt denn dieſer Cromwell?"" fragte der Graf von Strafford, dem der Protector den Kopf abſchlagen ſollte; „„ich glaube, ein Bierſchenk.""

„Wollen Sie damit ſagen, mein Kopf laufe dieſelbe Gefahr, wie der von Sir Thomas Wentworth?" fragte Gilbert, der ein Lächeln verſuchte, welches ſich auf ſeinen Lippen in Eis verwandelte.

„Wer weiß?" verſetzte Cagliostro.

„Ein Grund mehr, daß ich mich erkundige," ſprach der Doctor.

„Wer dieſer Robespierre iſt? In ganz Frankreich weiß es vielleicht Niemand als ich. Ich liebe es, damit bekannt zu ſein, woher die Auserwählten des Verhängniſſes kommen; das hilft mir errathen, wohin ſie gehen. Die Robespierre ſind Irländer. Ihre Vorfahren gehörten vielleicht zu jenen iriſchen Colonien, welche im 16. Jahrhundert herüberkamen und die Seminarien und Klöſter unſerer nördlichen Küſten bevölkerten; dort werden ſie von den Jeſuiten die ſtarke Widerſprecher-Erziehung erhalten haben, die dieſe ihren Zöglingen gaben; ſie waren Notare vom Vater auf den Sohn. Ein Zweig der Familie, der, von welchem dieſer abſtammt, ließ ſich in Arras, einem, wie Sie wiſſen, großen Centrum des Adels und der Geiſtlichkeit, nieder. Es waren in der

Stadt zwei Herren oder vielmehr zwei Könige: der Eine, der Abt von Saint-Waaſt; der Andere, der Biſchof von Arras, deſſen Palaſt die Hälfte der Stadt in den Schatten ſtellt. In dieſer Stadt iſt derjenige, welchen Sie dort ſehen, im Jahre 1758 geboren. Was er als Kind gethan hat, was er als junger Mann gethan hat, was er in dieſem Augenblicke thut, will ich Ihnen mit zwei Worten ſagen; was er thun wird, habe ich Ihnen ſchon mit einem geſagt. Es waren vier Kinder im Hauſe. Der Chef der Familie verlor ſeine Frau; er war Advocat beim Rathe von Artois; nach dem Tode ſeiner Frau verſank er in eine tiefe Traurigkeit; er hörte auf zu plaidiren, unternahm eine Zerſtreuungsreiſe und kam nicht mehr zurück. Mit eilf Jahren war der älteſte Sohn, — dieſer hier, — ebenfalls Familienhaupt, Vormund von einem Bruder und von zwei Schweſtern; in dieſem Allen begriff, ſeltſamer Weiſe, das Kind ſeine Aufgabe und machte ſich ſogleich zum Manne. In vier und zwanzig Stunden wurde er das, was er geblieben iſt: ein Geſicht, das zuweilen lächelt, ein Herz, das nie lacht. Er war der beſte Zögling vom Collegium. Man erhielt für ihn vom Abte von Saint-Waaſt eines von den Stipendien, über welche der Prälat beim Collége Louis-le-Grand verfügte. Er kam allein nach Paris, empfohlen an einen Domherrn von Notre-Dame; im Verlaufe des Jahres ſtarb der Domherr. Beinahe zu gleicher Zeit ſtarb in Arras ſeine jüngere Schweſter, die er am meiſten liebte. Der Schatten der Jeſuiten, die man aus Frankreich vertrieben hatte, fiel noch auf die Mauern von Louis-le-Grand. Sie kennen das Gebäude, wo zu dieſer Stunde Ihr Sebaſtian heranwächſt; düſter und tief wie die der Baſtille, entfärben ſeine Höfe die friſcheſten Geſichter: das des jungen Robespierre war bleich, ſie machten es leichenfarbig. Die anderen Kinder gingen zuweilen aus; für ſie hatte das Jahr Sonntage und Feſte; für den verwaiſten, jeder Protection entbehrenden

Stipendiaten waren alle Tage dieſelben. Während die Anderen die Luft der Familie athmeten, athmete er die Luft der Einſamkeit, der Traurigkeit und der Langweile; drei ſchlimme Hauche, welche in den Herzen den Haß und den Neid entzünden und der Seele ihre Blüthe rauben. Dieſer Hauch verſchmächtigte den Knaben und machte einen faden jungen Mann aus ihm. Eines Tags wird man nicht glauben, daß es ein Portrait von Robespierre im Alter von vier und zwanzig Jahren gibt, wo er eine Roſe in einer Hand hält und die andere an ſeine Bruſt drückt mit der Deviſe: „Alles für meine Freundin!“

Gilbert lächelte traurig, indem er Robespierre anſchaute.

„Es iſt wahr,“ fuhr Caglioſtro fort, „als er dieſe Deviſe nahm und ſich ſo malen ließ, ſchwor dieſe Freundin, nichts auf der Welt werde ihr Schickſal trennen; er ſchwor auch, und zwar als ein Mann, der geſonnen iſt, ſeinen Schwur zu halten. Er machte eine Reiſe von drei Monaten und fand ſie verheirathet wieder. Der Abt von Saint-Waaſt war übrigens ſein Gönner geblieben; er hatte ſeinem Bruder das Stipendium vom Collége Louis-le-Grand zukommen laſſen und ihm die Stelle eines Richters beim Criminaltribunal gegeben. Es kam ein Prozeß zur gerichtlichen Entſcheidung, ein Mörder war zu beſtrafen; Robespierre, voller Gewiſſensbiſſe, daß er, ſelbdritte, es gewagt, über das Leben eines Menſchen zu verfügen, obgleich dieſer Menſch als ſchuldig erkannt war, Robespierre nahm ſeine Entlaſſung. Er wurde Advocat, denn er mußte leben und ſeine junge Schweſter ernähren; der Bruder wurde ſchlecht genährt im Collége Louis-le-Grand, aber er war doch am Ende genährt. Kaum hatte er ſich in die Liſte einſchreiben laſſen, als ihn Bauern baten, für ſie gegen den Biſchof von Arras zu plaidiren. Die Bauern waren in ihrem

Rechte; Robespierre überzeugte sich hievon durch die Prüfung der Acten, plaidirte, gewann den Prozeß der Bauern und wurde, noch ganz warm von seinem Siege, in die Nationalversammlung geschickt. In der Nationalversammlung fand sich Robespierre zwischen einen mächtigen Haß und eine tiefe Verachtung gestellt: Haß der Geistlichkeit gegen den Advocaten, der es gewagt hatte, gegen den Bischof von Arras zu plaidiren; Verachtung der Adeligen des Artois gegen den durch die Wohlthätigkeit erzogenen Robin *)."

„Aber was hat er denn bis heute gethan?" unterbrach Gilbert.

„Oh mein Gott! beinahe nichts für die Andern, aber ziemlich viel für mich. Entspräche es nicht meinen Plänen und Absichten, daß dieser Mensch arm ist, so gäbe ich ihm morgen eine Million."

„Ich frage Sie noch einmal: was hat er gethan?"

„Erinnern Sie sich des Tages, wo die Geistlichkeit heuchlerischer Weise in der Versammlung den durch das königliche Veto unschlüssigen dritten Stand bat, seine Arbeiten zu beginnen?"

„Ja."

„Nun wohl, durchlesen Sie noch einmal die Rede, welche an diesem Tage der kleine Advocat von Arras hielt, und Sie werden sehen, ob nicht eine ganze Zukunft in dieser herben Heftigkeit liegt, die ihn beinahe beredt machte."

„Doch seitdem?"

„Seitdem? . . Oh! das ist wahr. Wir sind genöthigt, vom Monat Mai auf den Monat October überzuspringen. Als am 5. Maillard, der Abgeordnete der Pariser Weiber, im Namen seiner Clientinnen die Nationalversammlung haranguirte, nun, da blieben alle Mit-

*) Ein Spottname für Magistratspersonen, Advokaten, Rechtsgelehrte und dergl.

glieder dieser Versammlung stumm und unbeweglich; dieser kleine Advocat aber zeigte sich nicht allein herb, er zeigte sich vermessener, als Einer. Alle angebliche Vertheidiger des Volks schwiegen, er erhob sich zweimal; das erste Mal unter dem Lärmen, das zweite Mal unter dem Stillschweigen. Er unterstützte Maillard, der im Namen der Hungersnoth sprach und Brod verlangte."

„Ja, in der That," sagte Gilbert nachdenkend, „das wird ernster; doch vielleicht wird er sich ändern."

„Oh! mein lieber Doctor, Sie kennen nicht den Unbestechlichen, wie man ihn eines Tages nennen wird; wer würde übrigens den kleinen Advocaten, über den Jedermann lacht, erkaufen wollen? Dieser Mensch, welcher später, — hören Sie wohl, was ich Ihnen sage, Gilbert, — welcher später der Schrecken der Versammlung sein wird, ist heute die Zielscheibe des Spottes. Die adeligen Jacobiner sind übereingekommen, Herr von Robespierre sei der lächerlichste Mensch der Nationalversammlung, derjenige, welcher alle Welt belustige und belustigen müsse, derjenige, über welchen Jeder spotten könne und spotten müsse. Die großen Versammlungen langweilen sich manchmal, es muß wohl ein Gimpel da sein, der sie erheitert. In den Augen der Lameth, der Cazalès, der Maury, der Barnave, der Duport ist Herr von Robespierre ein Gimpel. Seine Freunde verrathen ihn, indem sie ganz leise lächeln, seine Feinde ziſchen ihn aus und lachen ganz laut; wenn er spricht, spricht alle Welt; wenn er die Stimme erhebt, schreit Jeder; hat er, — immer zu Gunsten des Rechts, immer um irgend ein Princip zu vertheidigen, — eine Rede gehalten, die Niemand angehört, so verlangt irgend ein unbekanntes Mitglied, auf das der Redner einen Moment seinen Blick heftet, ironisch den Druck der Rede. Ein Einziger von seinen Collegen begreift ihn; ein Einziger! errathen Sie, welcher? Mirabeau. „„Dieser Mensch wird weit gehen,"" sagte er mir vorgestern, „„denn dieser Mensch

Digitized by Google

glaubt, was er spricht.““ Was, wie Sie sich denken können, Mirabeau seltsam scheint.“

„Ich habe die Rede dieses Mannes gelesen und sie mittelmäßig, flach gefunden,“ entgegnete Gilbert.

„Ei! mein Gott, ich sage Ihnen nicht, es sei ein Demosthenes oder ein Cicero, ein Mirabeau oder ein Barnave; ei! nein, es ist ganz einfach Herr von Robespierre, wie man ihn geflissentlich nennt. Uebrigens behandelt man seine Reden eben so rücksichtslos in der Druckerei, wie auf der Tribune: auf der Tribune unterbricht man sie; in der Druckerei verstümmelt man sie. Die Journalisten nennen ihn nicht einmal Herr von Robespierre; nein, die Journalisten wissen seinen Namen nicht. Sie nennen ihn Herr B . . ., Herr N . . . oder Herr ***. Oh! Gott allein und ich vielleicht wissen, was sich an Galle in dieser magern Brust, an Stürmen in diesem engen Gehirne anhäuft; denn um alle diese Beleidigungen, alle diese Schmähungen, alle diese Verrathe zu vergessen, hat der ausgezischte Redner, der seine Stärke fühlt, weder die Zerstreuung der Familie, noch die Erleichterung der Welt. In seiner traurigen Wohnung im traurigen Marais, in seinem kalten, dürftigen, jedes Hausraths entbehrenden Zimmer in der Rue Saintonge, wo er ganz klein von seinem Gehalte als Abgeordneter lebt, ist er allein wie in den feuchten Höfen von Louis-le-Grand. Bis zum vorigen Jahre ist sein Gesicht noch jung und sanft gewesen: sehen Sie, seit einem Jahre ist es vertrocknet, wie die Köpfe der Caraiben-Häuptlinge vertrocknen, welche von Oceanien die Cook und die la Pérouse zurückbringen; er verläßt die Jacobiner nicht, und bei den für Alle unsichtbaren Aufregungen, die er erleidet, bekommt er Blutflüsse, welche ihn schon mehrere Male ohne Bewußtsein gelassen haben. Sie sind ein großer Algebrist, Gilbert, nun, ich fordere Sie heraus, durch die übertriebensten Multiplicationen das Blut zu berechnen, welches diesem Adel, der ihn be-

ſchimpft, dieſen Prieſtern, die ihn verfolgen, dieſem König, der nichts von ihm weiß, das Blut, das Robespierre verliert, koſten wird."

„Warum kommt er aber in den Club der Jacobiner?"

„Oh! weil man ihn, der in der Nationalverſammlung ausgeziſcht wird, bei den Jacobinern anhört. Die Jacobiner, mein lieber Doctor, das iſt der Minotaurus als Kind; er ſaugt an einer Kuh, ſpäter wird er ein Volk verſchlingen. Nun wohl, von den Jacobinern iſt Robespierre der Typus. Die Geſellſchaft faßt ſich in ihm zuſammen, und er iſt der Ausdruck der Geſellſchaft: nichts mehr, nichts weniger; er geht denſelben Schritt wie ſie, ohne ihr zu folgen, ohne ihr vorzugehen. Nicht wahr, ich habe Ihnen verſprochen, Sie ein kleines Inſtrument ſehen zu laſſen, mit dem man ſich gegenwärtig beſchäftigt, und das zum Zwecke hat, einen Kopf, vielleicht zwei in der Minute fallen zu machen? wohl, von allen hier anweſenden Perſonen iſt diejenige, welche dieſem Tödtungsinſtrumente am meiſten Arbeit geben wird, der kleine Advocat von Arras, Herr von Robespierre."

„Wahrhaftig, Graf, Sie ſind fürchterlich," ſagte Gilbert, „und wenn mich Ihr Cäſar nicht ein wenig für Ihren Brutus tröſtet, ſo bin ich im Stande, die Urſache zu vergeſſen, aus der ich hierher gekommen .. Doch verzeihen Sie, was iſt aus Cäſar geworden?"

„Sehen Sie ihn dort? Er plaudert mit einem Manne, den er noch nicht kennt, während er ſpäter einen großen Einfluß auf ſein Geſchick haben wird. Dieſer Mann heißt Barras: behalten Sie ſeinen Namen und erinnern Sie ſich deſſelben bei Gelegenheit."

„Ich weiß nicht, ob Sie ſich täuſchen, Graf," verſetzte Gilbert, „aber in jedem Falle wählen Sie Ihre Typen ſehr gut. Ihr Cäſar hat eine wahre Stirne, um die Krone zu tragen, und ſeine Augen, deren Ausdruck ich nicht erfaſſen kann . . ."

Digitized by Google

„Ja, weil sie inwendig schauen; das sind die Augen, welche die Zukunft errathen, Doctor.“

„Und was sagt er zu Barras?“

„Er sagt ihm, wenn er die Bastille vertheidigt hätte, so würde man sie nicht genommen haben.“

„Das ist also kein Patriot?“

„Die Männer wie er wollen nichts sein, bevor sie Alles sind.“

„Sie behaupten also den Scherz in Betreff des kleinen Unterlieutenants?“

„Gilbert,“ sprach Cagliostro, indem er die Hand gegen Robespierre ausstreckte, „so wahr als Dieser das Schaffot von Karl I wieder errichten wird, so wahr wird Jener,“ — und er streckte die Hand gegen den Corsen mit den glatten Haaren aus, — „so wahr wird Jener den Thron von Karl dem Großen wieder aufbauen.“

„Also ist unser Kampf für die Freiheit unnütz?“

„Wer sagt Ihnen, der Eine werde nicht eben so viel für sie mit seinem Throne thun, als der Andere mit seinem Schaffot?“

„Das wird also ein Titus, ein Marc Aurel, es wird der Gott sein, der die Welt für das eherne Zeitalter tröstet?“

„Das wird zugleich Alexander und Hannibal sein. Mitten im Kriege geboren, wird er durch den Krieg groß werden und durch den Krieg fallen. Ich habe Sie aufgefordert, das Blut zu berechnen, welches dem Adel und der Geistlichkeit, das Blut, das Robespierre verliert, kosten werde; nehmen Sie das Blut, das Priester und Adelige verloren haben werden, häufen Sie Multiplicationen auf Multiplicationen, und Sie werden den Fluß, den See, das Meer von Blut nicht erreichen, das dieser Mann mit seinen Heeren von fünfmal hunderttausend Soldaten und seinen dreitägigen Schlachten mit ihren hundert und fünfzigtausend Kanonenschüssen vergießen wird.“

Digitized by Google

„Und was wird aus diesem Lärmen, aus diesem Rauche, aus diesem Chaos hervorgehen?“

„Was aus jeder Genesis hervorgeht,“ Gilbert; wir sind beauftragt, die alte Welt zu begraben; unsere Kinder werden die neue Welt entstehen sehen; dieser Mann ist der Riese, der die Thüre derselben bewacht; wie Ludwig XIV., wie Leo X., wie Augustus, wird er seinen Namen dem Jahrhundert geben, das sich öffnet.“

„Und wie heißt dieser junge Mann?“ fragte Gilbert, unterjocht durch die Miene der Ueberzeugung von Cagliostro.

„Er nennt sich bis jetzt nur Bonaparte,“ erwiederte der Prophet; „doch eines Tags wird er Napoleon heißen.“

Gilbert neigte seinen Kopf auf seine Hand und versank in eine so tiefe Träumerei, daß er, fortgezogen durch den Lauf seiner Gedanken, nicht bemerkte, daß die Sitzung eröffnet war und daß ein Redner die Tribune bestieg.

Eine Stunde war vergangen, ohne daß das Geräusch der Versammlung und der Tribunen, so stürmisch die Sitzung, Gilbert seinem Nachsinnen hatte entziehen können, als er fühlte, daß eine mächtige Hand sich auf seine Schulter legte.

Er wandte sich um, Cagliostro war verschwunden, doch an seinem Platze fand er Mirabeau.

Mirabeau mit einem durch den Zorn verstörten Gesichte.

Gilbert schaute ihn mit fragendem Auge an.

„Nun!“ sagte Mirabeau.

„Was gibt es?“ fragte Gilbert.

„Man hat uns zum Besten gehabt, schmählich behandelt, verrathen; der Hof will nichts von mir; man hat Sie als einen Gimpel angesehen und mich als einen Dummkopf.“

„Ich begreife Sie nicht, Graf.“

Digitized by Google

„Sie haben also nicht gehört?“
„Was?“
„Den Beschluß, der gefaßt worden ist!“
„Wo?“
„Hier!“
„Welcher Beschluß?“
„Sie schliefen also?“
„Nein,“ erwiederte Gilbert, „ich träumte.“
„Nun denn, morgen werden als Antwort auf meine heutige Motion, welche beantragt, die Minister einzuladen, den nationalen Berathungen beizuwohnen, drei Freunde des Königs verlangen, daß kein Mitglied der Nationalversammlung während der Dauer der Session Minister sein könne. Hiemit stürzt die so mühsam errichtete Combination bei dem launenhaften Hauche Seiner Majestät des Königs Ludwigs XVI. zusammen; doch,“ fuhr Mirabeau fort, indem er wie Ajax seine geschlossene Faust gegen den Himmel ausstreckte, „doch, bei meinem Namen Mirabeau, ich werde es ihnen zurückgeben, und wenn ihr Hauch ein Ministerium umstürzen kann, so werden sie sehen, daß der meinige einen Thron zu erschüttern vermag!“
„Aber,“ versetzte Gilbert, „Sie werden nichtsdestoweniger in die Nationalversammlung gehen, Sie werden nichtsdestoweniger bis zum Ende kämpfen?“
„Ich werde in die Nationalversammlung gehen, ich werde bis zum Ende kämpfen. Ich gehöre zu denjenigen, welche man nur unter Trümmern begräbt.“
Und obgleich halb niedergeschmettert, entfernt sich Mirabeau doch schöner und furchtbarer durch die göttliche Furche, welche der Donner seiner Stirne eingedrückt hatte.
Am andern Tage nahm in der That auf den Antrag von Lanjuinais, trotz der Anstrengungen eines von Mirabeau entwickelten übermenschlichen Geistes, die Nationalversammlung mit einer ungeheuren Stimmenmehrheit die Motion an: „Daß kein Mitglied der National-

Digitized by Google

versammlung während der Dauer der Session Minister sein könne."

„Und ich," rief Mirabeau, als das Decret beschlossen war, „ich schlage folgendes Amendement vor, das nichts an Ihrem Gesetze ändern wird: „„Alle Mitglieder der gegenwärtigen Versammlung können Minister sein, den Grafen von Mirabeau ausgenommen.""

Alle schauten einander bestürzt über diese Dreistigkeit an; dann stieg Mirabeau unter dem allgemeinen Stillschweigen von seiner Estrade mit dem Schritte herab, mit dem er auf Herrn von Dreux-Brézé zugegangen war, als er zu ihm sagte: „Wir sind hier durch den Willen des Volks, wir werden nur mit dem Bajonnet im Leibe weggehen."

Er verließ den Saal.

Die Niederlage von Mirabeau glich dem Siege eines Andern.

Gilbert war nicht einmal in die Nationalversammlung gekommen.

Er war zu Hause geblieben und sann über die seltsamen Weissagungen von Cagliostro nach, ohne daran zu glauben; aber dennoch konnte er sie nicht aus seinem Geiste verwischen.

Die Gegenwart kam ihm klein im Vergleiche mit der Zukunft vor.

Vielleicht wird man mich fragen, wie ich, ein einfacher Geschichtschreiber der abgelaufenen Zeit, temporis acti, die Wahrsagung von Cagliostro in Beziehung auf Robespierre und Napoleon erklären werde?

Ich werde denjenigen, der diese Frage an mich richtet, bitten, mir die Prophezeiung zu erklären, welche Mademoiselle Lenormand Josephine gemacht hat?

Auf jedem Schritte trifft man in dieser Welt eine unerklärliche Sache: für diejenigen, welche solche Dinge nicht erklären können und nicht daran glauben wollen, ist der Zweifel erfunden worden.

Digitized by Google

XXXI.

Metz und Paris.

Wie es Cagliostro gesagt, wie es Mirabeau errathen, war es der König, der die Projecte von Gilbert scheitern gemacht hatte.

Die Königin, welche bei den Mirabeau gemachten Eröffnungen mehr mit dem Verdrusse einer Liebenden und der Neugierde einer Frau, als mit der Politik einer Königin zu Werke gegangen war, sah ohne großes Bedauern das ganze constitutionelle Gerüste fallen, das immer ihren Stolz scharf verletzte.

Was den König betrifft, so war seine fest beschlossene Politik, zu warten, Zeit zu gewinnen und aus den Umständen Nutzen zu ziehen; überdies boten ihm zwei angeknüpfte Unterhandlungen, auf der einen oder der andern Seite, die Chance einer Flucht aus Paris und eines Rückzugs nach einem festen Platze, was immer sein Lieblingsplan war.

Diese Unterhandlungen waren, wie wir wissen, die, welche einerseits Favras, der Mann von Monsieur, andererseits Charny, der eigene Bote von Ludwig XVI., angeknüpft hatten.

Charny machte die Reise von Paris nach Metz in zwei Tagen. Er fand Herrn von Bouillé in Metz und übergab ihm den Brief. Dieser Brief war, wie man sich erinnert, nur ein Mittel, Charny mit Herrn von Bouillé in Verbindung zu bringen. Der Letztere, während er seine Unzufriedenheit über die Dinge, welche sich ereigneten, ausdrückte, fing damit an, daß er sich äußerst zurückhaltend benahm.

Digitized by Google

Die in diesem Augenblick Herrn von Bouillé gegebene Eröffnung änderte in der That alle seine Pläne. Die Kaiserin Katharina hatte ihm Anerbietungen gemacht, und er war auf dem Punkte, an den König zu schreiben und ihn um Erlaubniß zu bitten, in russische Dienste treten zu dürfen, als der Brief von Ludwig XVI. kam.

Das Erste bei Herrn von Bouillé war also ein Zögern; doch bei dem Namen Charny, bei der Erinnerung an seine Verwandtschaft mit Herrn von Suffren, bei dem Gerüchte, das im Umlaufe war, die Königin beehre ihn mit ihrem ganzen Vertrauen, fühlte er sich, als getreuer Royalist, durchdrungen von dem Wunsche, den König der scheinbaren Freiheit zu entreißen, welche Viele als eine wirkliche Gefangenschaft betrachteten.

Ehe er indessen etwas mit Charny entschied, beschloß Herr von Bouillé, welcher behauptete, die Vollmachten von diesem seien nicht ausgedehnt genug, nach Paris, um sich unmittelbar mit dem König über diesen wichtigen Plan zu besprechen, seinen Sohn, den Grafen Louis von Bouillé, zu schicken.

Charny würde während dieser Unterhandlungen in Metz verweilen; kein persönliches Verlangen rief ihn nach Paris zurück und seine, vielleicht ein wenig übertriebene, Ehre machte es ihm beinahe zur Pflicht, als eine Art von Geißel in Metz zu bleiben.

Der Graf Louis kam um die Mitte des Monats November nach Paris. Um diese Zeit wurde der König von Herrn von Lafayette scharf bewacht, und der Graf Louis von Bouillé war ein Vetter von Herrn von Lafayette.

Er stieg bei einem seiner Freunde ab, dessen patriotische Gesinnung sehr bekannt war, und der damals in England reiste.

In das Schloß ohne Wissen von Herrn von Lafayette kommen war also für den jungen Mann etwas, wenn

Digitized by Google

nicht Unmögliches, doch wenigstens sehr Gefährliches und sehr Schwieriges.

Andererseits aber, da Herr von Lafayette in völliger Unwissenheit über die durch Charny zwischen dem König und Herrn von Bouillé angeknüpfte Verbindung sein mußte, war nichts einfacher für den Grafen Louis, als sich dem König gerade durch Herrn von Lafayette vorstellen zu lassen.

Die Umstände schienen von selbst den Wünschen des jungen Mannes entgegenzukommen.

Er war seit drei Tagen in Paris, ohne etwas beschlossen zu haben, dachte über das Mittel, zum König zu gelangen, nach und fragte sich, wie gesagt, ob es nicht das Sicherste wäre, sich an Lafayette selbst zu wenden, als man ihm ein paar Zeilen von diesem übergab, welcher ihn benachrichtigte, seine Ankunft in Paris sei bekannt, und den Grafen einlud, ihn beim Generalstab der Nationalgarde oder im Hotel Noailles zu besuchen.

Das war gewisser Maßen die Vorsehung, welche laut auf die Bitte antwortete, die leise Herr von Bouillé an sie richtete; es war eine gute Fee, wie sie sich in den reizenden Mährchen von Perrault finden, die den Chevalier bei der Hand nahm und zu seinem Ziele führte.

Der Graf begab sich schleunigst nach dem Gebäude des Generalstabs.

Der General war zum Stadthause abgegangen, wo er eine Mittheilung von Herrn Bailly zu empfangen hatte.

Doch in Abwesenheit des Generals traf er seinen Adjutanten, Herrn Romeuf.

Romeuf hatte in einem Regimente mit dem jungen Grafen gedient, und obgleich der Eine der Demokratie und der Andere der Aristokratie angehörte, hatte doch ein freundliches Verhältniß zwischen ihnen stattgefunden; von selbiger Zeit an nahm Romeuf, der in eines von den nach dem 14. Juli aufgelösten Regimentern übergegangen

Digitized by Google

war, nur noch Dienste bei der Nationalgarde, wo er den Posten eines Lieblingsadjutanten des General Lafayette inne hatte.

Obgleich sehr verschiedener Meinung über gewisse Punkte, stimmten doch die zwei jungen Leute bei diesem überein: Beide liebten und verehrten den König.

Nur liebte ihn der Eine auf Art der Patrioten, das heißt unter der Bedingung, daß er die Constitution beschwöre, der Andere auf Art der Aristokraten, das heißt unter der Bedingung, daß er den Eid verweigere und, wenn es nöthig wäre, an das Ausland appellire, um die Rebellen zur Vernunft zu bringen.

Unter den Rebellen verstand Herr von Bouillé drei Viertel der Nationalversammlung, die Nationalgarde, die Wähler u. s. w., das heißt, fünf Sechstel von Frankreich.

Romeuf war sechs und zwanzig Jahre alt, und der Graf Louis zwei und zwanzig, es war also schwierig für sie, lange über Politik zu sprechen.

Ueberdies wollte der Graf nicht einmal, daß man vermuthe, er beschäftige sich mit einer ernsten Idee.

Er vertraute als großes Geheimniß seinem Freunde Romeuf an, er habe Metz mit einer einfachen Erlaubniß verlassen, um in Paris eine Frau zu besuchen, die er anbete.

Während der Graf Louis dem Adjutanten dieses Geständniß machte, erschien der General Lafayette auf der Schwelle der offen gebliebenen Thüre; doch, obgleich er den Ankommenden in einem vor ihm hängenden Spiegel wohl gesehen hatte, setzte Herr von Bouillé seine Erzählung nichtsdestoweniger fort; nur erhob er, trotz der Zeichen von Romeuf, welche er nicht zu verstehen sich den Anschein gab, die Stimme so, daß der General nicht ein Wort von dem, was er sprach, verlor.

Der General hatte Alles gehört das wollte der Graf Louis.

Digitized by Google

dieser Er schritt hinter dem Erzähler vor, legte ihm, als geendigt hatte, die Hand auf die Schulter und sagte:

„Ah! mein Herr Leichtfuß, darum verbergen Sie sich vor Ihren achtenswerthen Verwandten?"

Es war kein sehr strenger Richter, kein sehr verdrießlicher Mentor, dieser junge General von zwei und dreißig Jahren, der selbst sehr in der Mode bei allen gefeierten Damen jener Zeit; der Graf Louis schien auch nicht besonders erschrocken über den Verweis, der ihn erwartete.

„Ich verbarg mich so wenig, mein lieber Vetter, daß ich mir heute noch die Ehre geben wollte, bei dem Ausgezeichnetsten derselben zu erscheinen, wäre er mir nicht durch diese Botschaft zuvorgekommen."

Und er zeigte dem General den Brief, den er empfangen hatte.

„Nun! werden Sie sagen, die Polizei von Paris sei schlecht beschaffen, meine Herren von der Provinz?" sprach der General mit einer Miene der Befriedigung, welche bewies, daß er eine gewisse Eitelkeit hierein setzte.

„General, wir wissen, daß man demjenigen, der über der Freiheit des Volkes und dem Heile des Königs wacht, nichts verbergen kann."

Lafayette schaute seinen Vetter mit jener zugleich gutmüthigen und ein wenig spöttischen Miene an, die wir selbst an ihm gekannt haben.

Er wußte, daß diesem Zweige der Familie sehr viel am Heile des Königs gelegen war, daß sie sich aber sehr wenig um die Freiheit des Volkes bekümmerte.

Er antwortete auch nur auf einen Theil der Phrase.

„Und mein Vetter, der Herr Marquis von Bouillé," sagte er, indem er einen besondern Nachdruck auf einen Titel legte, auf den er seit der Nacht vom 4. August verzichtet hatte, „hat er seinen Sohn nicht mit irgend einem Auftrag für den König betraut, über dessen Heil ich wache?"

„Er hat mich beauftragt, ihm den Ausdruck seiner

Digitized by Google

ehrfurchtvollsten Gefühle zu Füßen zu legen, sollte mich der General Lafayette nicht für unwürdig erachten, meinem Souverain vorgestellt zu werden," erwiederte der junge Mann.

„Sie vorstellen . . . und wann dies?"

„So bald als möglich, General . . . ich glaube die Ehre gehabt zu haben, Ihnen oder Romeuf zu sagen, da ich ohne Urlaub hier sei . . ."

„Sie haben es Romeuf gesagt, doch das kommt auf eins heraus, da ich es gehört habe. Nun wohl, die guten Dinge dürfen nicht aufgeschoben werden; es ist eilf Uhr; jeden Tag zur Mittagsstunde habe ich die Ehre, den König und die Königin zu sehen; essen Sie einen Bissen mit mir, wenn Sie nur ein erstes Frühstück zu sich genommen haben, und ich werde Sie in die Tuilerien führen."

„Aber," fragte der junge Mann, indem er einen Blick auf seine Uniform und seine Stiefel warf, „bin ich im Costume, lieber Vetter?"

„Vor Allem," erwiederte Lafayette, „vor Allem muß ich Ihnen sagen, mein armes Kind, daß die große Etiquettefrage, welche Ihre Amme war, sehr krank, wenn nicht gar gestorben ist, seit Ihrem Abgange; sodann schaue ich Sie an: Ihr Rock ist tadellos, Ihre Stiefel sind ganz gut; welches Costume schickt sich besser für einen Edelmann, der bereit ist, für seinen König zu sterben, als seine Kriegsuniform? . . . Romeuf, sehen Sie nach, ob aufgetragen ist; ich nehme Herrn von Bouillé sogleich nach dem Frühstück in die Tuilerien mit."

Dieses Vorhaben stand auf eine zu directe Weise im Einklange mit den Wünschen des jungen Mannes, als daß er einen ernsten Einwurf gemacht hätte; er verbeugte sich auch, um seine Beistimmung und seinen Dank zu bezeichnen.

Eine halbe Stunde nachher präsentirten die Schild-

Digitized by Google

wachen an den Gittern das Gewehr vor dem General Lafayette und dem jungen Grafen von Bouillé, ohne zu ahnen, daß sie die militärischen Ehren zugleich der Revolution und der Gegenrevolution bezeigten.

XXXII.

Die Königin.

Beide stiegen die kleine Treppe des Pavillon Marsan hinauf und traten in die Gemächer des ersten Stockes ein, den der König und die Königin bewohnten.

Alle Thüren öffneten sich vor Herrn von Lafayette. Die Schildwachen präsentirten das Gewehr; die Lackeien verbeugten sich; man erkannte leicht den König des Königs, den Major domus, wie Marat sagte.

Herr von Lafayette wurde zuerst bei der Königin eingeführt; der König war in seiner Schmiede, und man benachrichtigte Seine Majestät.

Herr Louis von Bouillé hatte Marie Antoinette drei Jahre nicht gesehen.

Während dieser drei Jahre waren die Stände versammelt gewesen, war die Bastille genommen worden und hatten die Tage des 5. und 6. Octobers stattgehabt.

Die Königin hatte ein Alter von vier und dreißig Jahren erreicht, „ein rührendes Alter," sagt Michelet, „welches Van Dyck so oft mit Wohlgefallen gemalt hat, das Alter der Frau, das Alter der Mutter, und bei Marie Antoinette besonders das Alter der Königin."

Seit diesen drei Jahren hatte die Königin viel an

Digitized by Google

Geist und Herz, an Liebe und Eitelkeit gelitten. Die vier und dreißig Jahre erschienen daher bei der armen Frau um ihre Augen durch jene leichten, perlmutterartigen, bläulichen Nuancen, welche thränenreiche Tage und schlaflose Nächte verrathen, welche besonders das tiefe Uebel der Seele offenbaren, von dem die Frau, — Frau oder Königin, — sobald sie davon befallen ist, nicht mehr genesen.

Es war das Alter der gefangenen Maria Stuart, das Alter, wo sie die tiefsten Leidenschaften durchlebte und erregte, das Alter, wo Douglas, Mortimer, Norfolk und Babington sich ihr weihten und für sie starben.

Der Anblick dieser gefangenen, gehaßten, verleumdeten, bedrohten Königin, — der Tag des 5. October hatte bewiesen, daß die Drohungen nicht leer waren, — machte einen tiefen Eindruck auf das ritterliche Herz des jungen Louis von Bouillé.

Die Frauen täuschen sich nicht in der Wirkung, die sie hervorbringen, und da die Königinnen und die Könige überdies ein Gedächtniß für Gesichter haben, das gleichsam einen Theil ihrer Erziehung bildet, so war Marie Antoinette Herrn von Bouillé kaum gewahr geworden, als sie ihn erkannte; sie hatte kaum einen Blick auf ihn geworfen, als sie sich sicher fühlte, sie befinde sich einem Freunde gegenüber.

Hiedurch erfolgte, daß, ehe der General den jungen Mann vorgestellt, ehe er sich am Fuße des Divans befand, auf welchem die Königin halb lag, diese aufgestanden war und, wie man es zugleich bei einem alten Bekannten, den man mit Vergnügen wiedersieht, und bei einem Diener thut, auf dessen Treue man zählen kann, ausgerufen hatte:

„Ah! Herr von Bouillé!“

Dann hatte sie, ohne sich um den General Lafayette zu bekümmern, die Hand gegen den jungen Mann ausgestreckt.

Digitized by Google

Der Graf Louis zögerte einen Augenblick, er konnte an eine solche Gunst nicht glauben.

Da aber die königliche Hand ausgestreckt blieb, so setzte er ein Knie auf die Erde und berührte mit seinen zitternden Lippen diese Hand.

Das war ein Fehler, den die Königin machte, und sie machte viele diesem ähnliche; ohne diese Gunstbezeigung gehörte Herr von Bouillé ihr, und durch diese Herrn von Bouillé vor Herrn von Lafayette, dem nie eine solche Gnade zu Theil geworden, bewilligte Gunst stellte sie ihre Demarcationslinie fest und verletzte den Mann, aus welchem sich einen Freund zu machen sie am meisten nöthig hatte.

Lafayette sagte auch mit der Höflichkeit, von welcher nur einen Augenblick abzugehen der General unfähig war:

„Bei meiner Treue, mein lieber Vetter, ich habe Ihnen angeboten, Sie Ihrer Majestät vorzustellen, doch, wie mir scheint, war es eher an Ihnen, mich ihr vorzustellen."

Die Königin war so freudig, daß sie sich einem von den Dienern gegenüber fand, von welchen sie wußte, sie könne auf dieselben zählen, die Frau war so stolz auf den Eindruck, den sie, wie ihr schien, auf den Grafen hervorgebracht hatte, daß sie sich, in ihrem Herzen einen von jenen Strahlen der Jugend, die sie erloschen glaubte, und rings um sich die Lüfte des Frühlings und der Liebe, die sie todt wähnte, fühlend, gegen den General umwandte und mit ihrem Lächeln von Trianon und Versailles erwiederte:

„Herr General, der Graf Louis ist kein strenger Republicaner, wie Sie; er kommt von Metz und nicht von America; er kommt nicht nach Paris, um an der Constitution zu arbeiten; er kommt, um mir seine Huldigungen darzubringen. Wundern Sie sich also nicht, daß ich, die arme, halb entthronte Königin, ihm eine

Gunst bewillige, die für ihn, einen jungen Mann aus der Provinz, vielleicht noch diesen Namen verdient, während für Sie . . .“

Und die Königin machte eine reizende Geberde, beinahe eine Mädchengeberde, welche besagen wollte: „Während Sie, Herr Scipio, während Sie, Herr Cincinnatus, sich den Henker um solche Freundlichkeiten bekümmern.“

„Madame,“ sprach Lafayette, „ich werde ehrfurchtsvoll und ergeben an der Königin vorübergegangen sein, ohne daß je die Königin meine Ehrfurcht begriffen, meine Ergebenheit geschätzt hat; das wird ein großes Unglück für mich, ein noch größeres vielleicht für sie sein.“

Und er verbeugte sich.

Die Königin schaute ihn mit ihrem tiefen, klaren Auge an. Mehr als einmal hatte ihr Lafayette solche Worte gesagt, mehr als einmal hatte sie über die Worte, die ihr Lafayette gesagt, nachgedacht; aber zum Unglück für sie, wie es dieser ausgesprochen, hegte sie einen instinctartigen Widerwillen gegen den Menschen.

„Ah! General,“ versetzte sie, „seien Sie großmüthig, verzeihen Sie mir.“

„Ich, Madame, Ihnen verzeihen! Und was?“

„Daß es mich so zu der guten Familie Bouillé hingerissen hat, die mich von ganzem Herzen liebt und zu deren elektrischen Kette sich zu machen dieser junge Mann die Güte gehabt. Ich sah seinen Vater, seine Oheime, seine ganze Familie erscheinen, als er eintrat und mir mit seinen Lippen die Hand küßte.“

Lafayette verbeugte sich abermals.

„Und nun,“ sagte die Königin, „nach der Verzeihung der Friede; einen guten Händedruck, General, auf englische oder americanische Art.“

Und sie bot ihm die Hand, aber offen und die flache Seite nach außen.

Lafayette berührte langsam und mit einer kalten Hand die Hand der Königin und erwiederte:

Digitized by Google

„Ich bedaure, daß Sie sich nie erinnern wollen, daß ich Franzose bin, Madame. Es ist doch nicht so weit vom 6. October zum 16. November.

„Sie haben Recht, General," sprach die Königin, indem sie ihm nach einer Anstrengung gegen sich selbst die Hand drückte; „ich bin eine Undankbare."

Und sie sank wie gebrochen durch die Gemüthsbewegung auf ihr Sofa zurück und fügte bei:

„Uebrigens darf Sie dies nicht in Erstaunen setzen. Sie wissen, das ist der Vorwurf, den man mir macht."

Dann fragte sie, den Kopf schüttelnd:

„Nun, General, was gibt es Neues?"

Lafayette hatte eine kleine Rache zu üben; er ergriff die Gelegenheit.

„Ah! Madame," sagte er, „wie sehr bedaure ich, daß Sie gestern nicht in der Nationalversammlung gewesen sind. Sie hätten eine rührende Scene gesehen, von der sicherlich Ihr Herz bewegt worden wäre; ein Greis kam und dankte der Nationalversammlung für das Glück, das er ihr, ihr und dem König verdanke, denn die Nationalversammlung vermag nichts ohne die königliche Sanction."

„Ein Greis?" wiederholte die Königin zerstreut.

„Ja, Madame; aber welch ein Greis! der Aelteste der Menschheit, ein höriger Bauer des Jura, hundert und zwanzig Jahre alt, vor die Schranken der Nationalversammlung durch fünf Generationen von Abkömmlingen geführt und hier erscheinend, um für ihre Decrete vom 4. August zu danken. Sie begreifen, Madame, ein Mann, der Leibeigener ein halbes Jahrhundert unter Ludwig XIV. und siebenzig Jahre seitdem gewesen ist!"

„Und was hat die Nationalversammlung zu Gunsten dieses Mannes gethan?"

„Sie ist insgesammt aufgestanden und hat ihn genöthigt, sich zu setzen und zu bedecken."

„Ah!" sagte die Königin mit dem Tone, der nur

ihr eigenthümlich war, „das mußte in der That sehr rührend sein; „doch zu meinem Bedauern war ich nicht dort. Sie wissen besser, als irgend Jemand," fügte sie lächelnd bei, „ich bin nicht immer da, wo ich sein will."

Der General machte eine Bewegung, welche bezeichnete, er habe etwas zu erwiedern, doch ohne daß sie ihm Zeit ließ, ein Wort zu sagen, fuhr die Königin fort:

„Nein, ich war hier, ich empfing die Frau François, die arme Witwe des unglücklichen Bäckers der Nationalversammlung, den diese vor ihrer Thüre hat ermorden lassen. Was that denn die Nationalversammlung an diesem Tage, Herr von Lafayette?"

„Madame," erwiederte der General, „Sie sprechen da von einem der Unglücksfälle, welche die Repräsentanten Frankreichs im höchsten Maße betrübt haben: die Nationalversammlung konnte dem Morde nicht vorbeugen, aber sie mußte wenigstens die Mörder bestrafen."

„Ja, doch diese Strafe, das schwöre ich Ihnen, hat die arme Frau nicht getröstet; sie wäre beinahe rasend geworden, und man glaubt, sie werde ein todtes Kind gebären; lebt das Kind, so habe ich ihr versprochen, die Pathe desselben zu werden, und damit das Volk erfahre, ich sei nicht so unempfindlich, als man sagt, gegen das Unglück, das ihm begegnet, frage ich Sie, mein lieber General, ob keine Inconvenienz dabei wäre, daß das Kind in Notre-Dame getauft würde."

Lafayette erhob die Hand wie ein Mensch, der im Begriffe ist, um das Wort zu bitten, und der sich entzückt fühlt, daß man es ihm bewilligt.

„Madame," sagte er, „das ist die zweite Anspielung, die Sie seit einem Augenblick auf die angebliche Gefangenschaft machen, in der ich Sie, wie man gern Ihre getreuen Diener glauben machen würde, halten soll. Madame, ich beeile mich, es vor meinem Vetter auszusprechen, ich werde es vor Paris, vor Europa, vor der

Digitized by Google

Welt, wenn es sein muß, wiederholen, ich habe es gestern Herrn Mounier geschrieben, der aus dem Dauphiné über die königliche Gefangenschaft jammert, — Madame, Sie sind frei, und ich habe nur einen Wunsch, ich richte nur eine Bitte an Sie: Sie mögen einen Beweis hievon dadurch geben, daß der König seine Jagden und seine Fahrten wieder aufnimmt, und daß Sie ihn begleiten."

Die Königin lächelte wie eine schlecht überzeugte Person.

„Was den Punkt betrifft, daß Sie Pathe der armen Waise sein wollen, welche in der Trauer geboren werden wird, so hat die Königin, diese Verpflichtung gegen die Witwe übernehmend, dem vortrefflichen Herzen gehorcht, das ihr die Achtung und die Liebe ihrer ganzen Umgebung erworben. Ist der Tag der Ceremonie gekommen, so wird die Königin die Kirche wählen, wo sie wünscht, daß diese Ceremonie stattfinden soll; sie wird ihre Befehle geben, und nach ihren Befehlen wird Alles geschehen. Und nun," fügte der General, indem er sich verbeugte, bei, „nun erwarte ich diejenigen, mit welchen Eure Majestät mich für heute zu beehren die Gnade haben wird."

„Für heute, mein lieber General," erwiederte die Königin, „habe ich keine andere Bitte an Sie zu richten, als die, Sie mögen Ihren Vetter, wenn er noch einige Tage in Paris bleibt, einladen, Sie in eine der Abendgesellschaften von Frau von Lamballe zu begleiten. Sie wissen, sie empfängt für sich und für mich."

„Und ich, Madame," sagte Lafayette, „ich werde von der Einladung für meine Rechnung und für die seinige Gebrauch machen; und wenn mich Eure Majestät nicht früher dort gesehen hat, so bitte ich sie, überzeugt zu sein, es rühre dies davon her, daß sie es vergessen, mir ihren Wunsch, mich in diesen Gesellschaften zu sehen, kundzugeben."

Die Königin antwortete durch eine Verneigung des Kopfes und durch ein Lächeln.

Digitized by Google

Das war der Abschied.

Jeder nahm davon, was ihm zukam.

Lafayette den Gruß; der Graf Louis das Lächeln.

Beide entfernten sich rückwärts schreitend. Der Eine trug aus dieser Zusammenkunft mehr Bitterkeit, der Andere mehr Ergebenheit fort.

XXXIII

Der König.

Vor der Thüre des Gemachs der Königin fanden der General und der Graf Louis den Kammerdiener des Königs, der auf sie wartete.

Der König ließ Herrn von Lafayette sagen, da er, um sich zu zerstreuen, eine sehr wichtige Schlosserarbeit angefangen habe, so bitte er ihn, in die Schmiede hinaufzukommen.

Eine Schmiede war das Erste, wonach sich Ludwig XVI. bei seiner Ankunft in den Tuilerien erkundigte, und als er erfuhr, dieser für ihn unerläßlich nothwendige Gegenstand sei in den Plänen von Katharina von Medicis und Philibert von Lorme vergessen worden, wählte er im zweiten Stocke, gerade über seinem Schlafzimmer, eine große Mansarde, die eine äußere und eine innere Treppe hatte, um seine Schlosserwerkstätte daraus zu machen.

Unter den schweren Sorgen, welche ihn seit den fünf Wochen, die er ungefähr in den Tuilerien war, belagerten, vergaß Ludwig XVI. nicht einen Augenblick seine Schmiede. Seine Schmiede war eine fixe Idee; er

Digitized by Google

leitete selbst ihre Feuereinrichtung, bezeichnete selbst den Platz für den Blasebalg, für den Herd, den Amboß, den Werktisch und die Schraubstöcke. Die Schmiede war seit dem vorhergehenden Tag eingerichtet; runde Feilen, flache Feilen, Karpfenzungen, Reißhaken waren an ihren Plätzen; Vorschlaghämmer, Kreuzhämmer, Rundschlaghämmer hingen an ihren Nägeln; Zwickzangen, Maulzangen, Beißzangen lagen im Bereiche der Hand. Ludwig XVI. hatte nicht länger widerstehen können, und vom Morgen an widmete er sich mit glühendem Eifer dieser Arbeit, welche eine so große Zerstreuung für ihn bot, und in der er Meister geworden wäre, hätte ihn nicht, wie wir zum großen Bedauern von Meister Gamain gesehen, eine Anzahl von Faullenzern, wie Herr Turgot, Herr von Calonne, Herr Necker, von dieser gelehrten Beschäftigung abgezogen, um mit ihm nicht nur über die Angelegenheiten Frankreichs, was, streng genommen, Meister Gamain gestattete, sondern auch, was ihm sehr unnütz schien, über die Angelegenheiten von Brabant, von Oesterreich, von England, von Spanien und Amerika zu reden.

Dies erklärt, wie König Ludwig XVI. in der ersten Hitze seiner Arbeit, statt zu Herrn von Lafayette hinabzugehen, Herrn von Lafayette hatte bitten lassen, zu ihm heraufzukommen.

Dann vielleicht auch war es Ludwig XVI., nachdem er sich vor dem Commandanten der Nationalgarde in seiner Schwäche als König hatte sehen lassen, nicht unangenehm, sich ihm in seiner Majestät als Schlosser zu zeigen.

Da es der Kammerdiener, um die Besuche in die königliche Schmiede zu führen, nicht für geeignet gehalten hatte, die Wohnzimmer zu durchschreiten und sie die Privattreppe hinaufsteigen zu lassen, so umgingen Herr von Lafayette und der Graf Louis diese Zimmer und stiegen die öffentliche Treppe hinauf, was ihren Weg sehr verlängerte.

Digitized by Google

Die Folge dieses Abweichens von der geraden Linie war, daß der junge Graf Louis Zeit zum Nachdenken hatte.

Er dachte also nach.

So voll sein Herz von dem guten Empfang war, der ihm von Seiten der Königin zu Theil geworden, so konnte er sich doch nicht verleugnen, daß er nicht von ihr erwartet worden. Kein doppelsinniges Wort, keine geheimnißvolle Geberde hatte ihm zu verstehen gegeben, die erhabene Gefangene, was sie zu sein behauptete, habe Kenntniß von der Sendung, mit der er beauftragt war, und rechne auch nur im Geringsten auf ihn, daß er sie ihrer Gefangenschaft entziehe. Dies stand übrigens ganz gut mit dem im Einklange, was Charny von dem Geheimnisse gesagt hatte, das der König aus seiner Mission für Alle und selbst für die Königin gemacht habe.

Welches Glück es auch dem Grafen Louis gewährte, die Königin wiederzusehen, es war doch offenbar, daß er nicht zu ihr zurückkommen mußte, um die Lösung seiner Botschaft zu suchen.

Es war seine Aufgabe, zu studiren, ob sich im Empfang des Königs, in seinen Worten oder in seinen Geberden nicht ein ihm allein begreifliches Zeichen finde, welches ihm andeute, Ludwig XVI. sei besser als Herr von Lafayette über die Ursachen seiner Reise nach Paris unterrichtet.

Vor der Thüre der Schmiede wandte sich der Kammerdiener um, und fragte, da er den Namen von Herrn von Bouillé nicht wußte:

„Wen werde ich melden?"

„Melden Sie den Oberbefehlshaber der Nationalgarde. Ich werde die Ehre haben, diesen Herrn Seiner Majestät vorzustellen."

„Der Herr Obercommandant der Nationalgarde," meldete der Kammerdiener.

Digitized by Google

Der König wandte sich um.

„Ah! ah!“ sagte er, „Sie sind es, Herr von Lafayette? Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Sie habe hier heraufkommen lassen; doch der Schlosser versichert Sie, daß Sie in seiner Werkstätte willkommen sind; ein Kohlenbrenner sagte zu meinem Ahnherrn, Heinrich IV.: „„Kohlenbrenner ist Herr in seinem Hause.““ Ich sage Ihnen, General: „„Sie sind Herr beim Schlosser, wie beim König.““

Der König nahm, wie man sieht, das Gespräch ungefähr auf dieselbe Art in Angriff, wie es Marie Antoinette gethan hatte.

„Sire,“ erwiederte Herr von Lafayette, „unter welchen Umständen ich die Ehre habe, vor dem König zu erscheinen, in welchem Stocke und in welcher Kleidung er mich empfängt, der König wird immer der König sein, und derjenige, welcher ihm in diesem Augenblick seine Ehrfurcht bezeigt, wird immer sein getreuer Unterthan und sein ergebener Diener bleiben.“

„Ich bezweifle es nicht, Marquis; doch Sie sind nicht allein? Haben Sie Ihren Adjutanten gewechselt, und nimmt dieser junge Officier bei Ihnen die Stelle von Herrn Gouvion oder von Herrn Romeuf ein?“

„Dieser junge Officier, Sire, — ich bitte Eure Majestät um Erlaubniß, ihr derselben vorstellen zu dürfen, — dieser Officier ist mein Vetter, der Graf Louis von Bouillé, Kapitän bei den Dragonern von Monsieur.

„Ah! ah!“ versetzte der König, der sich eines leichten Bebens, welches der junge Edelmann wohl bemerkte, nicht erwehren konnte, „ah! ja, der Herr Graf Louis von Bouillé, Sohn des Marquis von Bouillé, Commandanten von Metz.“

„So ist es, Sire,“ sagte lebhaft der junge Graf.

„Ah! Herr Graf Louis von Bouillé, verzeihen Sie,

Digitized by Google

daß ich Sie nicht erkannte, ich habe ein kurzes Geſicht. Und Sie haben Metz ſchon lange verlaſſen?"

„Vor fünf Tagen, Sire, und da ich mich in Paris zwar ohne einen officiellen Urlaub, aber mit beſonderer Genehmigung meines Vaters befand, ſo erſuchte ich meinen Verwandten, Herrn von Lafayette, um die Ehre, Eurer Majeſtät vorgeſtellt zu werden."

„Von Herrn von Lafayette! Sie haben wohl gethan, Herr Graf, Niemand war mehr im Stande, Sie zu jeder Stunde vorzuſtellen, und von Niemand konnte mir die Vorſtellung angenehmer ſein."

Dieſes zu jeder Stunde bezeichnete, daß Herr von Lafayette den großen und den kleinen Zutritt, der ihm in Verſailles bewilligt worden war, behalten hatte.

Die wenigen Worte, welche Ludwig XVI. geſprochen, hatten indeſſen genügt, um dem jungen Grafen anzudeuten, er habe auf ſeiner Hut zu ſein. Die Frage beſonders: „Haben Sie Metz ſchon lange verlaſſen?" beſagte: „Haben Sie Metz ſeit der Ankunft des Grafen von Charny verlaſſen?"

Die Antwort des Boten hatte den König hinreichend unterrichten müſſen. „Ich habe Metz vor fünf Tagen verlaſſen und bin in Paris ohne Urlaub, aber mit beſonderer Genehmigung meines Vaters," wollte beſagen: „Ja, Sire, ich habe Herrn von Charny geſehen, und mein Vater hat mich nach Paris geſchickt, um mich mit Eurer Majeſtät zu verſtändigen und die Gewißheit zu erlangen, daß der Graf wirklich im Auftrage des Königs komme."

Herr von Lafayette ſchaute neugierig umher. Viele waren in das Arbeitscabinet des Königs, in ſeinen Conſeilſaal, in ſeine Bibliothek, in ſein Betzimmer ſogar gekommen; Wenige hatten ſich der ausnehmenden Gunſt erfreut, in die Schmiede zugelaſſen zu ſein, wo der König Lehrling wurde, und wo der wahre König, der wahre Meiſter Herr Gamain war.

Der General bemerkte die vollkommene Ordnung, in

Digitized by Google

der ſich alle Werkzeuge aufgeſtellt oder aufgehängt fanden, worüber man ſich indeſſen nicht wundern durfte, da der König erſt vom Morgen an arbeitete.

„Und Eure Majeſtät," ſagte Lafayette, der ziemlich in Verlegenheit über den Gegenſtand war, den er bei einem König zur Sprache bringen könnte, welcher ihn mit aufgeſtreiften Aermeln, die Feile in der Hand und die lederne Schürze vorgebunden, empfing, „und Eure Majeſtät hat eine wichtige Arbeit unternommen?"

„Ja, General, ich habe das große Werk der Schloſſerei: ein Schloß, unternommen Ich ſage Ihnen, was ich mache, damit Sie, wenn Herr Marat erführe, ich arbeite wieder in der Werkſtätte, und behauptete, ich ſchmiede Ketten für Frankreich, ihm antworten könnten, das ſei nicht wahr . . . Sie ſind weder Geſell, noch Meiſter, Herr von Bouillé?"

„Nein, Sire; doch ich bin Lehrling, und wenn ich Eurer Majeſtät in Etwas nützlich ſein könnte . . ."

„Ah! es iſt wahr, mein lieber Vetter," ſagte Lafayette, „war nicht der Mann Ihrer Amme ein Schloſſer? und ſagte Ihr Vater nicht, obgleich er ein ziemlich mittelmäßiger Bewunderer des Verfaſſers von Emil iſt, wenn er in Beziehung auf Sie den Rath von Jean Jacques zu befolgen hätte, ſo würde er aus Ihnen einen Schloſſer machen?"

„Ganz richtig, und darum hatte ich die Ehre, Seiner Majeſtät zu bemerken, ſollte ſie eines Lehrlings bedürfen . . ."

„Ein Lehrling wäre mir unnütz, mein Herr," erwiederte der König; „ich müßte hauptſächlich einen Meiſter haben."

„Was für ein Schloß macht denn Seine Majeſtät?" fragte der junge Graf mit der Quaſivertraulichkeit, zu der das Coſtume des Königs und der Ort, wo er ſich befand, berechtigten. „Iſt es ein Leierſchloß, ein Mahlſchloß, ein Einſchlagſchloß oder ein Schraubenſchloß?"

Digitized by Google

„Ho! ho! mein Vetter," rief Lafayette, „ich weiß nicht, was Sie als Praktiker machen können, doch als Theoretiker scheinen Sie mir vertraut, ich sage nicht mit dem Handwerk, da es ein König geadelt hat, sondern mit der Kunst."

Ludwig XVI. hatte mit einem sichtbaren Vergnügen den jungen Edelmann eine Anzahl Schlösser mit Namen nennen hören.

„Nein," sagte er, „das ist ganz einfach ein Schloß mit einer geheimen Feder, was man ein Benarde-Schloß nennt, welches auf beiden Seiten schließt; doch ich befürchte sehr, meine Kräfte überschätzt zu haben. Ah! wenn ich meinen armen Gamain noch hätte, ihn, der sich Meister über Meister, Meister über Alle nannte!"

„Ist denn dieser brave Mann gestorben, Sire?"

„Nein," erwiederte der König, indem er dem jungen Mann einen Blick zuwarf, der zu sagen schien: „„Verstehen Sie auf das halbe Wort;"" „nein, er ist in Versailles in der Rue des Reservoirs; der liebe Mensch wird es nicht gewagt haben, mich in den Tuilerien zu besuchen."

„Warum nicht, Sire?" fragte Lafayette.

„Aus Furcht, sich zu gefährden. Ein König von Frankreich ist sehr gefährdend zu dieser Stunde, und zum Beweise dient, daß alle meine Freunde, die Einen in London, die Andern in Koblenz oder Turin sind. Wenn Sie indessen nichts Nachtheiliges darin finden, mein lieber General, daß er mit einem von seinen Lehrburschen hierher kommt, um mich ein wenig zu unterstützen, so werde ich ihn dieser Tage holen lassen."

„Sire," erwiederte rasch Herr von Lafayette, „Eure Majestät weiß wohl, daß es ihr vollkommen frei steht, zu sehen, wen es ihr beliebt."

„Ja, unter der Bedingung, daß Ihre Schildwachen die Besuche betasten, wie man es mit den Schmugglern an der Grenze macht; oh! mein armer Gamain würde

Digitized by Google

sich verloren glauben, hielte man sein Werkzeugbündel für eine Patrontasche und seine Feilen für Dolche!"

„Sire, ich weiß in der That nicht, wie ich mich bei Eurer Majestät entschuldigen soll, aber ich hafte Paris, Frankreich, Europa für das Leben des Königs, und ich kann nicht genug Vorsichtsmaßregeln nehmen, damit dieses kostbare Leben unversehrt bleibt. Was den wackern Mann betrifft, von dem wir sprechen, so mag der König selbst nach seinem Gefallen Befehle geben."

„Es ist gut; ich danke, Herr von Lafayette; doch das hat keine Eile; erst in acht bis zehn Tagen," fügte er bei, indem er einen Seitenblick auf Herrn von Bouillé warf, „bedarf ich seiner und seines Lehrlings; ich werde ihn durch meinen Kammerdiener Durey, der mit ihm befreundet ist, benachrichtigen."

„Und er braucht nur zu erscheinen, um beim König zugelassen zu werden, Sire; sein Name wird ihm als Passirschein dienen. Gott bewahre mich vor dem Rufe eines Schließers, eines Gefangenwärters, eines Kerkermeisters, den man mir macht; nie ist der König freier gewesen, als in diesem Augenblick; ich kam sogar, um Seine Majestät dringend zu bitten, sie möge ihre Jagden, ihre Reisen wieder anfangen."

„Oh! meine Jagden, nein, ich danke! Uebrigens habe ich für den Augenblick, wie Sie sehen, etwas ganz Anderes im Kopfe. Was meine Reisen betrifft, das ist ein Unterschied; die letzte, die ich von Versailles nach Paris gemacht, hat mich von allem Verlangen, zu reisen, — wenigstens in so großer Gesellschaft, — geheilt," sagte der König.

Und er warf einen neuen Blick dem Grafen von Bouillé zu, der durch ein einfaches Blinzeln mit den Augenlidern dem König zu verstehen gab, er habe begriffen.

„Und nun, mein Herr," sprach der König zu dem

jungen Grafen, „verlassen Sie Paris bald, um zu Ihrem Vater zurückzukehren?“

„Sire,“ erwiederte der junge Mann, „ich verlasse Paris in zwei bis drei Tagen, doch nicht um nach Metz zurückzukehren. Ich habe eine Großmutter, welche in Versailles in der Rue des Reservoirs wohnt, und ich muß ihr meine Ehrfurcht bezeigen. Dann bin ich von meinem Vater beauftragt, eine ziemlich wichtige Familienangelegenheit zu Ende zu bringen, und ich kann erst in acht bis zehn Tagen die Person sehen, deren Befehle ich bei dieser Veranlassung einholen soll. Ich werde also bei meinem Vater frühestens in den ersten Tagen des December sein, wenn nicht etwa der König aus irgend einem besondern Grunde wünscht, daß ich meine Rückkehr nach Metz beschleunige.“

„Nein, mein Herr,“ sagte der König, „nein, lassen Sie sich Zeit, gehen Sie nach Versailles, besorgen Sie die Angelegenheiten, mit denen Sie der Marquis beauftragt hat, und wenn sie abgemacht sind, sagen Sie ihm, ich vergesse ihn nicht, ich kenne ihn als einen meiner getreusten Unterthanen, und ich werde ihn eines Tags Herrn von Lafayette empfehlen, damit ihn Herr von Lafayette Herrn du Portail empfiehlt.“

Lafayette lächelte mit dem Ende der Lippen, als er diese neue Anspielung auf seine Allmacht hörte.

„Sire,“ sprach er, „ich würde längst selbst die Herren von Bouillé Eurer Majestät empfohlen haben, hätte ich nicht die Ehre, mit diesen Herren verwandt zu sein. Die Furcht, man könnte sagen, ich wende die Gunstbezeigungen des Königs meiner Familie zu, hat mich allein bis jetzt abgehalten, diese Gerechtigkeit zu üben.“

„Ei! das schickt sich vortrefflich, Herr von Lafayette; wir werden wieder davon sprechen, nicht wahr?“

„Erlaubt mir der König, ihm zu sagen, daß mein Vater als eine Ungunst, als eine Ungnade sogar ein

Digitized by Google

Avancement betrachten würde, das ihm ganz oder theilweise die Mittel Seiner Majestät zu dienen, entzöge?"

„Oh! das versteht sich, Graf," erwiederte der König, „und ich werde nicht gestatten, daß man die Stellung von Herrn von Boullé anrührt, ohne sie noch mehr seinen Wünschen und den meinigen entsprechend zu machen. Lassen Sie uns, Herrn von Lafayette und mich, das ordnen und gehen Sie ihrem Vergnügen nach, ohne indessen darüber die Angelegenheiten zu vergessen. Gott befohlen, meine Herren!"

Und er entließ die beiden Herren mit einer majestätischen Miene, welche einen ziemlich seltsamen Contrast mit seinem gemeinen Anzug bildete.

Dann, als die Thüre wieder zugemacht war, sagte er:

„Ich glaube, daß mich der junge Mann verstanden hat, und daß ich in acht bis zehn Tagen Meister Gamain und seinen Lehrling haben werde, um mir mein Schloß anlegen zu helfen."

XXXIV.

Alte Bekannte.

Am Abend desselben Tages, an welchem Herr Louis von Bouillé die Ehre gehabt hatte, zuerst von der Königin und dann vom König empfangen zu werden, ereignete sich, zwischen sechs und sieben Uhr im dritten und letzten Stocke eines kleinen, alten, finstern, schmutzigen Hauses der Rue de la Juiverie eine Scene, welcher unsere Leser beiwohnen zu lassen wir um Erlaubniß bitten.

Digitized by Google

Wir werden sie vom Eingange des Pont au Change mitnehmen, entweder beim Aussteigen aus ihrer Carrosse, oder beim Aussteigen aus ihrem Fiacre, je nachdem sie sechs tausend Livres jährlich für einen Kutscher, ein Paar Pferde und einen Wagen aufzuwenden oder dreißig Sous täglich für einen einfachen nummerirten Wagen zu geben haben. Wir werden mit ihnen dem Pont au Change folgen, sodann in die Rue de la Pelleterie eintreten und durch diese in die Rue de la Juiverie gehen, wo wir vor der dritten Thüre links stehen bleiben.

Wir wissen wohl, daß der Anblick dieser Thüre, — welche die Miethleute des Hauses nicht einmal zu verschließen sich die Mühe geben, so sehr glauben sie sich vor jedem nächtlichen Versuche der Herren Diebe der Cité geschützt, — nicht besonders anziehend ist, aber, wie gesagt, wir brauchen die Leute, welche in den Mansarden dieses Hauses wohnen, und da sie uns nicht aufsuchen würden, so müssen wir, lieber Leser oder geliebte Leserin, muthig zu ihnen gehen.

Sichern Sie also so viel als möglich Ihren Tritt, um nicht in dem kleberigen Kothe auszugleiten, der den Boden des schmalen, schwarzen Ganges, in welchen wir eindringen, bedeckt; schließen wir unsere Kleider fest an unsern Leib, damit sie nicht an den Wänden der feuchten, schmierigen Treppe, die im Hintergrunde dieses Ganges, wie die Stücke einer schlecht zusammengefügten Schlange, aufwärts kriecht, anstreifen; halten wir an unsere Nase einen Essigflacon oder vor unser Gesicht ein parfumirtes Taschentuch, damit der schärfste und aristokratischste von unseren Sinnen, der Geruch, soviel als möglich der Berührung dieser mit Stickstoff geschwängerten Luft entgehe, die man zugleich durch den Mund, durch die Nase und durch die Augen einathmet, und bleiben wir auf dem Ruheplatze des dritten Stockes vor einer Thüre

ſtehen, auf welche die unſchuldige Hand eines jungen Malers mit Kreide Figuren gezeichnet hat, die man Anfangs für kabaliſtiſche Zeichen halten könnte, während es nur unglückliche Verſuche in der erhabenen Kunſt der Leonard da Vinci, der Raphael, der Michel Angelo ſind.

Hier angelangt, werden wir, wenn Sie wollen, durch das Schlüſſelloch ſchauen, damit Sie, lieber Leſer oder geliebte Leſerin, wenn Sie ein gutes Gedächtniß haben, die Perſonen erkennen, welche Sie treffen werden. Erkennen Sie dieſelben aber nicht vom Anſehen, ſo mögen Sie Ihr Ohr an die Thüre halten und horchen. Dann muß Ihnen wohl, wenn Sie unſer Buch: „Das Halsband der Königin," ein wenig geleſen haben, das Gehör zu Hülfe kommen: unſere Sinne vervollſtändigen einander.

Sagen wir zuerſt, was man ſieht, wenn man durch das Schlüſſelloch ſchaut.

Das Innere eines Zimmers, das die Noth bezeichnet und von drei Perſonen bewohnt wird; dieſe drei Perſonen ſind ein Mann, eine Frau und ein Kind.

Der Mann iſt fünf und vierzig Jahre alt und ſcheint fünf und fünfzig zu ſein; die Frau iſt vier und dreißig alt, und ſcheint vierzig zu ſein; das Kind zählt fünf, und ſieht aus wie ſein Alter; es hat noch nicht Zeit gehabt, zweimal zu altern.

Der Mann trägt die abgenutzte Uniform eines Sergenten bei den Gardes françaiſes — eine verehrte Uniform ſeit dem 14. Juli, wo ſich die Gardes françaiſes mit dem Volke verbanden, um mit den Deutſchen von Herrn von Lambesc und den Schweizern von Herrn von Beſenval Flintenſchüſſe zu wechſeln.

Er hält in der Hand ein vollſtändiges Kartenſpiel, vom Aß an mit dem Zweier, dem Dreier und dem Vierer von jeder Farbe bis zum König; er verſucht zum hundertſten, zum tauſendſten, zum zehntauſendſten Male eine unfehlbare Martingale. Ein Carton, durch den

Digitized by Google

eben so viele Löcher gestochen sind, als es Sterne am Himmel gibt, ruht an seiner Seite.

Wir haben gesagt ruht, und wir beeilen uns, dieses Wort zurückzunehmen, denn es ist ein sehr ungeeignetes auf diesen Carton angewandt, da ihn der Spieler, — er ist unbestreitbar ein Spieler, — unablässig quält, indem er ihn von fünf zu fünf Minuten um Rath fragt.

Die Frau hat ein altes seidenes Kleid an; bei ihr ist das Elend um so erschrecklicher, als sie mit Ueberresten von Luxus erscheint; ihre Haare werden über dem Nacken durch einen kupfernen, ehemals vergoldeten Kamm festgehalten; ihre Hände sind sorgfältig reinlich und haben durch diese große Reinlichkeit ein gewisses aristokratisches Aussehen bewahrt oder vielmehr erlangt; ihre Nägel, welche der Herr Baron von Taverney in seinem groben Realismus Horn nannte, sind geschickt gegen die Spitze zu gerundet; der Farbe beraubte, an gewissen Stellen verschobene Pantoffeln, welche einst mit Gold und Seide gestickt waren, spielen an ihren, mit Ueberbleibseln von durchbrochenen Strümpfen bedeckten, Füßen.

Das Gesicht ist, wie gesagt, das einer Frau von vier und dreißig bis fünf und dreißig Jahren und würde, wäre es künstlich nach der Mode der Zeit bearbeitet, derjenigen, die es trägt, erlauben, sich das Alter zu geben, an das sich ein Lustrum hindurch und sogar zwei Lustra die Frauen mit aller Hartnäckigkeit anklammern, wir meinen neun und zwanzig, — zeigt aber, der rothen und weißen Schminke beraubt und folglich von allen Mitteln entblößt, die Schmerzen und die Armuth, diesen dritten und vierten Flügel der Zeit, zu verbergen, vier bis fünf Jahre mehr als die Wirklichkeit an.

So entblößt aber auch dieses Gesicht ist, so fängt man doch an zu träumen, wenn man es sieht, und ohne sich Antwort geben zu können, so sehr zögert der Geist, so kühn auch sein Flug sein mag, über eine solche Ent-

Digitized by Google

fernung zu ſpringen, fragt man ſich, in welchem goldenen Palaſte, in welchem ſechsſpännigen Wagen, unter welchem königlichen Staube man ein glänzendes Geſicht, von dem dieſes nur der bleiche Reflex iſt, geſehen habe.

Das Kind iſt, wie wir erwähnt, fünf Jahre alt; es hat die krauſen Haare eines Cherubs, die runden Backen eines Franzapfels, die teufliſchen Augen ſeiner Mutter, den gefräßigen Mund ſeines Vaters, die Trägheit und die Launen von Beiden.

Es iſt mit einem Reſte von einem nacaratfarbigen Sammetrock bekleidet, und während es ein Stück, beim Specereihändler der Ecke, mit Muß beſtrichenes Brod ißt, faſert es die Ueberbleibſel eines alten dreifarbigen Gürtels auf den Boden eines alten perlgrauen Hutes aus.

Alles wird beleuchtet durch eine Talgkerze mit einem rieſigen Schnuppen, der eine leere Flaſche als Leuchter dient, und die, indeß ſie den Mann mit den Karten ins Licht ſetzt, die übrige Stube in einem Halbdunkel läßt.

Nachdem dies vorangeſchickt iſt, und da, nach unſerer Vorausſicht, die Inſpection mit bloßem Auge uns nichts gelehrt hat, wollen wir horchen.

Der Knabe bricht zuerſt das Stillſchweigen, er wirft über ſeinen Kopf das Mußbrod, welches auf den Fuß des nur noch aus einer Matratze beſtehenden Bettes fällt, und ruft ſeiner Mutter zu:

„Mama, ich will kein Brod und kein Muß mehr . . . pfui!“

„Was willſt Du denn, Touſſaint?“

„Ich will eine Stange rothen Gerſtenzucker.“

„Hörſt Du, Beauſire?“ fragt die Frau.

Dann, da ſie ſieht, daß Beauſire, in ſeine Berechnungen verſunken, nicht antwortet, wiederholt ſie noch lauter:

„Hörſt Du. was das arme Kind ſagt?“

Dasſelbe Stillſchweigen.

Nun hebt ſie ihren Fuß bis zur Höhe der Hand

Digitized by Google

empor, nimmt ihren Pantoffel, ſchleudert ihn dem Rechner an den Kopf und ruft:

„He! Beaufire!“

„Nun! was gibt es?“ ſagt dieſer mit einem bemerkbaren Ausdruck ſchlechter Laune.

„Touſſaint verlangt rothen Gerſtenzucker, weil er kein Muß mehr will, der arme Knabe!“

„Er wird morgen bekommen.“

„Ich will heute, ich will dieſen Abend, ich will auf der Stelle!“ ruft das Kind mit einem weinerlichen Tone, der ſtürmiſch zu werden droht.

„Touſſaint, mein Freund,“ ſpricht der Vater, „ich rathe Dir, uns Stillſchweigen zu gewähren, oder Du haſt es mit Papa zu thun.“

Das Kind ſtieß einen Schrei aus, welcher ihm mehr durch den Eigenſinn, als durch die Angſt entriſſen wurde.

„Rühre doch den Kleinen ein wenig an, Trunkenbold, und Du wirſt es mit mir zu thun haben!“ verſetzt die Mutter, indem ſie gegen Beaufire die weiße Hand ausſtreckt, die bei der Sorgfalt, welche die Eigenthümerin auf die Form der Nägel verwendet hatte, im Nothfall eine Klaue werden konnte.

„Ei! wer des Teufels will denn dieſes Kind anrühren? Du weißt wohl, daß dies eine Redensart iſt, Frau Oliva, und daß man, wenn man auch von Zeit zu Zeit der Mutter die Kleider ausklopft, doch immer das Wamms des Kindes reſpectirt hat ... Komm und küſſe den armen Beaufire, der in acht Tagen reich ſein wird wie ein König; auf, komm, meine kleine Nicole!“

„Biſt Du einmal reich wie ein König, mein Herzchen, ſo wird es noch Zeit ſein, Dich zu umarmen, doch bis dahin, nein!“

„Ich ſage Dir aber, daß es iſt, als hätte ich hier eine Million; mache mir einen Vorſchuß, das wird uns Glück bringen: der Bäcker gibt uns Credit.“

Digitized by Google

„Ein Mensch, der in Millionen wühlt und vom Bäcker Credit für einen vierpfündigen Laib Brod verlangt!“

„Ich will rothen Gerstenzucker!“ rief das Kind mit einem Tone, der immer bedrohlicher wurde.

„Nun, Du Millionär, gib dem Kinde ein Stück Gerstenzucker.“

Beaufire machte eine Bewegung, als wollte er mit der Hand in die Tasche greifen, doch diese Hand legte nicht die Hälfte des Weges zurück.

„Ei!“ sagte er, „Du weißt wohl, daß ich Dir gestern mein letztes Vierundzwanzig-Sous-Stück gegeben habe.“

„Da Du Geld hast, Mutter,“ rief der Knabe, indem er sich gegen diejenige umwandte, welche der ehrenwerthe Herr von Beaufire abwechselnd Oliva und Nicole genannt hatte, „so gib mir einen Sou, daß ich rothen Gerstenzucker kaufen kann.“

„Hier hast Du zwei, böses Kind, und nimm Dich in Acht, daß Du nicht fällst, wenn Du die Treppe hinabgehst.“

„Ich danke, Mütterchen!“ versetzte der Knabe, der die Hand ausstreckte und vor Freude hüpfte.

„Komm hierher, kleiner Bursche, ich will Dir Deinen Gürtel umschnallen und Deinen Hut aufsetzen, damit man nicht sagt, Herr von Beaufire lasse sein Kind ganz zerlumpt auf der Straße gehen, was ihm gleichgültig ist, ihm, der kein Herz hat, worüber ich aber vor Scham sterben würde.“

Der Knabe hatte große Lust, was auch die Nachbarn über den muthmaßlichen Erben des Hauses Beaufire sagen dürften, ohne Hut und Gürtel wegzulaufen, denn er hatte die Nützlichkeit dieser Gegenstände nur so lange anerkannt, als sie durch ihre Frische und ihren Glanz die Bewunderung der anderen Kinder erregten. Da aber Gürtel und Hut eine der Bedingungen der zwei Sous

Digitized by Google

waren, so mußte sich der junge Schreihals, so widerspänstig er war, wohl fügen.

Er tröstete sich damit, daß er, ehe er wegging, sein Zwei-Sous-Stück seinem Vater unter die Nase hielt, — ein reizender Spaß, über den Herr von Beausire, in seinen Berechnungen versunken, nur einfach lächelte.

Dann hörte man seinen ängstlichen, obwohl durch die Naschhaftigkeit beschleunigten, Tritt auf der Treppe sich verlieren.

Die Frau, nachdem sie ihrem Kinde mit den Augen gefolgt war, bis sich die Thüre wieder hinter ihm zugethan hatte, lenkte ihren Blick vom Sohne auf den Vater zurück und sagte nach einem kurzen Stillschweigen:

„Ah! Herr von Beausire, Ihr Verstand wird uns doch aus der elenden Lage, in der wir uns befinden, reißen müssen, sonst müßte ich zu dem meinigen Zuflucht nehmen."

Und sie sprach diese letzten Worte, indem sie sich zierte wie eine Frau, der ihr Spiegel am Morgen gesagt hätte: „Sei ruhig, mit diesem Gesichte stirbt man nicht Hungers!"

„Du siehst ja, meine kleine Nicole, daß ich mich hiemit beschäftige," erwiederte Herr von Beausire.

„Ja, indem Du Karten umschlägst und Cartons durchstichst."

„Ich sage Dir aber, daß ich sie gefunden habe!"

„Was?"

„Meine Martingale."

„Gut, das fängt wieder an! Herr von Beausire, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich in meinem Gedächtnisse unter meinen alten Bekannten suchen werde, ob nicht einer darunter ist, der die Macht hätte, Sie als Narren nach Charenton bringen zu lassen."

„Ich sage Dir, daß sie unfehlbar ist!"

„Ah! wäre Herr von Richelieu nicht todt!" murmelte die junge Frau.

Digitized by Google

„Was sprichst Du?“

„Wäre der Herr Cardinal von Rohan nicht zu Grunde gerichtet!“

„Wie?“

„Wäre Frau von La Mothe nicht auf der Flucht!“

„Was beliebt?“

„Man würde die Mittel finden und wäre nicht genöthigt, das Elend eines solchen alten Strolchs zu theilen.“

Und mit der Geberde einer Königin bezeichnete Mademoiselle Nicole Legay, genannt Madame Oliva, verächtlich Beaustre.

„Ich sage Dir aber,“ wiederholte dieser mit dem Tone der Ueberzeugung, „morgen werden wir reich sein!“

„Millionen?“

„Millionen!“

„Herr von Beaustre, zeigen Sie mir die ersten zehn Louis d'or von Ihren Millionen, und ich werde das Uebrige glauben.“

„Du wirst sie heute Abend sehen, diese ersten zehn Louis d'or.“

„Und Du willst sie mir geben?“ fragte lebhaft Nicole.

„Das heißt, ich werde Dir fünf davon geben, um ein seidenes Kleid für Dich und ein Sammetröckchen für den Kleinen zu kaufen; mit den fünf anderen . . .“

„Nun, mit den fünf anderen?“

„Bringe ich Dir die versprochene Million.“

„Du willst abermals spielen, Unglücklicher?“

„Wenn ich Dir sage, daß ich die unfehlbare Martingale gefunden habe.“

„Ja, die Schwester von der, mit welcher Du die sechzigtausend Livres, die Dir von Deinem Geschäfte mit Portugal blieben, verbraucht hast.“

„Ein schlecht erworbenes Geld bringt keinen Vortheil,“ erwiederte Beaustre sentenziös, „und es war immer

Digitized by Google

meine Idee, die Art, wie uns jenes Geld zugekommen, habe uns Unglück gebracht."

„Es scheint also, dieses fällt Dir durch die Erbschaft zu. Du hattest einen Oheim, der in America oder in Indien gestorben ist, und er hinterläßt Dir zehn Louis d'or."

„Diese zehn Louis d'or, Mademoiselle Nicole Legay," sprach Beausire mit einer gewissen erhabenen Miene, „diese zehn Louis d'or, hören Sie? werden nicht nur auf eine ehrliche, sondern auch auf eine ehrenvolle Art verdient werden, und zwar in einer Sache, bei der ich, wie der ganze Adel Frankreichs, interessirt bin."

„Sie sind also von Adel, Herr Beausire?" versetzte Nicole hohnlächelnd.

„Sagen Sie von Beausire, Mademoiselle Legay, von Beausire," erwiederte er mit Nachdruck, „wie dies constatirt der Geburtsschein Ihres Kindes, abgefaßt in der Saint-Paul-Kirche und unterzeichnet von Ihrem Diener Jean Baptiste Toussaint von Beausire an dem Tage, wo ich ihm meinen Namen gegeben habe."

„Da haben Sie ihm ein schönes Geschenk gemacht!" murmelte Nicole.

„Und mein Vermögen!" fügte Beausire emphatisch bei.

„Schickt ihm der gute Gott nicht etwas Anderes," sagte Nicole den Kopf schüttelnd, „so ist der arme Kleine sicher, daß er von Almosen leben und im Spital sterben wird."

„Wahrhaftig, Mademoiselle Nicole," versetzte Beausire unwillig, „das ist nicht auszuhalten, Sie sind nie zufrieden."

„So halten Sie es doch nicht aus!" rief Nicole, welche endlich ihrem lange unterdrückten Zorne die Zügel schießen ließ. „Ei! guter Gott, wer bittet Sie denn, es auszuhalten? Gott sei Dank! ich bin für meine Person und für die meines Kindes nicht in Verlegenheit,

Digitized by Google

und schon heute Abend kann ich auch anderswo Glück suchen."

Nach diesen Worten stand Nicole auf und machte drei Schritte gegen die Thüre.

Beaufire seinerseits machte einen gegen dieselbe Thüre und versperrte sie, beide Arme öffnend.

„Aber, Böse," rief er, „wenn man Dir doch sagt, daß dieses Vermögen heute Abend kommt . . ."

„Nun?" fragte Nicole.

„Es kommt heute Abend; wenn man Dir sagt, daß, sollte die Martingabe falsch sein, — was nach meinen Berechnungen unmöglich ist, — fünf Louis d'or verloren wären und nicht mehr."

„Es gibt Augenblicke, wo fünf Louis d'or ein Vermögen sind, hören Sie, Herr Verschwender! Sie wissen das nicht, Sie, der Sie Gold so schwer wie dieses Haus verzehrt haben."

„Das ist ein Beweis für mein Verdienst, Nicole; habe ich dieses Gold verzehrt, so hatte ich es gewonnen, und wenn ich es gewonnen hatte, so kann ich es abermals gewinnen; übrigens gibt es einen Gott für die gewandten Leute."

„Ah! ja, darauf rechne!"

„Mademoiselle Nicole, sollten Sie zufällig Atheistin sein?"

Nicole zuckte die Achseln.

„Sollten Sie aus der Schule von Herrn von Voltaire sein, der die Vorsehung leugnet?"

„Beaufire, Sie sind ein Dummkopf," sagte Nicole.

„Man dürfte sich, da Sie vom Volke herkommen, nicht wundern, wenn Sie solche Ideen hätten. Ich muß Ihnen bemerken, daß es nicht diejenigen sind, welche meiner gesellschaftlichen Kaste und meiner politischen Meinung angehören."

„Herr von Beaufire, Sie sind ein Unverschämter," rief Nicole.

Digitized by Google

„Ich glaube, verstehen Sie? ich, ich habe den Glauben; und sagte mir Einer: „„Dein Sohn, Jean Baptiste Toussaint von Beausire, der hinabgegangen ist, um rothen Gerstenzucker für ein Zwei-Sous-Stück zu kaufen, wird, mit einer Börse voll Gold in der Hand heraufkommen,““ so würde ich antworten: „„Das kann sein, wenn es der Wille Gottes ist!““

Hiebei schlug Beausire seine Augen frommgläubig zum Himmel auf.

„Beausire, Sie sind ein einfältiger Tropf!“ sagte Nicole.

Sie hatte diese Worte noch nicht vollendet, als man auf der Treppe die Stimme des jungen Toussaint hörte.

„Papa! Mama!“ rief er.

Beausire und Nicole horchten bei dieser geliebten Stimme.

„Papa! Mama!“ wiederholte die Stimme, welche immer näher kam.

„Was ist geschehen?“ rief Nicole, während sie die Thüre mit einer ganz mütterlichen Besorgniß öffnete. „Komm, mein Kind, komm!“

„Papa! Mama!“ fuhr die Stimme fort, immer näher kommend, wie die eines Bauchredners, der sich den Anschein gibt, als öffnete er die Thüre eines Kellers.

„Ich würde nicht erstaunen,“ sagte Beausire, der in dieser Stimme das auffaßte, was sie Freudiges hatte, „ich würde nicht erstaunen, wenn das Wunder sich verwirklichte und der Kleine die Börse gefunden hätte, von der ich so eben sprach.“

In diesem Augenblick erschien das Kind auf der letzten Stufe der Treppe und stürzte in das Innere; es hielt im Munde sein Stück rothen Gerstenzucker, schloß mit seinem linken Arm einen Sack Zuckerwerk an seine Brust und zeigte in seiner offenen und ausgestreckten rechten Hand einen Louis d'or, der beim Scheine des magern Talglichtes glänzte wie der Stern Aldebaran.

Digitized by Google

„Ah! mein Gott! mein Gott!“ rief Nicole, welche es der Thüre überließ, sich allein zu schließen. „Was ist Dir denn begegnet, liebes armes Kind?“

Und sie bedeckte das schmierige Gesicht des jungen Toussaint mit jenen mütterlichen Küssen, welche nichts anekelt, weil sie Alles zu reinigen scheinen.

„Es ist,“ sagte Beausire, indem er sich geschickt des Louis d'or bemächtigte und ihn beim Lichte prüfend betrachtete, „es ist ein ächter Louis d'or, vierundzwanzig Livres werth.“

Dann kam er zu dem Kinde zurück und fragte:

„Wo hast Du das gefunden, Bürschchen, damit ich die andern suchen kann?“

„Ich habe es nicht gefunden,“ erwiederte das Kind, „man hat es mir geschenkt.“

„Wie! man hat es Dir geschenkt?“ rief die Mutter.

„Ja, Mama, ein Herr.“

Nicole war nahe daran, wie Beausire es bei dem Louis d'or gemacht hatte, zu fragen, wo dieser Herr sei.

Doch klug durch die Erfahrung, denn sie wußte, wie empfindlich Beausire im Punkte der Eifersucht war, wiederholte sie nur:

„Ein Herr!“

„Ja, Mütterchen,“ antwortete das Kind, während es seinen Gerstenzucker unter seinen Zähnen krachen ließ, „ein Herr!“

„Ein Herr!“ wiederholte Beausire ebenfalls.

„Ja, Papachen, ein Herr, der beim Spezereihändler eintrat, während ich dort war; er sagte: „„Herr Specereihändler, ist es nicht ein junger Edelmann Namens von Beausire, den Sie in diesem Augenblicke zu bedienen die Ehre haben?““

Beausire warf sich in die Brust; Nicole zuckte die Achseln.

„Und was hat der Specereihändler geantwortet, mein Sohn?“ fragte Beausire.

Digitized by Google

„Er hat geantwortet: „„Ich weiß nicht, ob er Edelmann ist, aber er heißt wirklich Beaufire.““ „„Und wohnt er nicht ganz hier in der Nähe?““ fragte der Herr. „„Dort in dem Hause links, im dritten Stocke.““ „„Geben Sie diesem Kinde alle Arten von guten Dingen, ich bezahle,““ sagte der Herr. Und zu mir sprach er: „„Hier, Kleiner, da ist ein Louis d'or; dafür kaufe Dir andere Bonbons, wenn diese gegessen sind.““ Und er legte mir den Louis d'or in die Hand; der Specereihändler gab mir dieses Paquet auf den Arm, und ich ging sehr zufrieden weg ... Halt! wo ist denn mein Louis d'or?“

Und der Knabe, der die Escamotage von Beaufire nicht gesehen hatte, fing an auf allen Seiten zu suchen.

„Kleiner Ungeschickter,“ sagte Beaufire, „Du wirst ihn verloren haben!“

„Nein! nein! nein!“ rief das Kind.

Dieser Streit hätte ernster werden können, ohne das Ereigniß, das sogleich folgen wird und demselben ein Ende machen mußte.

Während das Kind, noch an sich selbst zweifelnd, auf der Erde den Louis d'or suchte, welcher schon im doppelten Boden der Westentasche von Beaufire ruhte; während Beaufire den Verstand des jungen Toussaint bewunderte, der sich durch die von uns mitgetheilte Erzählung geoffenbart, welche sich vielleicht ein wenig unter unserer Feder verbessert hat; während sich Nicole, die Begeisterung ihres Liebhabers für diese frühreife Beredtsamkeit theilend, im Ernste fragte, wer dieser Spender von Bonbons und Louis d'or sein könnte, wurde die Thüre geöffnet, und eine äußerst sanfte Stimme ließ die Worte vernehmen:

„Guten Abend, Mademoiselle Nicole; guten Abend, Herr von Beaufire; guten Abend, junger Toussaint.“

Alle Drei wandten sich nach der Seite um, von der die Stimme kam.

Digitized by Google

Auf der Schwelle stand, mit einem diesem Familiengemälde zulächelnden Gesichte, ein sehr eleganter Mann.

„Ah! der Herr mit den Bonbons!“ rief der junge Toussaint.

„Der Graf von Cagliostro!“ sagten gleichzeitig Nicole und Beausire.

„Sie haben da ein reizendes Kind, Herr von Beausire,“ sprach der Graf, „und Sie müssen sich äußerst glücklich fühlen, Vater zu sein.“

Digitized by Google

In unsrem Verlage sind ferner erschienen:

Bernoulli, Prof. Dr. Chr., Technologische Handencyklopädie, oder eine gedrängte Darstellung der technischen Gewerbe, ihrer wesentlichsten Fortschritte in neuester Zeit und ihres dermaligen Betriebs zumal in Deutschland. Lex.-8. 15 Bog. brosch. Preis 1 Thlr. 3 Ngr. oder 1 fl. 48 kr.

Bischoff, Dr. G. W., Prof. in Heidelberg, Die Botanik in ihren Grundrissen mit Rücksicht auf ihre historische Entwickelung. Lex.-8. brosch. 9 Bogen. 21 Ngr. oder 1 fl. 12 kr.

Blum, Dr. J., Prof. in Heidelberg, Grundzüge der Mineralogie und Geognosie. Lex.-8. brosch. 11 Bogen. 24 Ngr. oder 1 fl. 15 kr.

Bronn, Dr. H. G., Prof. in Heidelberg, Allgemeine Zoologie, Lex.-8. brosch. 33 Bogen. 2 Thlr. 6 Ngr. od. 3 fl. 45 kr.

Emmert, Dr. Karl, Lehrbuch der Chirurgie. Mit mehr als tausend in den Text gedruckten Holzschnitten. 1. Band enthält Allgemeine Chirurgie. Lex.-8. 57 Bog. brosch. 5 Thlr. 4 Ngr. oder 8 fl. 42 kr.

Flegler, Alex. Geschichte des Alterthums. Lex. 8. brosch. 19 Bogen. 1 Thlr. 9 Ngr. oder 2 fl. 12 kr.

Fraas, Prof. Dr., Historisch-encyklopädischer Grundriß der Landwirthschaftslehre. Lex.-8. brosch. 13 Bogen. 28 Ngr. oder 1 fl. 30 kr.

Grieb, Dr. Chr. Fr., Populäre Gesellschafts-Oekonomie, enthaltend eine gedrängte Darstellung 1) der Geschichte der politischen Oekonomie, 2) der politischen Oekonomie der Adam Smith'schen Schule und 3) der Arbeiten der Socialisten. Lex.-8. brosch. 22 Bogen. 1 Thlr. 16 Ngr. oder 2 fl. 42 kr.

Jolly, Dr. Ph., Die Principien der Mechanik gemeinfaßlich dargestellt. Mit 102 in den Text gedruckten Holzschnitten. Lex.-8. br. 11 Bogen. 28 Ngr. oder 1 fl. 30 kr.

Digitized by Google

Digitized by Google